40
Per.
6
cd

4° Per. 6 cd (1836

Digitized by Google

S

<36607358670016

<36607358670016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. N° 1.

An die Stadt Bamberg.

Gefällſt mir wohl vor allen,
Du ländlich freie Stadt,
Die Wein und Nachtigallen
Und ſchöne Frauen hat!
Du recht ein Gottes Garten!
Dem Nord ein Chernbs Schwerdt
Auf hoher Berge Warten
Zu dir den Eingang wehrt.

Hier weht mit lanem Odem
Schon ſüdlich milde Lnft,
Quillt aus wohllüſt'gem Boden
Berauſchend ſüßer Dnft,
Der Wallnuß kraft'ge Fülle
Wächſt eichendick im Thal,
In ſonn'ger Gärten Stille
Der Mandelbanm zumal.

Wie grüne Mutter-Brüſte
Schwillt Berg an Berg mit Wein
In üppigem Gelüſte
Dreiſt in die Stadt hinein;
Leiſ' in einander fließen
Natur und Menſchenhaus,
Und keine Mauern ſchließen
Die blaue Freiheit aus.

Und ob der Stadt hoch oben,
In Reben und Gebüſch,
Die alte Burg da droben,
Wie kühn nnd maleriſch!
Dort anf dem weißen Thurme
Steht Nachts der Adalbert,
Umbrauſt vom ew'gen Sturme,
In blankem Stahl nnd Schwert.

Hat anch die alte Veſte
Jahrhunderte erblickt:
Doch heute noch der Reſte
Beſchauung uns entzückt.

Die Burg der alten Grafen
Liegt wohl in Trümmern meiſt,
Doch iſt noch nicht entſchlafen
Der Adalbeete Geiſt.

Geſegnet wie ſein Acker,
Im Herzen Deutſchlands recht,
Wohnt hier ein kernhaft wacker
Und fröhliches Geſchlecht;
Recht aus dem tiefſten Borne
Strömt unverfälſcht das Blut,
Gleich raſch zu Lieb' und Zorne,
Ein friſcher freier Muth.

Gegrüßt mit Feierklange,
Du deutſches Paradies!
Du Stadt, die ſich ſo lange
Gaſtfreundlich mir bewies!
Erbant auf ſieben Höhen,
Ein freundlich kleines Rom,
Und drüber hin zu ſehen
Wie weit der alte Dom!

Die viergethürmten Zinnen
Schaun ernſt und ſtolz herab,
Und das Gewölbe drinnen
Umſchließt manch hehres Grab.
In wohlgeweihtem Grunde
Dort Kaiſer Heinrich ruht
Bei ſeiner Knnignnde,
Bewährt in Feuers Glut.

Du frommer Geiſt, o walte
Stets über dieſem Ort!
Ihn deutſch und frei erhalte,
Gleich dir in That und Wort!
Dein Grab in unſern Mauern
Sey nns an Pfandes Statt,
Daß ewiglich ſoll dauern
Und blühn die gute Stadt.

Reliquie v. Dr Wetzel.

Eine Ahnung.

(Aus einem Reiſetagbuch von 1817.)

Seit mehr denn zwei Jahrhunderten waren die Grafen von R*** Herren eines der anmuthigſten Landgüter in Holſtein geweſen. So langer und ungeſtöeter Familienbeſitz, ſo manche daean geknüpfte freudige Erinnerung aus dee Geſchichte ihres nicht unberühmten Hauſes hatten den Enkeln das Gut ehrwürdig gemacht, und bis jetzt in keinem den Gedanken einer Veräuſſerung aufkommen laſſen. Viele Jahre ſchon hatte es auch der letzte Beſitzer ruhig, und lieber als ſeine andern, weit größeren Güter in Dänemark, bewohnt, als Vaſallenpflicht ihn an den Hof nach Copenhagen rief. Nur wenige Monate verweilte er da, aber ſo ſehr hatte der Glanz der Königsſtadt den ſchon ältlichen Mann umſponnen, daß er bei der Rückkunft auf ſeinem ſtill und einſam gelegenen Stammgute ſich gar nicht mehr gefallen wollte. Er beſchloß, den nächſten Wintee wenigſtens in der Hauptſtadt zu verleben; aber bald fühlte er ſich da, wo er ſeinen Reichthum, Rang, und auf der Ahnen Ehre gebauten Stolz vollkommen geltend machen konnte, feſt gebunden; er vergaß des Gutes in Holſtein, und mehrere Jahre vergingen, ohne ihn dahin zurück zu führen. Endlich nahm er ſeinen Wohnſitz für immer in Copenhagen, und ſuchte das Gut, ſo ihm völlig unbequem geworden, zu verkaufen.

94

Digitized by Google

Es war damals gerade die Zeit vorüber, in welcher franz. Knechtſchaft und Kriegsſtürme von den deutſchen Nord- und Oſtſeeküſten über den Rhein zurückgeſchlagen waren. Viele Kaufherren aus den Handelsſtädten, die jenen entflohen, zogen wieder in ihre neufreien Mauern, den alten Handel mit friſchem Muthe fortzuſetzen. Unter dieſen Rückkömmlingen war auch ein junger Kaufmann mit Weib und Kindern, dem die bange, wilde Kriegeszeit ein ſicheres Beſitzthum vor Allem werth gemacht hatte. Er hörte, des Grafen Gut ſey feil, und eilte, nichts Erwünſchlicheres kennend, es für ſich zu erwerben. Der Kauf war ſchnell geſchloſſen, und ſchon im Herbſte zog der neue Erb- und Gutsherr mit all' den Seinigen ein.

Wenige Tage waren ſeitdem vergangen; den Gutsherrn hatte die Jagd ſchon am Morgen in's Freie geführt, Frau und Schwägerin ſaßen gegen Abend allein in der Wohnſtube, manche häusliche und wirthſchaftliche Anordnung eifrig beſprechend. Da mit Eins hören ſie ein leiſes, tiefes Stöhnen; erſchreckt horchen ſie auf, aber, nichts weiter vernehmend, reden ſie bald unbeſorgt fort. Da noch einmal und viel lauter ſeufzt und ächzt es ſchwer und bange, wie in Todesnoth; ängſtlich fahren die Frauen von ihren Stühlen, und weil ſie nirgends Jemand ſehen, ſtürzen ſie ſchreiend auf die Hausflur. Sie rufen ihre Leute zuſammen, laſſen alle Winkel des Hauſes durchſuchen, aber nichts iſt zu ſehen, nichts zu hören, keiner der Leute hatte Etwas bemerkt. In die Wohnſtube zurückzugehen wagen ſie nicht, zu deutlich hatten ſie das Stöhnen und Seufzen gehört; auf der Hausflur warteten ſie der Ankunft des Jägers. Der, als ſie noch ganz ſchreckbetäubt ihm den Vorgang erzählen, lacht ſie aus, erklärt Alles geradezu für Täuſchung, Einbildung, und führt die Frauen ſcherzend ins Wohnzimmer zurück. Der Abend blieb ungeſtört.

Acht Tage nachher hatte ſich die Familie zur gewohnten Stunde beim Thee verſammelt, die Begebenheit ſelbſt war faſt aus Aller Gedächtniß. Der Mann allein möchte ſich ihrer wieder erinnern, und neckend zog er die furchtſamen Frauen damit auf. Auch dieſe lachten, wiewohl ſchüchtern, über ihre leere Furcht — da fängt plötzlich das Stöhnen und Seufzen wieder an, laut, langgehalten, wie aus tiefſter Bruſt, aus dem einen Winkel der Stube kommend. Starr ſitzen alle, ſelbſt der Gutsherr ſchweigt wie verſteint; das Stöhnen dauert fort, die Frauen fliehen in höchſtem Schrecken aus der Stube; der Mann, ſich faſſend, unterſucht ſchnell alle Zimmer, und eilt dann, alle Ausgänge des Hauſes beſetzen zu laſſen. Nun durchſucht er ſelbſt von neuem alle Stuben, Oefen, Schornſteine, Keller, läßt die Fußböden aufbrechen, die Tapeten abreiſſen — nirgends eine Spur menſchlicher Einwirkung, nirgends eine Möglichkeit des Betrugs, und Allen bleibt der Vorfall unerklärbar, und wird zuletzt noch furchtbarer durch den Gedanken, es möge Vorbedeutung großen Unglücks für ſie ſeyn.

Ein Vierteljahr fort kehrt dieß Wehklagen regelmäßig alle acht Tage, zur ſelben Stunde, wieder; dann hört es ganz auf. Jede Nachforſchung war umſonſt. — Kein Unfall trifft indeß die Familie; ihr Wohlſtand nimmt, bei ihrem häuslich würdigen Leben, ſichtbar zu, und ſo wird denn die wunderbare Erſcheinung allmählich vergeſſen. — So war ein Jahr vergangen ſeit dem Einzuge der neuen Herrſchaft. Mit mehreren Freunden feierte die Familie dieſen Tag, und ſaßeben beim fröhl. Abendeſſen — ein tiefes Geſtöhn durchdringt ſchneidend das Zimmer, aber mit dem einen Laut iſt es verhallt.

Nach vier Tagen erhält der Gutsherr die Nachricht aus Copenhagen, daß der Graf R**, der vorige Beſitzer des Landguts, in ziemlich ſchlechten Vermögensumſtänden geſtorben. Genau am Tage und zur Stunde jener Feier und jenes Wehrufs war er verſchieden, der Letzte ſeines Zweiges.

Auf dem Gute in Holſtein aber war von nun an nichts mehr zu hören, und leben Alle in Frieden und Freude bis auf den heutigen Tag. L.

Der Fürſt von Talleyrand u. die Fürſtin Poniatowska.

Wenn es wahr iſt, daß es auf dieſer Welt nur Weisheit und Thorheit, Klugheit und Unklugheit, Geſchicklichkeit und Ungeſchicklichkeit, Fähigkeit und Unfähigkeit, Gewandtheit und Ungewandtheit, Unwiſſenheit und Gelehrſamkeit giebt, nicht aber Glück, Unglück, Gelegenheit, Zufall, Schickſal, wie viele Leute behaupten, ſo iſt gewiß Hr. von Talleyrand der weiſeſte, der klügſte, der geſchickteſte, der fähigſte, der gewandteſte und der gelehrteſte Mann von der Welt. Dieſes lange Daſeyn war immer mit Allem, was die Menge ſich wünſcht, wornach die Ehrgeizigen ſtreben, wundervoll umringt; es fehlte ihm nichts von Allem, was man Glück zu nennen pflegt. Seit ſeinen erſten Schritten im Empfangſaale der Fürſtin von Conti, wo er als artiges, gefallſüchtiges, munteres Pfäfflein erſchien, bis zu der gezwungenen Ruhe des alten Diplomaten, den die Gicht in ſeinen Lehnſtuhl feſſelt, war Alles für ihn lauter Gelingen und Erfolg. Es iſt Stoff genug da, um Neid zu erregen und faſt an der Vorſehung zweifeln zu machen.

Hr. v. Talleyrand lebte in Seide, Sammet und Spitzen. Aber ſein immaterielles Daſeyn war eben ſo reich, wie dieſes materielle Leben, Alles lauter Glanz und Herrlichkeit. Als er in die Welt eintrat, nahm er zum Wahlſpruch: Nichts entbehren. Dieſen Wahlſpruch hat er beſtändig und ununterbrochen realiſirt; während ſeiner ganzen Laufbahn begegnete ihm nicht ein einziger Unfall, oder er erinnerte ſich wenigſtens an das, was La Rochefoucauld geſagt hat, es gebe keinen Unfall, aus dem ein Mann von Kopf nicht Nutzen ziehen könne. Der Backenſtreich Maubreuil's, die heftige Anrede des Marſchalls Lannes, das Falliment der Hrn. Paravey, ſeine Heirath ſelbſt, lauter Sachen, die das am feſteſten begründete Glück hätten umſtürzen können, glitten an Hrn. von Talleyrand vorbei, oder er wußte vielmehr alle dieſe Unglücksfälle in glückliche Ereigniſſe zu verwandeln. So machte er die Ohrfeige des Hrn. v. Maubreuil zu einem Fauſtſtreiche, der die Theilnahme des ganzen Hofes auf ihn zog; an das, was der Marſchall Lannes, Herzog von Montebello, in einem Augenblick von übler Laune in Hinſicht ſeiner geſagt haben mag, denkt er nicht mehr. Jener Ausfall machte nur die bekannte Aeußerung: Nous appelons militaire tout ce qui n'est pas civil, um ſo witziger. Bei der Nachricht von dem Fallimente des Hrn. von Paravey, als Hr. von Talleyrand gemerkt hatte, daß er zwei Millionen verlor, blieb ſein Geſicht ganz unempfindlich; man will nur aus der Tiefe ſeiner Bruſt ein hm! gehört haben; er gab kein anderes Zeichen von innerer Bewegung, und benutzte dieſe Thatſache, um Oekonomien zu bewerkſtelligen, die er ſich ſchon lange vorgenommen, aber nicht wirklich zu unternehmen gewagt hatte.

Noch eine Thatſache: Eines Nachmittags, im Empfangſaale, in der Straße Saint-Florentin, ging Jedermann leiſe auf den Zehen, als ob der weiche oder verſchwiegene Teppich klingend geweſen wäre, wie eine Metallplatte, und gekracht hätte, wie ein friſch gelegter Fußboden. Hr. von Talleyrand war tief eingeſchlafen, er hielt ſeine Mittagsruhe in einem Lehnſtuhl à la Voltaire, neben einem großen Feuer. Vor ſeinen Füßen lag eine Broſchüre. Dem Leſen dieſer Schrift verdankte er die ſüße Ruhe, die man mit ſolcher Sorgfalt

Digitized by Google

achtete. Es bekam Jemand den Einfall, dieſe Braſchüre aufzuheben, um zu ſehen, was ſie denn wahl enthalte, das ſo leicht einſchlafen mache. Es war eine abſcheuliche Schmähſchrift gegen Hrn. v. Talleyrand. Keine Beleidigung war herb, kein Spott beiſſend genug, um dieſen Panzer von Gleichgültigkeit und Egoismus zu durchſtechen; ſelbſt die Verſe der Nemeſis prallten ahnmächtig daran ab.

Am Ende ſeiner Laufbahn, und nach den Gunſtbezeugungen aller Könige, wurde ihm noch ein anderes Glück zu Theil. Der Himmel ſandte ihm eine wahre Freundin; auch dieſes ſa ſeltene Gut mußte er beſitzen. Dieſe Freundin war die Fürſtin Poniatowska.

Sie dachte nur an den Fürſten Moriz, ihm allein gehörte ihre Zuneigung; dem Fürſten zu gefallen, ſeinen dünnen und unbeweglichen Lippen ein Lächeln zu entlocken, oder um einen Blick zu erlangen, indem ſie die Ringe der langen Augenlieder, welche die Natur dem Hrn. v. Talleyrand gegeben hatte, gleichſam um ihn in den Stand zu ſetzen, ſeine Gedanken hinter einem undurchdringlichen Schleier zu verbergen, durch irgend ein wohlwollendes Gefühl in die Höhe hob, dies war der einzige Zweck aller Handlungen der Fürſtin Poniatowska, und wenn es je geſchah, daß ein ſanftes und freundliches Worl ſich mit dieſen Bezeigungen verband, die ſie hervorzurufen ſtrebte, dann war ihre Freude gränzenlos.

Dieſe keuſche Liebe war rein, wie jene von Philemon und Baucis; die beiden Helden dieſer zarten Anhänglichkeit waren über 70 Jahre alt.

Bezaubernd war die Gutmüthigkeit des Hrn. von Talleyrand in dieſem Umgang. Er ſtellte ſich gleichſam als Gattheit hin, athmete den Weihrauch, nahm die Opfer an, freute ſich der Anbetung und ließ ſich beim Schalle der Hymnen einwiegen, womit dieſe beſtändige, ergebene, herrliche Verehrung ihn umringte.

Was die Fürſtin Poniatowska auf der Welt am meiſten liebte, war eine Partie Whiſt mit ihrem Fürſten. So aft dieſes Glück ihr widerfuhr, verlor ſie 25 Louisd'ors. Kaum waren die Spielmarken abgerechnet, ſa war ihre größte Angelegenheit die, 25 ganz neue Zwanzigfrankenſtücke aufzubringen, die ſie dann in eine ebenfalls neue Börſe ſteckte; ſie legte ein wahlriechendes Brieſchen dazu und freute ſich bei dem Gedanken an das Vergnügen, womit der Fürſt dieſe glänzende Münze empfangen würde, wenn ſie ihm beim Aufſtehen wie ein Sonnenſtrahl entgegen blinkte.

In was für einem Lande Hr. van Talleyrand ſich auch befinden machte, ſa ſchrieb ſie ihm jeden Tag.

Sie ſuchte alle neuen, reichen, merkwürdigen, artigen Gegenſtände auf, ſie kaufte ſie, was ſie auch koſteten, und ſandte ſie dem Fürſten, wie jene frommen Glaubigen zu thun pflegen, die jeden Tag den Altar mit friſchen und neuen Blumen ſchmücken.

Zu Valençay ſand ſich eine Kirchenuhr van graßem Werth. Das Werk gerieth in Unordnung, und Hr. von Talleyrand, der unwillig darüber war, daß er die Stunden nicht mehr regelmäßig ſchlagen hörte, machte einſt deswegen eine kleine Bewegung mit der Schulter, welche Niemand bemerkte, welche aber die Fürſtin errieth, wie eine Mutter, die die geringſten Schmerzen eines geliebten Kindes erräth.

Als die ſchöne Jahreszeit zu Ende war, ging ſie zu Wagner; ſie bath ihn, nach Valençay zu reiſen, und das Uhrwerk zu unterſuchen. Es war in einem kläglichen Zuſtand, und zur Wiederherſtellung deſſelben war viel Zeit und viele Ausgaben nöthig. Der geſchickte Uhrenmacher erhielt Befehl, die Arbeit ſogleich anzufangen. Sie gelang ihm vollkommen, und als der folgende Frühling kam, ſchlug die Uhr wieder ſo pünktlich, wie die Kanone im Palais-Royal. Der Fürſt machte gar keine Bemerkung darüber, und doch hatte die Wiederherſtellung viel Mühe, einen langen Aufenthalt der Arbeiter, und ſtarke Summen erfordert.

Die Fürſtin Paniatowska iſt geſtorben. Die Zerrüttung ihres Vermögens hat zu einem langen, ſchwierigen, faſt ärgerlichen Prozeſſe Anlaß gegeben. Hr. v. Talleyrand genießt in Frieden die Pracht, womit ſie ſeine Aufenthaltsorte geſchmückt hatte, die ſie ſo gern verſchönerte; kurz war in ſeinem Munde die Leichenrede der Frau van Paniatowska; als er erfuhr, daß ſie in eine beſſere Well übergegangen war, begnügte er ſich mit der Ausrufung: „Arme Fürſtin.“

Dies erinnert an jene Warte Ludwigs XV., der, als er den Leichnam der Frau van Pampadaur ſah, und dabei gewahr wurde, daß es regnete, ſagte: „Die arme Marquiſin wird ſchlechtes Wetter bekammen.“

Bad Kiſſingen.

Seit mehreren Jahren hat die Bedeutſamkeit dieſes Badortes begonnen, ſa gewürdigt zu werden, wie ſie es mit Recht verdient; Kiſſingen nimmt unter den europäiſchen Kurorten jetzt einen ausgezeichneten Rang ein, ſowahl durch die großen erprobten Wirkungen der Heilkraft ſeiner Mineralwaſſer, als auch durch das von Jahr zu Jahr wachſende Zuſtrömmen van Fremden aus allen Ländern Europas; Kranke finden dart Linderung ihrer Leiden, Reiſende, denen es blas um das Vergnügen einer Badereiſe zu thun iſt, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft, den reichhaltigſten Staff zur Unterhaltung. Dieſes immer ſchönere Emporblühen, ſeinen ſtets zunehmenden Ruf, und den immer noch im Zunehmen begriffenen zahlreichen Beſuch der an Rang und Bildung ausgezeichnetſten Gäſte verdankt es einerſeits ſeiner vorzüglich ſchönen, und zugleich für intereſſante Ausflüge vom Badeorte ſelbſt ſo günſtigen Lage, wozu die anmuthigen Umgebungen des Städtchens ſelbſt, andrerſeits die Nähe der Städte Würzburg, Schweinfurt, der Bäder Bocklet und Brückenau, des Kreuzbergs, van welchem aus das entzückte Auge eine der reizendſten Ausſichten über einen graßen Theil des geſegneten Frankenlandes genießt, vorzüglich viel beitragen.

Insbeſondere dankt Kiſſingen viel dem hohen Intereſſe, das unſere erleuchtete Staatsregierung durch Aufſtellung einer eigenen Bad-Inſpektion der Wichtigkeit des Bades widmet, indem ſie zugleich mit bedeutenden Koſten für beſſere Faſſung der Mineralquellen ſorgte, großartige Bauten zur Herſtellung von Wohnungen für ausgezeichnete Kurgäſte unternahm, und in jeder Hinſicht Alles that, um dem Badeorte auch jene äuſſere Ausſtattung zu geben, die er in Falge dieſer Obſorge theils ſchon hat, theils noch erhalten wird. Nebſtdem haben auch die Einwahner ihrerſeits Alles aufgewendet, was ihre Kräfte erlaubten, um durch Herſtellung guter Wege im Städtchen ſelbſt und zu den naheliegenden vorzüglich ſchönen Punkten, durch zweckmäßige, dem Geſchmacke der Zeit huldigende Wahnungen und andere lobenswerthe Einrichtungen den Badegäſten jene Annehmlichkeiten zu bielhen, die man in einem Bade erſten Ranges zu finden gewohnt iſt. Am meiſten zeugt van dem Intereſſe, das auch das nahe und ferne Ausland an dieſem Badearte nimmt, der Umſtand, daß ſeit einiger Zeit viele Ausländer daſelbſt ſich ankauften, und mit der Staatsregierung und den Einwohnern zuſammenwirkend, ihre Kapitalien zur Verſchönerung Kiſſingens verwendeten, geſchmackvolle Häuſer bauten, und ſanſtige Einrichtungen zur Erhöhung des Vergnügens der Kurgäſte trafen,

Digitized by Google

die ſich ohne Zweifel ſehr gut rentiren werden. — Um ſo verdienſtlicher erſcheint aber auch in Anbetracht der Wichtigkeit des Badeortes die Herausgabe eines Werkchens*), das das einer unſerer Mitbürger dahier, Herr Kaufmann Weber, der Kiſſingen jährlich beſucht, und dort ſtets eines der geſchmackvollſten Waarenlager hat, verfaßte, und auf welches wir hiedurch die Aufmerkſamkeit aller derjenigen lenken wollen, die dieſes Bad zu beſuchen gedenken. Dieſes Werkchen giebt in gedrängter Kürze genauen Aufſchluß über alle für den Beſucher des Bades, ſowohl in Beziehung auf den Gebrauch der Kur, als auf das Vergnügen, intereſſanten Punkte, und iſt außerdem mit 14 ſehr guten Stahlſtichen, von geübter Künſtlerhand gearbeitet, und die ſchönſten Punkte Kiſſingens und ſeiner Umgebung darſtellend, geſchmückt. Die ganze äußere Ausſtattung und die Behandlung des Gegenſtandes verdient alle Anerkennung, und wir ſind überzeugt, daß es für jeden, der Kiſſingen ſchon beſucht hat, eine angenehme Erinnerung hervorrufen, für den, der es noch zu beſuchen gedenkt, aber von vielſeitigem Nutzen ſeyn wird.

Turn-Anſtalten in Bayern.

In Preußen iſt bekanntlich durch eine Schrift des Profeſſors Dr. Lorinſer zu Breslau der Mangel an körperlicher Uebung und Ausbildung der Jugend in den öffentlichen Lehranſtalten und vielfache Erkrankung, Verkrümmelung, Siechheit derſelben als Folge hievon neuerlich hervorgehen werden, und nun ein hitziger Streit unter den Schulmännern darüber entſtanden. In Bayern (auch in Würtemberg) iſt dieſe wichtige Frage der Erziehungslehrer längſt und ohne literariſche Fehde gelöst. Der neue Studienplan ſchreibt die Errichtung von Turn-Anſtalten, bei den lateiniſchen Schulen und den Gymnaſien vor, (bei dem Heere beſtehen ſie ſchon ſeit Jahren) und eben jetzt iſt man überall, wo ſie noch nicht in's Leben getreten ſind, mit deren Einführung beſchäftigt. So namentlich in Bamberg, wo ſelbſt dermal mit den ſtädtiſchen Behörden wegen Ausmittelung des geeigneten Platzes dazu Verhandlung ſtatt findet. — Je größer die Anforderungen, die geiſtige und moraliſche Ausbildung unſerer Jugend in jetziger Zeit ſind, und bei der vordem nie gekannten Raſchheit der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, der Cultur, überhaupt ſeyn müſſen, deſto nothwendiger iſt möglichſt gleichſchritthaltige Pflege des Körpers, weil denn doch nur in einem geſunden Leibe eine geſunde kräftige Seele wohnen mag. Die verweichlichte Stubengelehrſamkeit, welche die friſche, oft rauhe, darum nicht minder gute Luft des Lebens kaum anhauchen darf, wenn ſie nicht kränkeln und ſich völlig verflachen ſoll, fördert in unſerer Epoche allſeitiger Rührigkeit, Conkurrenz und Steigerung der intellektuellen wie materiellen Intereſſen nichts. Göthe's vielbekannter Spruch: Grau Freund iſt alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum" findet gegenwärtig keine wahre Bedeutung, nur ein tüchtiges Studium, ein rüſtiges Eindringen in die Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, eine lebendige Erkenntniß und Auffaſſung der geiſtigen, ſittlichen und ſtaatsbürgerlichen Bedürfniſſe der Menſchen, dann ein thätiges Eingreifen für ihre Erhaltung und Ausbildung kann unſerem öffentlichen Leben von Nutzen ſeyn; dazu aber gehört geiſtige und körperliche Erkräftigung, Stärke zugleich. Die bayr. Staatsregierung verfolgt hier die wahre Richtung, und zwar auf dem beſten Wege, ohne Prunk und Geräuſch, darum nicht minder ſicher, und wenn ehedem anderwärts die „Turnanſtalten" ſo viel zu ſchaffen machten, weil ſie zu ſo vielerlei ihrer Beſtimmung ganz fremden, abweglichen Verkehrtheiten mißbraucht wurden, ſo werden wir bei uns in ihnen nur fröhliche Erholungsplätze einer geſitteten hoffnungsvollen Jugend zur Stärkung für ihre geiſtige Arbeit eröffnet, und unſern Aeltern und Erziehern durch ſie ohne Zweifel die Beſorgniſſe, über welche die Pädagogen anderer Länder ſich jetzt abkämpfen, auf ganz einfache, friedliche Weiſe erſpart ſehen.

*) Kiſſingen. Kurze Beſchreibung dieſer vortrefflichen Heilanſtalt, nebſt 14 feinen Stahlſtichen, die vorzüglichſten Plätze u. Umgebungen darſtellend. Ein Taſchenbuch für Badereiſende, zuſammengeſtellt von Friedrich Julius Weber. Bamberg, in Kommiſſion der Dedrich'ſchen Buchhandlung.

† München, Ende Junius. Bei uns folgt Feſt auf Feſt, und wir leben wahrhaft bloß der Gegenwart, ohne uns um die Stürme, die im Weſten von Europa wüthen, zu bekümmern und pflücken die Blumen, die Tag für Tag uns emporblühen. Keller und Gärten ſind ſeit Anfang dieſes Monats eröffnet, und die Anziehungskraft des Münchner Bieres iſt aus den vielen Schilderungen der hieſigen Blätter ſo bekannt, daß Sie zweifeln können, es ſeyen nicht alle Vergnügungsplätze um München zumal an den heiteren Abenden, deren wir uns ſeit einigen Tagen erfreuen, beſetzt. Am 25. Junius war in Neuberghauſen endlich die oft angekündigte und verſchobene muſikaliſche Unterhaltung: Herr Streck wußte ſeine vielen Zuhörer durch ſeine Walzer wirklich ganz zu bezaubern, und ſelbſt die nicht tanzluſtige Geſellſchaft wurde bei manchen Stellen ſo ergriffen, daß ſie in voller Bewegung der Seele und des Körpers ſich erhob. So gewaltig wirkten die freudigen Töne. Dazu kam noch die magiſche Beleuchtung durch farbige Glaskugeln zwiſchen den Baumzweigen: und ein voller Regen von Raketen, der ziſchend in die Lüfte ſich erhob und ſprühend niederſank gleich der Freude des ſchönen Abends. Herr Streck wird mit ſeinen Walzern ſich bald auch in den vornehmſten Städten Deutſchlands hören laſſen. — Was hier für die Kunſt geſchieht, iſt durch die ganze Welt geprieſen: am meiſten wird in dieſem Spätjahre die Eröffnung der Pinakothek das allgemeine Erſtaunen und die Bewunderung der Fremden und Einheimiſchen erregen; wer einen Blick in dieſe Zauberſäle thun dürfte, wie ſie gerade jetzt die raſtloſe Thätigkeit des Herrn Direktors von Dillis mit den Gemälden in ſchöner Anordnung ſchmückt, der iſt ganz begeiſtert. Die ehemalige Gallerie am Hofgarten iſt bereits ganz leer; zu welchem Zwecke dieſes Gebäude in Zukunft verwendet wird, iſt noch unbekannt. Die Pinakothek wird nichts aus der neuen Schule der lebenden Meiſter enthalten; die Bilder dieſer, mitunter einige der ſchönſten, welche die hieſige Galerie bisher ſchmückten, ſind nach Schleißheim überſetzt, wodurch dieſes Schloß aufs Neue ein intereſſanter Punkt wird, den Fremde gewiß nicht überſehen werden.

Zweiſilbige Charade.

Die Erſte.

Ich bin als Wappenſchild der Welt
An allen Ecken ausgeſtellt,
Ich bin bei Armen und bei Reichen
Den Herren und den Damen eigen,
Ich dien' der Liſt und dem Betrug,
Die Hoffarth hat mich nie genug,
Es muß der Mond mich ſelber haben,
Soll er mit ſeinem Licht euch laben.

Die Zweite.

Es fürchtet mich der Menſch im Wahn,
Er ſieht mich als ein Schreckbild an,
Ich nehm' ihm zwar ſein höchſtes Glück,
Doch geb' ich's beſſer ihm zurück.
Jetzt aber kann ſein kurzer Sinn
Noch nicht begreifen den Gewinn,
Doch einſtens wird's ihm ſonnenklar,
Daß ich ſein guter Engel war.

Das Ganze.

Wenn du das Ganze kannſt erkennen,
Darfſt du ein großes Glück es nennen,
Doch gräßlich iſt's und fürchterlich,
Sobald die Erſte täuſchet dich;
Du machſt zur Wahrheit dann die Zweite,
Und lieferſt ſelbſt ihr aus die Beute.

Alois Rauch.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. Nr. 2.

Jahreszeiten der Liebe.

Wenn der Winter trüb und düſter
Alle Freuden noch bedecket,
Blick' in meine glüh'nden Blicke:
Mehr, mein Mädchen, hab' ich nicht.

Kömmt der Frühling wie ein Bräut'gam
Laut begrüßt von Nachtigallen:
Höre meine Liebeslieder;
Mehr, mein Mädchen, hab' ich nicht.

Streut der Sommer ſeinen Segen
Rings in gold'nen Saaten nieder:
Nimm mein Herz und meine Treue;
Mehe, mein Mädchen, hab' ich nicht.

Streift der Herbſtwind durch die Stoppeln,
Brich aon des Verſchmähten Grabe
Dir des Jahres teztes Blümchen:
Mehr, mein Mädchen, hatt' ich nicht.

Bamberg, seen April 1828. S. C.

Schiffbruch des englischen Schiffes Francis Spaight.

Der Francis Spaight, ein ſchönes Schiff von 350 Tonnen, ging am 24. November 1835, mit Holz beladen, aus St. Jahann (auf der Inſel Neufaundland) unter Segel. Seine Mannſchaft beſtand aus vierzehn Leuten außer dem Kapitän und dem Boatsmann, aber dieſe Leute waren mit dem Seeweſen wenig vertraut, meiſtentheils Schiffer vam Fluſſe Shannon in Irland. Die acht ader zehn erſten Tage der Reiſe war das Wetter ſehr ſchön; plötzlich wurde es ſo ſchlecht, daß das Schiff ſich faſt ohne Segel van dem von hinten herkammenden Wind mußte fartreiben taſſen. In der Nacht vam 3. Dezember, gegen 3 Uhr Morgens, blieb es ſtehen, indem es die Seite gegen den Wind kehete, ohne daß man wußte warum, und die Wellen fingen an furchtbar daran zu ſchlagen. Tratz aller Bemühungen konnte es dem Kapitain nicht gelingen, ihm ſeine erſte Richtung wieder zu geben. Allerdings waren die Matroſen nicht allein ungeſchickt, ſondern auch ſo erſchracken, daß ſie ſeinen Befehl entweder nicht, aber ganz falſch vollzogen. Bald wurde man gewahr, daß das Schiff eine graße Oeffnung bekammen hatte, und ſich zuſehends mit Waſſer füllte. Der Kapitain wallte die Pumpen gebrauchen; aber wenn auch die Mannſchaft eifrig gearbeitet hätte, ſtatt ſich zu weigern, ſo wäre dieſe Arbeit dach vergeblich geweſen. Nach einer Stunde war das Schiff ganz vall Waſſer und ſchlug um; allein da es mit Holz beladen war, konnte es nicht untergehen. Die Mannſchaft flüchtete auf die Seite, die ſich nun oben befand, und klammerte ſich an verſchiedenen Theilen des Tauwerks an. Der Bootsmann und ein Matroſe, die gerade in den untern Schiffsraum hinabgeſtiegen waren, ertranken. Mit Hulfe einiger Leute, welche muthiger waren als die übrigen, gelang es dem Kapitain, den Fackmaſt und den großen Maſt abzuhauen, und das Schiff richtete ſich faſt ſogleich wieder auf.

Obgleich das Schiff nun gerade ſtand, ſo war es doch unter Waſſer, und auf dem Verdecke ging man im Waſſer bis über die Knöchel. Auf einer andern Seite kam Welle auf Welle, und um nicht fortgeriſſen zu werden, mußte man ſich an einem Seil oder irgend einem andern am Schiffe befeſtigten Gegenſtand halten. In dieſer ſchrecklichen Lage erwartete die Mannſchaft den Tag; dieſer kam nur, um ihr alle Gräuel derſelben zu zeigen. Alle Lebensmittel waren van den Wellen fortgeſchwemmt warden, oder die Kiſten und Fäſſer, worin ſie ſich befanden, ſo wie die Fäſſer mit ſüßem Waſſer, lagen an Orten, wohin man nicht mehr kommen konnte. Der Sturm legte ſich nicht, und um nicht von den Wellen fartgeriſſen zu werden, und ſich var Wind und Regen zu ſchützen, flüchteten die unglücklichen Schiffbrüchigen in die oberſte Kammer am Hintertheil des Schiffes. Aber auch da war Waſſer hineingedrungen, und ſie kannten keinen trockenen Platz finden, um ſich zu ſetzen aber ſich zu legen. Van Mattigkeit erſchöpft kannlen ſie nicht anders ausruhen, als indem ſie aufrecht ſtunden, und ſich an einander lehaten. Der Reihe nach mußte immer einer van ihnen auf dem Hintertheil des Schiffes auf der Wache ſeyn, um herumzuſchauen und zu ſehen, ab er nicht etwa ein Fahrzeug entdeckte. Gegen Mittag erblickte man eines in graßer Ferne, nnd ſie glaubten einige Zeit, daß es auf ihre Seite komme; es war aber zu weit entfernt, als daß ſie ihm ein Zeichen hätten geben können, und bald verlaren ſie es aus den Augen.

Dieſer Tag und der folgende gingen vorbei, ohne daß das Wetter ſich änderte; am dritten Tag fing der Wind an ſich zu legen, das Meer wurde ruhig, das Schiff blieb feſt ſtehen, und das Waſſer, das ſich in der Kammer befand, lief ab bis auf die Mitte des Verdeckes. Jetzt konnten ſie ſich auf die naſſen Bretter tegen, und einige Ruhe genießen. Obgleich der Schtaf in dieſem Augenblick das dringendſte Bedürfniß der fünfzehn Unglücklichen war, die nun mit einander gegen einen furchtbaren Toa zu kämpfen hatten, ſo ließen dach bald auch andere eben ſo unabwendbare Bedürfniſſe ſich verſpüren. Schon drei Tage hatten ſie keine Nahrung mehr zu ſich genammen, und nichts anders getrunken, als einige Flaſchen Wein, die in ihrer Kammer zufällig gefunden, und in kleinen Gläschen nach und nach ausgetheilt worden waren, und außerdem ein wenig Regenwaſſer, das ſie in einem irdenen Deckel van Zeit zu Zeit ſammelten. Unbegreiflich iſt es, daß dieſe geringe Quantität Waſſer hinreichte, um ihnen über 14 Tage lang das Leben zu erhalten.

Am ſiebenlen Tage hallen ſie auf's neue ein Schiff ent-

deckt, in einer Entfernung von etwa vier Meilen. Dieſer Anblick belebte ihre Hoffnung wieder; die Luft war rein, und ſie hofften, die Mannſchaft dieſes Schiffes werde das Zeichen, das ſie gaben, indem ſie in dem Tauwerk des Hintermaſtes, des einzigen, der noch aufrecht ſtand, eine Flagge und ein Stück eines Segels entfalteten, unfehlbae bemerkt haben; aber das Schiff machte keine Bewegung, um ſich ihnen zu nähern, und nach wenigen Stunden verſchwand es am Horizont. Schreckliche Verzweiflung erfüllte darauf Aller Herzen. Sollten ſie den qualvollen Hungertod ſterben? Sie hatten verſucht, ſich ihrer Schuhe, ihrer ledernen Hoſenträger, ja ſogar der hornenen Knöpfe ihrer Matroſenweſten als Nahrungsmittel zu bedienen. Das Schiff befand ſich noch in der Umgegend der großen Bank von Neufoundland, die ſich mehrere hundert Meilen weit in's Meer erſtreckt; das Meer war fiſchreich, allein es fehlte ihnen an Werkzeugen zum Fiſchen, und hätten ſie auch einige Angeln verfertigen können, ſo hätten ſie doch keine Lockſpeiſe für die Fiſche gehabt, um ſie daran zu ſtecken. Die Seevögel flogen haufenweiſe über ihren Häuptern weg, allein ſie hatten keine Gewehre, um deren zu ſchießen.

Vierzehn Tage verſtrichen in dieſer furchtbaren Lage, die an des Tantalus Pein erinnert. Die Gemüther waren erbittert, wie es bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich geſchieht, die Charactere rauh geworden, und an die Stelle der Liebesgefühle, die anfangs dieſe Unglücklichen unter ſich verbunden hatten, war ein bis zur Grauſamkeit getriebener Egoismus getreten. Die Stärkſten ſchlugen die Schwächern, und trieben ſie mit Gewalt zur Kammer hinaus, die zu klein war, um ſie alle zu faſſen; ſie ließen ſie der ſchlimmen Witterung ausgeſetzt, die ſo kalt und ſo feucht war, als ſie in jener Breite es ſeyn kann.

Am ſechszehnten Tage, dem 19. Dezember, hätte man an den Bewegungen dieſer Unglücklichen bemerken können, daß etwas Außerordentliches im Plane war. Das unſelige Geheimniß erklärte ſich bald. Der Kapitän verſammelte alle ſeine Unglücksgefährten in der Kammer, ſtellte ihnen vor, daß die Entbedeungen, welche ſie ſchon erduldet, Alles übertroffen, was der menſchlichen Natur möglich ſcheine zu ertragen, daß ſie offenbar dem Ziele ihres Daſeyns nahe ſeyen, und daß in dieſem grauſamen Augenblicke es ſich nur frage, ob ſie alle ſterben ſollen, oder ob nicht einer von ihnen aufgeopfert werden ſolle, um den übrigen das Leben zu erhalten. Auf dieſe Weiſe, ſetzte er hinzu, könnten wir vielleicht unſer Leben friſten, bis etwa ein Schiff uns zu Hülfe kommt. Zum Schluſſe ſchlug er vor, unter den vier jungen Leuten, (Schiffsjungen und Novizen), die zur Mannſchaft gehörten, zu looſen, da der Verluſt des einen von ihnen nicht ſo groß ſeyn könne, wie der eines der erwachſenen Männer, die Frauen und Kinder zu erhalten hätten.

Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und das Loos fiel auf einen Schiffsjungen Namens O'Brien. Der arme Junge hörte ſein Urtheil, ohne die geringſte Gemüthsbewegung zu zeigen. Man ſagte ihm, er ſolle ſich zum Tode vorbereiten, und er zeigte nicht die geringſte Veränderung in ſeinen Zügen. Der Kapitän ſchlug die ſanfteſte Todesart vor, nämlich das Aufſchneiden einer Ader am Arm. O'Brien machte keine Einwendung. Der Kapitän rief dem Koche und hieß ihn die Operation machen, mit der er vertraut ſeyn ſollte, da ſein Amt ihn ſchon oft in den Fall geſetzt hatte, manchem Stück Geflügel Ader zu laſſen. Der Koch weigerte ſich aus allen Kräften; da aber die übrige Mannſchaft ihm drohte, ihn ſelbſt zu tödten, ſo verſtand er ſich endlich zu dem, was man von ihm forderte. O'Brien zog ſeine Weſte aus, ohne daß man es ihm befahl, ſtülpte ſeine Hemdärmel auf, und ſtreckte den rechten Arm hin, indem ee ſeine Gefährten bloß bat, wenn etwa einer von ihnen ſo glücklich ſeyn ſollte, wieder nach Irland zurückzukommen, ſeiner armen Mutter zu erzählen, was ihm widerfahren ſey.

Der Koch ſchnitt mit einem kleinen Sackmeſſer und mit zitternder Hand die Adern entzwei, es kam aber kein Blut. Alle Anweſenden ſchanten einander unruhig an, und ſchienen ſich zu fragen, was hier zu thun ſey. Der Schiffsjunge half ihnen aus der Verlegenheit; er ließ ſich von dem Koch das Meſſer geben, und ſagte, er würde ſich ſelbſt Ader laſſen. Der Kapitän rieth ihm, am linken Arm die Ader durchzuſchneiden; der arme Junge that dies ſo gut, wie ein Chirurg es mit ſeiner Lanzette hätte machen können; es ſpritzte aber kein Blut heeaus. Jedermann ſchien beſtürzt. Nach einee oder zwei Minuten rief der Kapitän aus, es ſey unnöthig, dieſen Knaben noch länger leiden zu machen, man müſſe auf einen Streich fertig werden und ihm die Kehle durchſchneiden. Da erſchrack O'Brien zum erſten Mal; er warf ſich auf die Kniee, und mit gefalteten Händen bat er ſeine Gefährten, ihm ein wenig Aufſchub zu gönnen; er bemerkte ihnen, daß ſein Blut nicht fließe, weil er kalt habe und von Mattigkeit erſchöpft ſey; wenn man ihn hingegen ein wenig ſchlafen ließe, ſo würde er ſich erwärmen und ſein Blut wieder in Umlauf kommen. Seine Bitte wurde nicht erhört, und der Kapitän, der immer nur die Abſicht hatte, ſeine Leiden zu verkürzen, gab Befehl, ihn zu ergreifen und ihm auf der Stelle die Kehle durchzuſchneiden. Der erbitterte Knabe wollte wiederſtehen, und drohete ſeinen Würgern, nach ſeinem Tode wieder zu kommen und ſie zu quälen; aber gegen ſo viele Menſchen war ſein Widerſtand vergeblich; O'Brien wurde an den vier Gliedern ergriffen, und man ließ den Koch kommen, um ihn zu erwürgen. Dieſer weigerte ſich auf's neue, dieſen Dienſt zu thun; da er jedoch einſah, daß wenn er auf ſeiner Weigerung beharrte, man ihm ſein Leben nehmen würde, ſtatt deßjenigen des Schiffsjungen, ſo ergab er ſich; bleich und zitternd näherte er ſich, und diesmal hatte er das Küchenmeſſer zur Hand genommen. Vergebens wehrte ſich O'Brien; man hielt ihm den irdenen Deckel unter den Hals, und hieß den Koch ſeine Pflicht thun! Dieſer Menſch, von Entſetzen erfüllt, bemühete ſich, Muth genug zu ſammeln, um die unmenſchliche Handlung zu verüben, die ihm befohlen war; da aber ſeine Augen denjenigen des Schiffsjungen begegneten, verlor er den Muth, und er bat die Matroſen und den Kapitän, ihn mit dieſem abſcheulichen Geſchäfte zu verſchonen. Ihr Geſchrei und ihre Drohungen überwanden endlich ſeine Menſchlichkeitsgefühle; er machte dem Schiffsjungen eine tiefe Wunde in den Hals, und nach einigen leichten Zuckungen hatte der unglückliche O'Brien ausgelebt.

Das noch warme Blut wurde den Matroſen angeboten, um nach der Reihe davon zu trinken; einige weigerten ſich im erſten Augenblicke; aber der Hunger, der ſie quälte, überwand endlich ihren Widerwillen. Man öffnete darauf den Leichnam, und ſchnitt die Glieder davon ab; dieſe wurden als Vorrath aufbewahrt, und am Hintertheile des Schiffes aufgehängt. Den Körper zerſchnitt man, und jeder, ſelbſt die Schiffsjungen, fiengen an, die Stücke deſſelben zu verzehren. Als aber der Hunger befriedigt war, ließ der Durſt, der bis dahin erträglich geweſen war, ſich noch grauſamee

als zuvor verſpüren, und es war kein Blut mehr zu trinken da. Die Unglücklichen ſuchten dieſen Durſt mit Meerwaſſer zu ſtillen; man weiß aber, was daraus gewöhnlich erfolgt. Einige wurden von heftigem Wahnſinne befallen, der bei einem Matroſen ſich bald in Tollheit verwandelte. Man erwartete nicht, bis er in den Zuckungen der Raſerei, die ihn erfüllte, ſterben würde; man erwürgte ihn, und ſein Blut diente dazu, den Durſt ſeiner Gefährten zu ſtillen. Am folgenden Tage geriethen zwei andere Matroſen in Wuth; man mußte ſie anbinden. Der Koch erhielt Befehl, dem einen derſelben die Kehle durchzuſchneiden, der andere ſtarb an der Krankheit, und vermied dadurch ein gleiches Loos.

Am neunzehnten Tage fühlte der Kapitän, der bisher am meiſten Geiſtesſtärke, und zugleich am meiſten phyſiſche Kraft bewahrt hatte, und eben deswegen faſt immer ſelbſt auf der Wache geweſen war, ſich ſo erſchöpft, daß man ihn in dieſem für die Rettung Aller ſo wichtigen Geſchäfte durch einen Matroſen mußte erſetzen laſſen. Kaum ſtand dieſer letztere an ſeinem Poſten, ſo erhob er ein Freudengeſchrei, welches die ſämmtlichen Schiffbrüchigen auf das Verdeck lockte. Es war wirklich ein Schiff, das zuſehends größer wurde, und offenbar ſich ihnen näherte. Sie ſteckten die Zeichen auf, ſo ſchnell als ihre übermäßige Schwäche es ihnen erlaubte. Sie hofften endlich den Augenblick ihrer Rettung zu erreichen. Dieſe Hoffnung war jedoch mit heftiger Angſt vermiſcht, und ihre Furcht, daß dieſes Schiff vorbeifahren möchte, wie die beiden übrigen, hörte nicht auf, bis es nahe genug war, um die Gegenſtände zu unterſcheiden; ſie hoben die entfleiſchten Gebeine O'Briens und der drei übrigen Geſchlachteten in die Höhe, um bei der Mannſchaft Mitleid zu erregen. Das Schiff ſandte ein Boot aus, welches ſich dem verſunkenen Francis-Spaight näherte, und die zehn Leute von ſeiner Mannſchaft, die noch lebten, befanden ſich bald am Bord der Agenora, eines amerikaniſchen Schiffes, deſſen Kapitän ſich beeiſerte, ſie zu verpflegen, um die noch übrigen Lebensfunken bei ihnen wieder anzufachen und ſie wegen ihres Unglücks zu tröſten.

Bayeriſche Forſtwirthſchaft.

Der Preis unſerer Hölzer ſteigt mit jedem Jahre. Die Concurrenz der Käufer des Holländer-Holzes nimmt zu, der Bedarf des Nutz- und Brennholzes noch mehr. In den Staats- und Privatwaldungen des Obermainkreiſes zumal haben die Preiſe eine Höhe erreicht, welche, ſo erfreulich ſie auch für ren Waldbeſitzer ſein mag, doch im Ganzen recht bedenklich wird. Wenn wir uns auch auf möglichſte Holzerſparung verlegen müſſen, und alle die alten hergebrachten Forſtgerechtſamen, die der Holzzucht nachtheilig ſind oder ſcheinen, mehr und mehe beſchränkt ſehen, dennoch erhöht ſich gerade jetzt der Verbrauch in Fabriken und andern großen Anlagen. Dadurch und durch die glänzenden Ausſichten, welche dem Holzabſatze auch mit dem Ludwigs-Donau-Main-Kanale, jetzt zu deſſen Anlage und ſpäter zum Verſchleiße, eröffnet werden, (abgeſehen noch von dem Holz- und Koſtenerforderniß für die projektirten Eiſenbahnen) ſtellt ſich die Pflege unſerer Wälder immer wichtiger dar. Nicht leicht iſt daher eine Schrift für Bayern zeitgemäßer und beherzigenswerther, als wie folgende:

Der Wälder Zuſtand und Holz-Ertrag, wie derſelbe mit ſeinen naturgeſetzlichen und thatſachlichen Grundlagen aufzufaſſen, darzuſtellen und zu beurtheilen iſt. Von Karl Ludwig Martin, k. bayer. Forſtmeiſter, d. z. zum Behuſe der Betriebseinrichtung der Staatsforſten des Reichs an das k. Staatsminiſterium der Finanzen einberufen. Mit 5 Tafeln. S. VIII und 176. München, Weber'ſche Buchhandlung.

Dieſes neueſte, gediegene, forſtwiſſenſchaftliche Werk eines praktiſchen Forſtmannes, der früher Forſtmeiſter zu Kronach war, verdient die größte und allgemeinſte Aufmerkſamkeit, da es nur Gereiftes und Anwendbares liefert, überdies die darin enthaltenen Anſichten und auch die Darſtellungsart neu ſind, und auf eine ebenſo intereſſante als gemeinnützige Weiſe den Zuſtand der Wälder aus einem neueren und allgemeineren, als dem bisherigen Standpunkt betrachtet. Auf eine jedem Gebildeten wohlverſtandliche Art zeigt es, wie bie Bewirthſchaftung der Walder, mit Umgehung aller unverbürgten Vorausſetzungen, vor Allem nach ihrem eben vorhandenen Zuſtande, geleitet, wie ihr Holzertrag ebenfalls nur von dieſem, aber mit deſto einfacherer Methode beſtimmt werden könne. Hrn. Martin gebührt das Verdienſt, nachgewieſen zu haben, wie der jedesmalige Zuſtand der Wälder mit verhältnißmäßig geringer Mühe möglichſt vollkommen aufzufaſſen, überſichtlich darzuſtellen, und zu beurtheilen, wie dadurch der jedesmal gegenwärtigen, d. h. der handelnben, den künftigen Wälderzuſtand vorbereitenden Zeit, wohlgeordneter Anhalt für die Waldbehandlung, ein allgemein gültiger Maßſtab für die Waldbenützung, einfache und verläßliche Mittel für die Walbſtandsberechnung zu verſchaffen ſeien. Dadurch wird weſentliche Vereinfachung der Forſtwiſſenſchaft und auch die Grundlage der Forſtpolizeigeſetzgebung und der Walbwerthsberechnung erzielt. Die in dieſer gehaltvollen Schrift aufgeſtellten neuen wiſſenſchaftlichen, auf einen reichen Schatz von Erfahrungen geſtützten Grundſätze und Lehren werden ohne Zweifel in Zukunft auf die gründliche Beurtheilung des Zuſtandes der Wälder, gleichviel ob groß oder klein, auf die richtige und und nutzbarſte Art ihres Angriffes und Abtriebes, weſentlichen Einfluß erlangen. Ein beſonderer Vorzug dieſes neuen Werkchens beſteht auch darin, daß daſſelbe ſehr wichtige Beiträge zur Forſtſtatiſtik, beſonders des bayeriſchen Staats liefert. Da dieſe merkwürdige Schrift durch die Bezweckung und Beförderung einer wahrhaft rationellen Forſtwirthſchaft für ein allgemeineres Intereſſe, and zwar nicht nur in finanzieller Hinſicht, ſonbern auch in polizeilicher und nationalökonomiſcher Beziehung, berechnet iſt, ſo verdient ſie mit Recht zum Gebrauche für Alle empfohlen zu werden, welchen es um genaue Kenntniß, gute Pflege, Erhaltung and Bewirthſchaftung von Wäldern zu thun iſt, insbeſandere für Forſtmänner, Eigenthümer größerer Waldungen, Oekonomien, Kameral- und Polizei-, auch Juſtizbeamte und Anwälte; um ſo mehr läßt ſich eine baldige allgemeine Verbreitung dieſer hochwichtigen und allgemein höchſt nützlichen forſtwiſſenſchaftlichen Schrift, welche in der Forſtliteratur eine, für den würdigen Hrn. Verfaſſer ehrenvolle Epoche machen dürfte, und eine eifrige Anwendung ſeiner hier zum erſtenmale mitgetheilten, an der praktiſchen Benützung bereits erprobten Ideen mit Zuverſicht erwarten.

H — l.

Bad Steben im Obermainkreiſe.

Unter den eiſenhaltigen Waſſern nimmt Steben unſtreitig eine der erſten Stellen ein. Es iſt eine der reichhaltigſten an kohlenſaurem Eiſen, und hält den Vergleich ſelbſt mit den berühmteſten Mineralwaſſern, wie mit jenem zu Pyrmont aus.

Digitized by Google

Ein beſonderer Vorzug dieſer Quelle beſteht darin, daß das koblenſaure Eiſenoxyd ſo feſt und innig mit dem Waſſer verbunden iſt, daß es, bis zu 40 Grad Reoumüe erhitzt, nichts von ſeinem Eiſengehalte verliert. Die Erfahrung hat die außerordentliche Wirkſamkeit dieſer Böder in vielen hartnäckigen chemiſchen Kronkheiten außer Zweifel geſetzt. Und bei allen dieſen Vorzügen iſt Steben von den deutſchen Aerzten noch ſeinem Werthe noch keineswegs anerkonnt, ja von der größeren Zahl derſelben noch gar nicht gekannt. So hat Dr. Sabernheim in ſeiner neueſten Schrift: „Deutſchlands Heilquellen in phyſikaliſcher, chemiſcher und theropeutiſcher Hinſicht“ Steben gar nicht erwähnt, obgleich weit weniger bedeutende Bädee oufgenommen. Do der Badarzt in Steben, Phoſikus Reichel, ſchon im Jahre 1829 eine ſehr gelungene Schrift über Steben herausgob, ſo iſt dieſes Ignoriren um ſo auffallender. Die Zeit, wo Stoben unter den berühmteſten Heilquellen Deutſchlonds den verdienten Rang einnehmen wird, rückt mächtig heran, da unſer olles Gute und Nützliche ſo kröftig fördernde König onch dieſem Bode ſeinen mächtigen Schutz angedeihen ließ. Eine ſehr ſchöne Colonade, welche der zu Kiſſingen wenig nachgibt, iſt vollendet, ein ſehr zweckmäßig eingerichtetes Badhous, in welchem auch olle nöthigen Vorkehrungen zu Moor= und Douche=Bädern, ganz nach der Einrichtung von Marienbad, getroffen ſind, wird noch dieſen Sommer unter Dach kommen, und im nächſten Jahre vollendet ſeyn. Sechstauſend Gulden Prämie ſind ausgeſetzt, um ein wohl eingerichtetes Wirthſchaftsgeböude aufzubauen, was allerdings ſehr Noth thut, denn das einzige Wirthshaus in Steben ſteht, beſonders wegen der ſchlechten Koſt, keinem im Königreich Polen nach; nur in einigen Privathäuſern, vorzüglich bei Kaufmann Bagt und Schichtmeiſter Spörl, wird ſehr gute Koſt gegeben, ober der Platz iſt zu beengt, als daß Viele hieran Theil nehmen könnien. Für eine beſſere Poſtenverbindung iſt ebenfalls Sorge getragen, indem man während der Kurzeit 5mol in der Woche Briefe hoben kann, und bei einer größeren Frequenz wird in Zukunft noch beſſere Einrichtung getroffen werden. — Noch vor 20 Jahren wor Marienbad eine kaum bekonnte Einöde im Wolde, jetzt hot dieſes Bad einen europäiſchen Ruf, und erfreut ſich der glanzvollſten Einrichtungen; wie mächtig ſtieg in den letzten 5 Jahren Kiſſingen empor, und ſo wird ouch Steben im Verhältniß gewiß bald Polen, Engländer, Ruſſen und Fronzoſen unter ſeine Kurgäſte zöhlen, beſonders wenn gewiſſe noch geheime Wirkungen dieſes Bads bei einem nicht ausbleibenden Uebel ollgemeiner bekannt werden.

M.

Göthe und das Erdbeben.

Einſt — ſo erzöhlt ein Kammerdiener Göthe's ous deſſen früheſten Jahren — klingelte mein Herr mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kommer trete, hat er ſein eiſernes Rollbett vom unterſten Ende der Kammer bis an's Fenſter gerollt, und liegt und beobachtet den Himmel. „Haſt Du nichts am Himmel geſehen?“ fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „ſo lauf' einmal nach der Wache und frage den Poſten, ob er nichts geſehen.“ Ich ging hin; der Poſten hatte aber ſo wenig geſehen, wie ich. Dos meldete ich meinem Herrn, der immer noch log und den Himmel unverwondt beobachtete. „Höre,“ ſogte er donn zu mir, „wir ſind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.“ Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bett ſetzen, und er demonſtrirte mir, aus welchen Merkmolen er das abnehme. Und ich glaubte ihm oufs Wort; denn was er vorherſagte, wor immer richtig. Am nächſten Tage erzählte mein Here ſeine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihree Nachbarin in's Ohr flüſterte: „Höre! Göthe ſchwärmt!“ Der Herzog aber und die übrigen Mönner glaubten an Göthe, und es wies ſich auch bald aus, daß er recht geſehen. Nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden ſey.

Göthe wor damols etwa 27 Jahre olt. Der Himmel in jener Nacht war ſehe wolkig; kein Lüftchen regte ſich, Alles wor ſtill und ſchwül.

General Allard.

Bekanntlich ſuchte ſich Generol Allorb nach dem Sturze Nopoleons, unter deſſen Gorde er gedient hatte, vor 20 Jahren gleichſam als Flüchtling einen neuen Wirkungskreis im Orient. Es gelang ihm, ſich zum Oberbefehlshober des Beherrſchers von Lahore, Runjet=Sing, emporzuſchwingen, deſſen Heere er eine franzöſiſche Orgoniſation gab, und ſogar dos fronz. Kommandowort dabei einführte. Er kom im letzten Jahre mit einer indiſchen Frau, 5 Kindern und einem Sprößling des geſtürzten Fürſten von Multan Seed=Poor nach Fronkreich, ließ dieſe allda, und kehrte im Juni ouf einem fronz. Staotsſchiff zu ſeinem Herrn zurück. Er erhielt in Frankreich einen reichen Vorrath von Woffen oller Art, und einen künſtlich gearbeiteten Artilleriepark im kleinen Moßſtobe, außerdem eine reiche Sammlung von goldenen und ſilbernen Münzen, als Gegengeſchenk für eine große Sammlung von goldenen und ſilbernen Medaillen, welche er mitgebracht, und der k. Bibliothek als Eigenthum überlaſſen und wofüe ein Liebhaber ihm 250,000 Fr. gebothen hatte. Auch empfing er den Chorakter eines franzöſiſchen Geſchäftsträgers, um Handelsverbindungen mit Frankreich durch den Indus anzuknüpfen. Zu dieſem Zwecke erhielt er für den Rodjah von Lahore ein mit Diamonten ausgeſchmücktes Köſtchen mit dem Bildniß des Königs der Fronzoſen, und eine prachtvolle Pergamentrolle, gonz bedeckt mit goldenen Verzierungen, koſtbaren Zeichnungen und morgenländiſchen Allegorien, endlich ein Schreiben der oſiatiſchen gelehrten Geſellſchaft, worin ſie den König von Lohore zu ihrem Mitgliede ernennt. Beigefügt waren auch Geſchenke an die berühmte olte Gebieterin von Serdanoh, Simrou=Legghum, über deren Geſchichte Allard vieles Intereſſonte berichtigend mittheilte, worouf wir zurückkommen werden.

Anekdote.

Der Abbé Searron wurde einſt über Tiſch von einer Dame gefragt, woher es komme, daß Herr N. ihr Tiſchnachbar, der als Freund der Tafel bekonnt war, noch ſchwarze Kopfhaare und doch ſchon einen grouen Backenbart habe. Dieß kommt daher, erwiderte der Abbé, weil der Herr ſein gonzes Leben hindurch mehr mit den Backen als mit dem Kopfe georbeitet hat.

Homonyme.

Es wird nach mie der Nüchterne benannt,
Doch eh'r verdient der Zecher meinen Namen;
Als kleines Blümchen bin ich auch bekannt.

Alois Rauch.

Auflöſung der Charade in Nro. 1: „Scheintod.“

Digitized by Google

Die Biene
Bamberger
Sonntagsblatt.
1836. Nr. 3.

Auf dem Meere.
(Zwiſchen Trieſt und Venedig 1822.)

Hoch liegt der Himmel über mir,
Tief unter mir das Meer;
Da blickt mein Augr frei hinauf
Und blicket frei umher.

Dir dunkle Fläche groß und weit
Liegt ſchlummernd nun und ruhe,
Es ſpiegelt ſich der ſanftr Mond
Klar in der ſtillen Fluth.

Und ruhig gleitet unſer Schiff
Auf ihrem Spiegel hin,
Der Ruder immer gleichrr Schlag
Rührt nicht den teunknen Sinn.

O ſtille Nacht, o heil'ge Nacht!
So feierlich, ſo hehr,
Wie breieet eings dein Segenshauch
Sich über Luft und Meer!

Wohl bin ich von den Lieben nun
Und von der Heimat fern,
Doch leuchtet mir in deinem Schoos
Ein heimathlicher Stern.

Und weiſ't rin Leuchthurm unſer Schiff
Der nahen Küſte zu,
So glanzet jener ſüße Stern
Vom Land der ew'grn Ruh'.

S, C.

Die Verlobten auf Zante.
Aus dem Tagebuche des Generals T**y.
(Nach dem Engliſchen.)

Wer jemals Zeuge war einer Weinleſe auf den joniſchen Inſeln, und vor allen auf Zante, könnte er das reizende Bild eines ſolchen Feſtes vergeſſen? Die Mädchen von klaſſiſcher Schönheit, mit ihren bunten Turbans, und von üppigem Corinthen-Laub durchwundenen, ſchwarzen Flechten; die hübſchen jungen Burſche, ihnen in der Arbeit beiſtehend, die blumendekränzten barfüßigen Kinder, und, dazwiſchen zerſtreut einzelne engliſche Soldaten mit ihren durch das reiche Laubwerk ſchimmernden, glänzenden Uniformen — dieß Alles bildet eine ſo lebhafte und intereſſante Scene, wie man ſie in dieſer ſtillen, eintönigen Gegend kaum erwarten dürfte.

„Mein ſüßes Leben,“ ſagte Zurelli, das ſchönſte aller Mädchen auf Zante, zu ihrem Geliebten Geraſimo, als beide, auf einem Felſen am Strande des Meeres ſitzend, von den Mühen des Tages ausruhten, „du ſcheinſt nicht ſo glücklich wie ſonſt, und, fügtr ſie hinzu, den Kranz von ihrem Haupte nehmend, dieſe Blätter hat die bremende Mittagſonne verſengt, während jetzt die ſchweren Wolken, die rings am Horizonte aufſteigen, uns den Anblick des ſchönen Abendſternes entziehen.“ Sieh! dieß iſt dein Bild: „deinr Stirne iſt umwölkt, und dein Lächeln verſchwunden. Blick um dich, Geliebter, und laß den Zauber dieſes Lächelns mir wieder wie früher leuchten!“ — Geraſimo antwortete nicht, aber ſetzte ſein rngliſches Waldhorn an die Lippen, und bließ einigr ſchönr Lieder. Plötzlich hörte er auf, und blickte mit Wehmuth auf ſeine Gefährtin. Endlich brach er das lange Schweigen. „Zurelli,“ ſagte rr mit Nachdruck, „ich habr einen Plan entworfen.“ „Nun Theurer,“ antwortete ſie lächelnd, wie lautet rr?“ Geraſimo ergriff abermals das Horn, und ließ einen engliſchen Marſch ertönen. „Ich weiß, ich weiß!“ rief das Mädchen heftig aufſpringend, und mit verſtörtem Blick und glühender Wange vor ihren Geliebten tretend, „ich habe unlängſt geſehen, wie du bei den engliſchen Soldaten dich auf deinrm Inſtrumente übteſt, und nun möchteſt du dieſen raſtlos herumziehenden Geſellen als Horniſt folgen, und mit Fremden mich und dein Vaterland verlaſſen.“ „Nein, theures Mädchen!“ erwiderte Geraſimo, einen heißen Kuß auf die Stirne ſeiner Verlobten drückend, „ich will dich nicht verlaſſen; wir wollen beide nach England gehen.“ „Und warum? ſagte Zurelli; weshalb willſt du deine ſtille freundliche Heimath, deine Hütte und die Blumen, welche deine Hand ſo ſorgfaltig gezogen, um an unſerm Hochzeitstage zu prangen, gegen ein fremdes Land vertauſchen?“ „Weil ich dieſes unrühmlichen ſtillen Lebens müde bin,“ antwortete Geraſimo; ich möchte die Welt ſehen, und zwar mit dir Zurelli.“ „Aber,“ entgegnete das Mädchen, „meine Mutter! du haſt keine zu verlaſſen; hätte ſie noch ein anderes geliebtes Kind, um ſie zu tröſten, wollte ich mich nicht ſträuben, aber ſo“ — ſie ſchwieg und ſenkte das Haupt weinend auf des Geliebten Schultee. „Deinr Mutter iſt nicht alt, Theurr! fuhr Geraſimo in beruhigendem Tone fort, und in kurzer Zeit kehren wir zurück.“

Trotz Zurellis Thränen und Bitten trat Geraſimo als Horniſt in rin engliſches Regiment, welches damals auf Zante lag. Mie däucht, ich ſehe ihn noch unter den Fenſtern der Wohnung des Gouverneurs mit ſeinem ſcharlachrothen Turban und dem glänzenden, ſlimmernden Gewande; er war der beſte Spieler auf ſeinem Horne und in dem Muſik-Corps des Regiments.

Eines Abends ſendete der Gouverneur der Inſeln, welcher Zante gegenüber reſidirte, einen Boten nach Zante, und ließ die Muſik, zu welcher Geraſimo gehörte, in ſeinen Pallaſt berufen, um die daſelbſt zahlreich verſammelte Tiſchgeſellſchaft zu unterhalten. Der Oberſt des Regimentes hatte aber gleich-

falls Gäſte bei ſich, er ließ alſo dem Gouverneur melden, daß die Muſik ſchon genommen ſey. General L*, im höchſten Grade erzürnt, ſchickte die Ordre zurück. die ganze Mannſchaft ſtehe unter ſeinem Befehie, und er fordere daher augenblicklichen Gehorſam. Die Regimentsmuſik ſchiffle nun über, aber ohne Inſtrumente. — Nun, rief der General, als er vom Altan ſeines Pallaſtes das vor ihm verſammelte ſtumme Korps gemuſtert hatte, warum ſpielt ihr nicht?" — Der kühne Geraſimo trat als Sprecher auf. „Unſer Oberſt", ſagte er mit ſpöttiſchem Lächeln, „befahl uns zu melden, daß zwar das Muſikkorps des Regimentes, ſo lange es auf den joniſchen Inſeln im Quartier liege, Ihnen Herr Gouverneur unterworfen ſey, daß aber die Inſtrumente dem Regimente ſelbſt gehören; deshalb brachten wir ſie nicht mit." „Sklave!" murmelte der Gouverneur, ſeinen Zorn gegen den abweſenden Oberſten auf den kecken Sprecher übertragend. „Sklave!" rief Geraſimo empört, und ſein heißes ſüdliches Blut färbte die gebräunte Wange, „zu wem ſprechen Sie?" „Zu Dir, Bube", antwortete mit verächtlichem Tone der hochmüthige Genrral. „Wiederholen Sie dieſen Schimpf nicht noch einmal, wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt!" ſchrie Geraſimo wüthend in ſeiner Landesſprache, indem er zugleich einer der Wachen die Muskele aus den Händen riß, und ſie dem Generale vor die Bruſt hielt. Aber er wurde augenblicklich von den Wachen ergriffen, und da ſein Vergehen nach den brittiſchen Militärgeſetzen den Tod verwirkt hatte, brachte man ihn gefeſſelt in die Barke, auf welcher der ganze Zug langſam, ſtille und traurig nach Zante zurück ſchiffte. Nach der Landung wurde der unglückliche Beleidiger in das den engliſchen Truppen auf dieſer Inſel gehörige Gefängniß abgeführt.

Zurelli weilte indeß in ihrer einſamen, nur von dem blaſſen Lichte des Mondes erleuchteten Kammer; keinen andern Laut als den der brauſenden Meereswellen vernehmend, überließ ſie ſich ihren trüben Gedanken. „Zurelli!" rief eine Stimme unter ihrem Fenſter. „Still Ruvina," liſpelte leiſe Zurelli durch das Gitter, „die Mutter ſchläft" „So komm denn einen Augenblick herab", bat Ruvina mit ängſtlichem Tone, und Zurelli eilte zu ihrer Freundin, die unter der Thüre der Hütte ſtand. Der Mond ſchien gerade auf Ruvinas Antlitz, ihre Züge waren bleich und bewegt. „Geraſimo! wo iſt er?" rief Zurelli, nur an den abweſenden Geliebten denkend, und aus der ängſtlichen Unruhe ihrer Freundin irgend ein ihm widerfahrenes Unheil ahnend; denn ſo iſt die Liebe der Frauen, jeden Gedanken, jede Angſt beziehen ſie auf den, in dem ihre Seele lebt. „Er iſt im Gefängniß" antwortete Ruvina.

„Im Gefängniß!" ſchrie Zurelli, wild auflachend. „Jener engliſche General, der dich voriges Jahr mit nach Ithaka entführen wollte, hat dies gethan." Zurelli eilte haſtigen Schrittes in das Haus zurück, und betrat leiſe das Zimmer ihrer Mutter. Dieſe ſchlief noch. Die Tochter ſachte behutſam das matte Licht der nächſt dem Lager ſtehenden Lampe an, löſte dann ihren rothen Turban, verbarg die dunklen Flechten darunter, warf ihren großen, weiten Mantel über die Schultern, ſchlich leiſe und geräuſchlos an Ruvina vorüber, und eilte zu dem Gefängniß. Die engliſchen Schildwachen, die mit abgemeſſenen Schritten vor dem Thore auf und ab gingen, ſtutzten, als das zanthiotiſche Mädchen plötzlich vor ihnen ſtand. — „Wo iſt er?" fragte ſie in wildem Tone. Die Soldaten zögerten mit der Antwort, aber innerhalb des Thores ſtand ein engliſcher Offizier; die Pforte wurde geöffnet, der Offizier winkte Zurelli, und ſie folgte ihm in das Innere des Gefängniſſes. Die eiſerne Thüre knarrte in ihren Angeln. Des Mädchens Führer ſtieg eine kleine, enge, ſteinerne Treppe hinan, an deren Ende noch eine andere eiſerne Thüre ſich befand. Dieſe wurde gleichfalls geöffnet, und nun waren ſie in dem Kerker des ſtolzen, kühnen Geraſimo. — Das griechiſche Mädchen eilte haſtigen Schrittes vorwärts, ſie ſah, daß er ſchlief, blickte flüchtig umher, und bemerkte, daß ihr Führer ſich in das andere Ende des Gewölbes zurückgezogen hatte. Nun kniete ſie nieder und berührte die Feſſeln ihres Geliebten — ſie ſchauderte, und Geraſimo erwachte. Dieſe Bewegung, und das Raſſeln ſeiner Ketten riſſen Zurelli aus ihrer Erſtarrung, „Geraſimo" ſchrie ſie auf; „Zurelli" erwiderte er in dem Tone der tiefſten Verzweiflung, und das Geſicht mit den gefeſſelten Händen bedeckend, brach er in lautes Schluchzen aus. Sie ſprang auf, und eilte zu dem engliſchen Offizier; zwar kannte ſie deſſen Sprache nur wenig, aber der Schmerz iſt ſelbſt ohne Worte beredt. Sie ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder, und nach ihrem Geliebten deutend fragte ſie auf engliſch: „Wollen Sie ihn fragen?" — Der Offizier ſchüttelte den Kopf, und gab ihr endlich die traurige Beſtätigung, daß nichts mehr zu hoffen ſey. — Zurelli ſtand auf, und wankte der Thüre zu — noch einen ſtarren Blick warf ſie auf den Geliebten — dann flog ſie pfeilſchnell die Treppe hinab, durch die geöffneten Thore des Gefängniſſes; und hielt nicht eher ein, als bis ſie ihre kleine Hütte erreicht hatte. —

Am erſten Auguſt des Jahres 18— ließ ſich auf der Inſel Zante ein ungewöhnliches Lärmen und Trriben vernehmen. Soldaten eilten mit ihren im Sonnenſchein glänzenden Bajonetten hin und her, Trommeln wurden gerührt, und eine Wache von 6 Grenadieren ſchritt mit umgekehrten Flinten dem Gefängniſſe zu; zugleich hörte man aus deſſen Thore die Klänge eines Todtenmarſches, und Geraſimo wurde aus ſeiner Haft geholt, um den letzten Blick auf ſeine vom ſchönſten Sonnenſcheine beleuchtete Vaterſtadt zu machen, und dann zum Tode zu gehen. — Einen Augenblick weilte er unter dem Thore, und ſah zurück. Zurelli, ſeine ſchöne theure Braut, war ſo eben in tiefer Ohnmacht hinweg getragen worden. Er ſenkte das Haupt, und ſchritt ſchweigend, doch feſten Fußes weiter. Die engliſchen Offiziere waren alle verſammelt. Der prächtige Federſchmuck, die goldgeſtickten rothen Uniformen boten einen glänzenden militäriſchen Anblick dar. Jetzt erreichten ſie den Parade-Platz. Der Gefangene kniete nieder, ſeine Augen wurden verbunden, und Oberſt T**y trat vor. „Macht euch fertig," rief er den Soldaten zu, welche in einer Reihe aufgeſtellt waren, die tödtende Kugel in des Kameraden Herz zu ſenden. Die Menge hörte ſtumm und angſtvoll das Geräuſch des Ladens der Flinten. „Präſentirt!" Die Gewehre wurden angelegt. —

Oberſt T**y ſtand mit verſchränkten Armen in ſeiner gewohnten feſten militäriſchen Haltung. — „Geraſimo, ſagte er endlich, General L. ſtarb in der vorigen Nacht, und in dem Namen aller meiner Offiziere ſpreche ich deine Begnadigung aus. —

Der arme Geraſimo ſank bewußtlos zu Boden. In dieſem Zuſtande wurde er in den Pallaſt des Gouverneurs gebracht, und auf ein Bett gelegt. Nach und nach kam er zu ſich, richtete ſich auf und blickte wild umher. Da ſah er ſeine Zurelli, ſeine ſüße Braut, über ſich gebeugt; ihr warmer Athem berührte ſeine kalte Stirne, ihre heißen herabfallenden Thränen funkelten wie Diamanten auf ſeinen erſtarrten Händen und ihre Mutter, ihre Freundin Ruvina ſtanden mit wonneſtrahlenden Blicken an ſeinem Lager.

Digitized by Google

Drei Tage ſpäter erhielt Geraſimo ſeine Entlaſſung. Sie wurde ihm von demſelben Offiziere erwirkt, der Zurelli Einlaß in das Gefängniß bewilligt hatte.

Die Zeit der Weinleſe war wieder gekommen. Kränze von glänzendem Korinthen-Laub ſchmückten abermals die Stirne der zanthiotiſchen Mädchen. Ein Signal ertönte im Hafen, eine kleine Kriegsſchaluppe lief in denſelben ein. Am Bord befand ſich Sir John Marwell, der nach einer Abweſenheit von 3 Monaten aus England zurückkam, um die Stelle des Gouverneur's, Generals L***, einzunehmen. Zu gleicher Zeit wurde auch das Feſt des hl. N. gefeyert, und eine Menge Prieſter und Andächtiger kamen an die Wohnung des Gouverneurs, und baten um etliche Thaler Beiſteuer zur Kapelle des Heiligen und um Flinten-Salven zur Verherrlichung ſeines Feſtes. „Bedeutet ihnen, ſagte der Oberſt, daß mir leid thue, ihnen dieſe Bitte nicht erfüllen zu können, allein meine Flinten ſind dieſen Morgen alle zum Feſte meines Heiligen, des Sir John, der ſo eben im Hafen einläuft, in Anſpruch genommen — und was meine Thaler betrifft, ſo wurden die wenigen, die ich aufſparen konnte, an Geraſimo und Zurelli zur Ausſchmückung ihres Traualtars geſendet."

Theater zu Bamberg.

Seit 33 Jahren beſteht in Bamberg ein National-Theater. Graf Soden war der erſte Unternehmer, und ſeitdem wechſelten 18 Direktoren, keiner hatte ein beneidenswerthes Schickſal, obgleich in den erſten 6 — 8 Jahren jeder ſich eines Zuſchuſſes von 4 — 6000 fl. jährl. erfreuen durfte, und noch nicht ſo viele Anſprüche gemacht wurden, als jetzt, wo die größeren Opern, die ſo viel Aufwand fordern, kaum mehr genügen, und zugleich Trauer-, Schau- und Luſtſpiel, wo möglich ſogar ein Ballet, nicht ſelten verlangt worden ſind. Die Ausgaben eines Theaterunternehmens ſind um das fünffache geſtiegen, die Einnahmen haben nicht gewonnen, es fehlt an guten Stücken, Alles iſt durchgeſpielt, und das Publikum iſt gleichſam unerſättlich, immer nach Neuem begierig. Dieß iſt faſt überall, und deßwegen erhalten ſich Theaterunternehmungen ſehr ſchwer, wie die Erfahrung ſelbſt in größeren Städten nur zu genügend ſeit 10 Jahren bewieſen hat. — Was Bamberg betrifft, ſo mußten faſt alle Theaterunternehmer im Sommer wieder zuſetzen, was vielleicht im Winter errungen wurde. Frühere Comiteen errichteten Theater-Aktien, welche bald das Schickſal der Aſſignaten in Frankreich hatten. Man machte Verſuche, die Bühnen von Nürnberg, Würzburg, mit Bamberg zu vereinigen, aber jede Stadt behauptete, gleiche Anſprüche auf den Winter, und doppelte Geſellſchaften in der Perſon eines Directors ließen einen baldigen Untergang befürchten. — Seit der Einverleibung des Fürſtenthums Bayreuth in das Königreich Bayern wurden die Theater zu Bayreuth und Bamberg vereinigt; dieſe Verbindung erſchien als die natürlichere, aber auch hier war nicht möglich, ohne Verluſt durchzukommen, weil die Geſellſchaft erſt Mitte Mai's zu Bayreuth eintrat, und nachdem dort die Vögel im Freien ſo ſchön ſingen wie bei anderen Städten, ſo wurde das Theater wenig beſucht. Nach 2 Abonnements verſuchte man in Hof ſich zu erhalten, was auch über 4 Wochen nicht gelang; der Verluſt nahm zu, und ſo kam der Schauſpiel-Direktor abgemattet, mit leeren Taſchen nach Bamberg zurück. Um dieſen Verluſt zu vermeiden wurde von einigen Direktoren verſucht, die Geſellſchaft für den Sommer zu entlaſſen, und im Herbſte eine neue zu organiſiren, aber ſolche neue Organiſation war ſtets mit ſchweren Koſten verbunden, und dem Zufall preisgegeben, ob die engagirten Mitglieder gefielen oder nicht; dann war es überhaupt ſchwierig, gute Subjekte zu erhalten, indem keine Jahr-Engagements mit ihnen eingegangen werden konnten, weil die Geſellſchaft keine ſtändige war. Bamberg erfreute ſich zwar ſehr vieler ausgezeichneter Künſtler, aber keiner konnte lange erhalten werden. Unter Hrn. Schemmer's Direction, die zwar kurz war, aber doch ihr Ende leider zu ſpät erreichte, ging Bayreuth verloren, und Bamberg hatte keinen Sommerort mehr, ohne welchen ſich das Theater nicht erhalten kann, was alda nur 7 Monate möglich iſt, wie die Erfahrung aller Zeiten bewieſen hat. —

Hr. Dr. Lorenz, Schauſpiel-Direktor von Ansbach, bekam die Direktion für Bayreuth; er erſchien nach vorhergegangenem ſehr ungünſtigem Ruf ſchon im Anfang Mai's zu Bayreuth. Die günſtige Jahreszeit für ein Theater daſelbſt, die Ueberzeugung, daß die Geſellſchaft viel beſſer ſey, als man zuerſt glaubte, verſchaffte ihm ein monatliches Abonnement von 6 — 700 fl. Die Kaſſe-Einnahme war gut, und Hr. Lorenz ſpielte 3 Abonnements mit bedeutender Einnahme, die noch beſſer geweſen ſein würde, wenn die Opern mehr angeſprochen hätten. Hr. Lorenz gewann aber die Achtung des Publikums, indem er das Möglichſte leiſtete, und es mit aller Artigkeit zu behandeln wußte. Man verkannte durchaus nicht die Schwäche ſeiner Geſellſchaft, aber in Ansbach konnte er nicht mehr leiſten, indem das Abonnement dort nicht bedeutend genug war, und er keine Zuſchüſſe hatte. —

Die Unfälle der jüngſten Theaterunternehmung zu Bamberg veranlaßten einen Antrag bei Sr. Hoh. dem Herrn Herzog Max in Bayern, ein Theater-Comite bilden zu laſſen, welches vorzüglich für entſprechende Verwaltung der gnädigſten Zuſchüſſe Höchſtdeſſelben, und für ſichere Erreichung der dabei ausgeſprochenen huldvollen Abſicht im Intereſſe des kunſtliebenden Publikums, überhaupt für eine möglichſt geregelte gute Beſtellung des Theaters zu ſorgen, den Schauſpielunternehmer hiefür ſtreng zu überwachen habe. Se. Hoheit erklärten ſich dieſem Vorſchlage durchaus beifällig, und bezeichneten ſogleich Selbſt 4 Mitglieder dieſes Comite. Dieſen traten noch drei andere Mitglieder aus der Zahl der Theaterabonnenten hinzu, und nun begann es ſeine Thätigkeit damit, nach einer guten Theaterdirektion ſich umzuſehen.

In Bayreuth hatte ſich inzwiſchen ebenfalls ein Comite gebildet, um auch für dieſe Stadt eine gnädigſten Zuſchuß von Sr. Hoheit dem Herrn Herzog Pius zu bewirken, und eine Vereinigung mit den Städten Bamberg und Carlsbad zu veranlaſſen, indem letztere Stadt wirklich die einzige iſt, wo dem Theaterunternehmer im Sommer ein Verluſt nicht zufließen würde.

Ein Theaterunternehmen, wie es die Städte Bamberg und Bayreuth fordern, koſtet jährlich wenigſtens 14,000 fl. Bamberg mit 6, Bayreuth mit 3 und Karlsbad mit 3 Abonnements erhalten eine ſtändige Geſellſchaft. Bamberg kann nach vorliegender Berechnung mit Zuſchüſſen in 6 Monaten 9000 fl., Bayreuth in 3 Monaten mit Zuſchüſſen 3500 fl. und Carlsbad in 3 Monaten 3000 fl. tragen, und ſo wird durch dieſe Vereinigung das Unternehmen gedeckt.

Dieſe allerſeits für zweckmäßig erkannte Verbindung der Städte Bamberg und Bayreuth wurde hierauf von beiden Comiteen bewirkt, zugleich der Abſchluß eines Vertrages mit Dr. Lorenz für die Theaterunternehmung ſelbſt, der für die Intereſſen des Publikums ſo ſichernd als möglich und für den Theaterdirektor ſtreng bindend iſt, die Zuſchüſſe ſtets in den Händen der Comiteen erhält, ſo daß ſie bei jeder Verletzung des Vertrags ihm geſperrt werden können.

Digitized by Google

Für die Erwerbung von Karlsbad geſchehen die nöthigen Schritte, und ſollten ſie gegen Erwarten erfolglos bleiben, ſo ſind Ausſichten auf einen andern ſehr guten Sommerort voehanden.

Wenn nun alle Klaſſen des Publikums nach ihren Kräften dazu beitragen, das Theater zu erhalten, in ſo ferne es billigen Anforderungen entſpricht, wenn nur die Sache, nicht abee Perſönliches, in's Auge gefaßt, und die Verbindung beider Städte daueehaft eehalten wird, ſa läßt ſich für die Falge gewiß Gutes erzielen, und das iſt denn doch wahl allein die Abſicht Aller, die Geld, Zeit und Mühe für die Verbeſſeeung des Theaters zu Bamberg und Bayeeuth apfern, ohne ſpezielle Pflicht dafür, abee gerne im allgemeinem Intereſſe, und in der Ueberzeugung, daß nur durch leidenſchaftloſes Zuſammenwirken die beſchränkten Mittel erhalten, ausreichend gemacht werden können.

Kaulbachs Hunnenſchlacht.

† (München.) Zu den bedeutendſten Leiſtungen der neueren Kunſt, die unſere Stadt verherrlichen, gehört das große Bild: Die Hunnenſchlacht von Wilhelm Kaulbach, welches zu gleicher Zeit von Thäter meiſterhaft in Kupfer geſtochen wied. Es iſt Schade, daß dieſes heerliche Bild nicht in München bleibt. Graf Raczinsky, gegenwärtig in Beelin, erkannte den ſchöpferiſchen Geiſt des künftigen, noch jugendlichen Künſtlers, und übertrug ihm die ſchöne Aufgabe zur Ausfüheung, und mit Erſtaunen ſieht man die Geſtalten des Bildes auf der Leinwand ſich immer mehr und mehe entwickeln, und in kräftiger Geſtalt, wie plötzlich aus dem Haupte des Künſtlers hervartreten. Der Gegenſtand des Gemäldes iſt einem alten Geſchichtſcheeiber entnommen, dee bei der Völkerwanderung auch dieſe Sage erzählt: Die Hunnen kamen gegen Rom, da zagen ihnen die Rämer entgegen, und ſie kämpſten drei Tage und Nächte lang mit einander, bis endlich Keiner van Allen mehr am Leben war; dann aber ſetzten ſie den Kampf nach in der Luft fort.

Was hat nun der Künſtler aus dieſem Staffe gemacht; welch ein Moment der Handlung iſt gewählt, der uns zeigt den Meiſter, wie er ſeinen Gegenſtand auffaßt, mehr als wie er ihn techniſch ausführt? Es iſt Nacht, im Hintergrunde zeigt ſich Rom, die ewige Stadt; im Voedergrunde liegen die Leichname der Eeſchlagenen in ſchönen Gruppen, Römer und Hunnen durcheinander; hier an dem offenen Buſen der todten Mutter ruht das todte Kind; halbnackte Krieger erſchlagen neben den erſchlagenen Pferden; Jungfrauen und Jünglinge neben den Männern. Deutlich erkennt man den Römer vor dem wilden, trotzigen, ungeſchlachten Hunnen. So zeigen denn Varder- und Hintergrund und dieſe Todtenhügel deutlich die Veegangenheit, was geſchehen iſt. Aber plätzlich iſt's, als trete Bewegung in die Leichname; während die im Mittelgeunde des Bildes noch ſtarr und todt liegen, zeigt ſich je weiter van dieſem Mittelgrunde gegen die beiden Seiten hin eine Regung, die ſich endlich in voller raſcher Bewegung kundthut; die Tadten erwachen vom Schlummer; der zieht wie halbträumend das Schweet, eine Jungfrau weckt den Jüngling; Andere Andere, indem ſie empor deuten, und ſchon ſchwebt Dieſer und Jener vom Lufthauch getragen hinauf, links die Römer, das Kind hält ſich an der Mutter feſt, der Freund unterſtützt den Freund; rechts die Hunnen, mitten in dieſem Gewühl ſelbſt ein hunniſcher Sänger, zum Kampfe zu entflammen, der hoch oben zwiſchen den beiden Parleien entbrannt iſt. Es ſind ätheriſche, doch kräftig gebildete Menſchengeſtalten, die da ſtreiten, mit aller Wuth, die ſie im Leben hatten; ihr Feuereifer ſcheint ſie durch die Luft zu tragen. Und im fuechtbaren Knaul verwirrt ſich ſcheinbar der Kampf und iſt dach bei näherer Betrachtung in die ſchänſten Gruppen vertheilt; Attila ſteht auf dem Schilde, der van viee Sklaven auf den Rücken getragen wird; in der Rechten ſchwingt er die entſetzliche Geißel mit den ſternigen Knoten, und Maſſen ſtüezen unter ihm darnieder, hinab; aber eine immer größeee und keäftigeee Römer-Menge thürmt ſich vor ihm, über ihm empoe; ſeine Geißel, man ſieht es, kann ſie nicht mehr erreichen; der eömiſche Anführer ſchwebt in Mitte der Seinen, van zwei keäftigen Jünglingen unterſtützt, das Kreuz wird mit Gewalt erhöht, und — ſo ſagt Praf Söltl in ſeinem Gedichte über dieſes herrliche Bild, das immer mehr die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Künſtler und aller Gebildeten auf ſich zieht:

> Zerſchmetternd droht, wie ein Wolkengebirg, hoch herein auf der Hunnen erblaſſenden Schwarm
> Der Chriſten Heer mit gigantiſchem Arm.

Dieſer Moment läßt zugleich den Ausgang dee Schlacht ahnen: die Chriſten ſiegen, die alte Barbarei und das Heidenthum erliegt. Dieſen Gedanken legte auch der Künſtler in ſein Werk; das Bild ſollte zugleich den Wendepunkt einer alten und neuen Zeit verſinnlichen, es iſt in ſo ferne allegoeiſch, aber gewiß allgemein verſtändlich. Selbſt tüchtige Künſtler ſind überzeugt, daß dieſes Bild in Hinſicht auf großartige Auffaſſung nicht leicht in der nächſten Zeit durch irgend eine Schäpfung dürfte übertraffen werden. Dazu kommt die impaſante Ausführnng, die Geſtalten erſcheinen in beinahe natürlicher Größe, denn das Bild wied über fünfzehn, vielleicht achtzehn Fuß hoch und verhältnißmäßig breiter. Noch ſind die Geſtalten nicht alle auf die Leinwand gezeichnet; man iſt begierig, wie der Künſtler dann weiter die ſchwieeige Aufgabe löſt, und in dieſe Geiſtergruppen mit Oelfarben Licht und Schatten vertheilt.

Ungariſcher Bull.

Ein Ungar veelor einen weethen Feeund durch den Tod. Er teauerte tief um ihn, und beſchloß, in ſeinem Zimmee ihm ein Denkmal aufzuſtellen. Das geſchah. Bald daeauf beſuchte ihn ein Bekannter, und ſah zwei Todtenſchädel, einen kleinen und einen großen, in dem Zimmee. „Was haſt Du mit den zwei Todtenköpfen?" feagte ee den Ungaen. „Ach das iſt der Kopf von meinem Feeund," veeſetzte dieſer. „Ja dach wohl nur dee eine, aber dee andere, was iſt's mit dem?" — „Mein Gott", erwiderte ärgeelich dee Ungar, „dee kleine iſt, wie er wae klein, der große, wie ee wae geoß!"

Moden.

Man ſollte es kaum glauben, daß in dieſem Augenblicke ein Oeang-Utang die Mode dominirt. Die Vogue dieſes Affen, den ganz Paris ſehen will, eeinneet an die Giraffe, und wie werden dieſem Thiere, deſſen Reputation ein wenig überteieben iſt, bald einige neue Moden zu veedanken haben. Seine Koiffüee ſcheint ſchon mehrere Künſtler begeiſtert zu haben, denn man ſieht ſchon eine Menge unſerer Dandy's à l'oeang-outang koiffiet, und es gibt in der That viele unter ihnen, welchen ihe Bart und ihre Manieeen eine täuſchende Aehnlichkeit mit dieſen Affen veeleiht. (Schnellpoſt f. Moden.)

Auflöſung der Homonyme in Nro. 2:
Maßlieb.

Beeichtigung. In Nro. 2 der Biene, Seite 6, Spalte 1, Zeile 6, iſt ſtatt des Wortes „chemiſchen" zu leſen „chroniſchen."

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. Nr. 4.

Wanderlied.

(Auf dem Wege nach Pyrmont 1817.)

Ich bin ein junger Wandersmann,
Geh' durch die Welt zu Fuße,
Da ſpricht die ganze Welt mich an
Mit luſt'gem Reiſegruße.

Wa ich ein Blümlein blühend find',
Da heiß' ich's mit mir gehen,
Wo kühlig rauſcht ein Lenzeswind,
Da muß er mich umwehen.

Wo mir ein Fels entgegen ſchaut,
Wird friſch mein Stab geſchwungen,
Daß von dem Schlag kommt hell und laut
Der Gottesquell geſprungen.

Und will ich ruh'n vom Wandern aus,
Brauch' ich nicht lang zu fragen,
Nimmt flugs mich auf ein gaſtlich Haus
Von Säulen hoch getragen.

In blauer Luft ſteht grün ſein Dach
Viel goldne Sternlein drinnen,
Und ſingend Vöglein hält die Wach'
Auf ſeinen blüh'nden Zinnen,

Und webt dem ſüßen Schlafe ein
Der Heimath Liebesträume,
Bis wieder ruft die Straß' herein:
„Such', Wandrer, andre Bäume!“

Mag ſie mich zieh'n dann weiter fort
Durch Welt- und Wetter-Stürme,
Das Herz mit ſeinem Liebeshort
Geht friſch durch alle Stürme;

Und wenn auch Regenſchauer fällt,
So denkt's, ſind Himmels-Thränen,
Die er zu ſeiner Braut, der Welt,
Geweint in Liebesſehnen.

L.

Der böſe Blick.

Novelle.

Neapel glühte in der Mittagsſonne. Die goldenen Kuppeln und Zinnen leuchteten in die tiefblaue Luft, und herrliches Glockengeläute ſcholl von den majeſtätiſchen Thürmen. Alle Häuſer der Stadt, beſonders jene der prächtigen Toledoſtraße, waren mit bunten golddurchwirkten Teppichen behängt, aus allen Fenſtern und Niſchen drängten ſich Blumen hervor. Durch alle Straßen wogte eine unabſehbare Menſchenmenge, in ihrer Mitte ein Zug geſchmückter Knaben und Mädchen, in weißen Gewändern mit Roſenkränzen um die Scheitel und Kerzen in den Händen, Prieſter trugen Kreuze und Fahnen, ihnen folgten der Erzbiſchof, der König und ſein ganzer Hof. Der Zug bewegte ſich zur Kirche des heiligen Januarius, um die bekannte über Neapels Glück oder Unglück entſcheidende Zeremonie daſelbſt vorzunehmen.

Man war an der Pforte angekommen; Alles drängte ſich hinein. Auch Jeronima war mit ſeinem jungen und ſchönem Weibe unter dem Volke.

„Folge mir nach, Cäcilie“, rief er der hinter ihm Gehenden zu, „ich komme ſchon durch!“ —

Er fühlte auch ihren leiſen Odem hinter ſich, und als er ſich in dem immer heftigern Gedränge einmal umwandte, bemerkte er noch den Roſenſchein ihres lieblichen Geſichtes.

So kam er glücklich in die Kirche. Nun ſah er nach Cäcilien. Unwillkührlich bebte er, als er ſie nicht in ſeiner Nähe erblickte. Aber bald war die Vernunft Meiſterin ſeiner kindiſchen Furcht. Wie leicht verliert man ſich in ſolchem Gedränge, dachte er bei ſich ſelbſt, ſie wird ſich bald wieder zu mir finden, — ſie iſt wohl ſelbſt in der Kirche. — — Aber alle dieſe Tröſtungen zerſtiebten bei dem erſten Tone der Orgel. Majeſtätiſch ſenkte er ſich aus dem ungeheuren gothiſchen Gewölbe herab; tiefere, ernſtere Töne folgten, und mit jedem ward Jeronimo's Herz enger und beklommener. Alle Möglichkeiten, alle düſtern Vermuthungen tauchten vor ſeiner Seele aus einer finſteren Tiefe empor, und geſtalteten ſich in ſeiner Phantaſie zu furchtbaren Bildern. Und als er nun in dieſer drückenden Angſt ſeine Blicke nach dem Altar wandte und hier das von tauſend Lichtern erhellte Bild der trauernden Maria gewahrte, ſchien es ihm, als wenn auf's Neue Thränen aus ihren Augen fließen wollten; — er blickte immer ſtarrer hin, ſeine Lippen zitterten in wirren Gebeten — da faßte plötzlich eine kalte Hand, wie ſcheidend, die ſeinige, drückte ſie feſt, und ließ ſie dann plötzlich los.

Jeronimo ſtand halb ohnmächtig. Er blickte in der größten Angſt ſeines Herzens zurück, ſein Auge ſah nur Nebel, Nebel, wohin es ſich wenden mochte; ſeine Knie bebten, er wußte nichts mehr von ſich.

Erſt vor der Kirchenpforte, durch die er von dem herausſtrömenden Volke halb getragen worden war, kam er wieder zur Beſinnung. Er dankte Gott, daß er dem ihm dießmal ſo furchtbaren Orte glücklich entkommen. In ſeiner Bruſt wogte ein Meer von Hoffnungen und Ahnungen, und all die feſtlichen Tänze, die freudige Muſik, die ſich an allen Orten hören ließ, bemerkte er kaum, die Schritte nach Hauſe beflügelnd, wo er Cäcilie zu finden meinte.

Er fand ſie hier nicht, nicht bei allen Verwandten und Bekannten, zu denen er mit zunehmender Angſt hineilte. Keiner hatte ſie geſehen, keiner von ihr gehört. In tiefem Schmerze, halb krank, kehrte er nach Hauſe zurück, mit der ſchwachen Hoffnung, daß ſie wohl ſelbſt bald zurückkehren

Digitized by Google

würde. Er harrte von Stunde zu Stunde, aber ſie kam nicht. Fürchterlich wuchs ſeine Angſt. Er wollte nochmal die Straßen durchlaufen, ſie zu ſuchen, ſeine Kräfte erlaubten es nicht.

Schan dunkelte der Abend mächtig herein. Es war jene Stunde, in welcher die finſtern Dämone unter der dünnen Rinde der Erde hervorbrechen, ihre Gewalt auf unſer ganzes Weſen zu üben, um das ſie, wie Spinnen um Mücken, zu erſt ihre neblichen Geſpinnſte ſchlingen, und das ſie enger und enger umfaſſend, zuletzt mit ihrem Stachel durchbahren. Wenn ſonſt in dieſer Stunde alle Erinnerungen aus früheren Jahren wie Bilder an unſerer Seele vorübergehen, ſo war Jeronimo zu ſehr mit der furchtbaren Gegenwart beſchäftigt, als daß ſich ſein Blick in die heitere Vergangenheit hätte zurückwenden mögen. Tauſend Muthmaßungen, tauſend Möglichkeiten kreuzten ſich in ſeinem Sinne, aber ach! aus allen und nach jeder trat wieder die furchtbare Wirklichkeit hervor. Cäcilia, Cäcilia's Verluſt war ſtets ſein letzter Gedanke und mehr und mehr, verſchwand jede Hoffnung van ſeiner Seele.

Plötzlich pochte es an der Thüre. Jeranimo fuhr auf. Eine hahe, in einen dunkeln Mantel verhüllte Geſtalt trat in die Stube.

„Guten Abend Meiſter Jeronimo!“ ſprach ſie, und ſtreckte dieſem die Hand entgegen.

„Filippo,“ rief Jeronimo und drückte die dargebotene Hand herzlich, „alſo du biſt der erſte von meinen Freunden, der mich in meinem Elende beſucht?“

„Elende? Ihr ſprecht in Räthſeln zu mir.“

„Alſo wißt Ihr noch nicht?“

„Doch, dach, ich habe gehört, ungewiſſes Gemurmel, Sagen unter dem Walke, aber daß ihr, daß Cäcilia — —“

„Möge ſich Gott erbarmen, ich, ich bin der Unglücklichr.“ Und nun erzählte er ihm die ganze Geſchichte.

Filippo ſchaute ſeltſam d'rein. „Nun,“ fing er endlich an, „nun 's wird auch nicht gleich Alles verlaren ſeyn, wer weiß wo's Weibchen heul“ — — —

„Sprecht's nicht aus, Nachbar Filippo, mir ſchaudert's.“

„Narr! vor den Hörnern wohl? — aber ich will dir dach was ſagen, du weißt, ich verſteh' mich ſo'n bischen auf die Magie, wie ſie's nennen. Wie wär's, wenn ich dir den Aufenthalt Cäciliens?“ — — —

„Heiliger Gatt, keine Teufelskünſte!“

„Nun magſt du nicht, ich kann's auch bleiben laſſen.“

„Zeig mir's, das Ganze aber — Gatt, daß ich ſie dach ehrlich begraben kann!“ rief er aus und verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Und Filippa warf den dunkeln Mantel weg, und ſtand in grellen hachrothen Kleidern da. Sein Geſicht zog ſich in die Länge, die Adern ſeines Halſes ſchwollen, ſelbſt die Feder auf ſeinem Hute, ſo ſchien es, ſträubte ſich empar. Ein gluthrather Schein durchfloß die Stube. Jeronimo bebte. „Zitterſt du ſchan?“ rief Filippo mit hahler Stimme, „ſprichſt du ein Wart, ſa zerfließt Alles in Schaum.“ — „Ende, ende!“ rief Jeranimo. Und die Wand ſeiner Stube ſchien ſich zu öffnen. Er ſchaute auf den Platz, wo die Kirche ſteht, er ſah das Gewühl von Menſchen, und Cäcilia und ſich und Filippo erkannte er deutlich. Er drängte ſich emmer mehr in die Kirche, dicht hinter ehm Cäcilia. Sie ſtunden dem Eingange nahe. Da faßte plötzlich Filippo Cäcilia's Hand und blickte ihr ſchmeichelnd in's Geſicht. Sie folgt unwillkührlich. Jeronimo ſieht es und ſieht ſich ſelbſt en die Kirche gehen. Er fühlt in ſeinem Innern die fürchterlichſte Angſt und die größte Bewußtloßigkeit, er fühlt doppelt.

Da erſchallt eine fröhliche Muſik. Der Ort verändert ſich in einen ihm unbekannten abgelegenen Platz. Ein Spielmann, ganz wieder ſo, wie Filippa ſelbſt, ſitzt auf einem Steine und ſpielt und ſingt. Filippo ſelbſt tritt auf und führt Cäcilia an der Hand. Der Spielmann grinzt ſie freundlich an; auf ein Zeichen kammen viele Frauen und Herren aus einem nahen großen Hauſe, zuletzt ein ſchöner aber blaſſer Jüngling, dieſem führt Filippa Cäcilien zu. Er begrüßt ſie freundlich, und alle ſtellen ſich zum Tanze. Der Spielmann ſpielt eine wunderliche Muſik. Man tanzt und hüpft um ihn herum. Filippo winkt dem Tänzer Cäcilien's zu. Dieſer faßt ſie freundlich am Kinn, nimmt ſie in den Arm und verſchwindet mit ihr in's Haus.

„Cäcilia!“ euft Jeronimo, er kann ſich nicht mehr faſſen. Aber kaum war das Wort über ſeine Lippen, als alles verſchwindet und tiefes Dunkel ſeine Augen deckt.

„Dummkapf!“ rief ihm Filippo in's Ohr, „du hätteſt mehr abwarten ſollen, das reicht nicht zu. Aber wir wollen's auf eine andere Art machen.“

Er ging; alles ſchwieg umher, Jeronimo lag in tiefer Ohnmacht.

Spät in der Nacht kam er von ſeiner Betäubung zurück. Man hatte ihn zu Bette gebracht, und der Arzt Alles angewandt, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Bald verbreitete ſich der Vorfall in der ganzen Gegend, und Jeranimo's Freunde kamen, ihn zu beſuchen. — Auch Filippo kam, ruhig und ernſt, wie man es an ihm immer gewähnt war. Bei ſeinem Eintritte richtete ſich der Kranke auf, und drückte krampfhaſt die Decke zwiſchen ſeine Fauſt; er ſchaute ihn ſtarr und vall Entſetzen an; er wollte ſpeechen, aber da wandelte ihn ſeine vorige Schwäche an, und er ſank betäubt in die Kiſſen zurück. „Jeronimo iſt ſehr krank?“ fragte Filippo. Der Arzt zuckte die Achſeln, und ſchaute mit einem bedeutenden Blick auf Filippo.

„Werden Sie ihn wohl retten?“ fragte dieſer weiter, ohne daß er ſich an die Bewegung und den Blick des Arztes, der ihm nicht entgangen war, kehrte.

„Seinen Leib denke ich wahl, aber ſeinen Geiſt! — Nun Gatt mag ſich hier in's Mittel ſchlagen, es iſt etwas Schreckliches vargefallen.“

„Laſſen ſie mich's wiſſen!“ rief Filippo.

„Und ihr känntet es ertragen! ihr! und wenn ich euch nun ſage, daß ich auf euch den gegründetſten Verdacht hege, daß ihr — — — O eure Teufelskünſte haben ſein Gehirn zerrüttet, ihr wolltet ihn planmäßig zu Grunde richten, es iſt euch gelungen.“

„Aber mein Gott,“ ſprach Filippa kalt und trocken, „ich weiß nicht, wen ich bemitleiden ſoll, Sie Herr Doktar, aber den Kranken, jeder leidet an einer heftigen Zerrüttung der Sinne, wie kammen Sie auf ſolche Einfälle, wiſſen Sie? — — —“

„Nicht ich, nicht ich, aber er, ſeine Träume, ſeine Reden haben es verrathen.“

„Alſo Sie trauen dieſen, Sie beurtheilen nach den fieberhaften Ausgeburten einer erhitzten Phantaſie einen ſchuldloſen Menſchen, dem man vielleicht nichts zur Laſt legen könnte, als ſeine zu große Liebe zu eben dieſem Nachbar. — Ich war der einzige, der ihn in ſeinem unglücklichen Zuſtand beſuchte.“

„Eben darauf gründen ſich alle ſeine Reden, hört ſie,“ — und nun erzählte er ihm den ganzen Vorfall der verfloſſenen Nacht.

Digitized by Google

Als er geendet hatte ſprach Filippo: „Sanderbar; ich höre mit Befremden, welche Rolle ich in dem Traume meines Freundes ſpielte. Sanderbar."

Er ſchwieg ein paar Augenblicke. Aber mit einemmale faßte er des Doktars Hand: „Mein Heer," ſprach er mit anſcheinender Wärme, „retten ſie meinen Freund, retten ſie ihn, es iſt zu ihrer Ehre, es iſt zu meiner Rechtfertigung." — Er ging. — Der Doktar ſchüttelte zweifelnd den Kopf und wußte nicht, was er denken ſollte.

Er blieb noch bis zum Abend. Als er den Kranken verließ, war er anſcheinend ruhiger gewarden und in einen leichten Schlaf geſunken. Am andern Margen kam der Arzt wieder. Der Schlaf hatte dem Kranken auf eine wunderbare Weiſe faſt ſeine ganze körperliche Kraft wieder gegeben, aber die Harmonie ſeiner Seele war zerſtört. Finſtere Melanchotie, welcher nur zu ſehr die Spuren des Grames um Cäcilia eingedrückt waren, nahm immer mehr und mehr in ſeinem Innern überhand. Späterhin geſellten ſich auch plötzliche Anfälle von Wahnſinn dazu, der ſich aber keineswegs in einer rauhen wilden Art äußerte, ſondern leiſe, wie fernes Wetterleuchten, an ſeiner Seele varüberblitzte.

So ſchlich er durch Neapel, mehr einem wandelnden Schatten als einem Menſchen ähnlich, die Kinder liebten ihn, und wenn „der ſtille Mann," ſo wurde er von ihnen genannt, auf ſie hergegangen kam, ruhten ihre Spiele und alle drängten ſich um ihn; lächelnd blickte er ſie an, drückte ihnen die Hände, küßte das Eine oder das Andere und gab ihnen kleine Geſchenke. (Schluß folgt.)

Das Bad Wieſau
im Obermainkreiſe.

Das Bad Wieſau im k. Landgericht Waldſaſſen, ganz nahe an der Grenze von Böhmen, gehört zu den ausgezeichneteſten Stahlwaſſern. Medizinal-Rath Wetzler in Augsburg behauptet, daß dieſer Eiſenſäuerling, wie er ihn nennt, von keinem in der Welt übertroffen wird, denn alle angeſtellten chemiſchen Unterſuchungen gaben das erfreuliche Reſultat, daß, wenn auch möglich ein ſtärkeres, dach kein reineres Stahlwaſſer gefunden werden wird. Es iſt in den neueren Zeiten anerkannt, daß weniger das Mineralwaſſer als Fluidum und ſein Gehalt am Salze und andern feſten Beſtandtheilen, als vielmehr der Brunnengeiſt es ſey, wovon die Heilkräfte an den Quellen abhängen. Am ſtärkſten iſt dieſer Geiſt in eiſenhaltigen und reinen Säuerlingen, heißer fixe Luft, oder kahlenſaures Gas, und bildet ſomit das eigentliche Wirkſame in den meiſten Wäſſern. — Dieſes kohlenſauere Gas iſt nun im Wieſauer Eiſenſäuerling im Ueberfluß vorhanden, wofür ſchan ſein weinigter Geruch, ſein ſtechender Geſchmack und die Anfangs berauſchende Eigenſchaft deſſelben ſpricht. Das Gas iſt dabei neben dem Eiſen ſa ſehr an das Waſſer gebunden, daß die Reagentien, wenn es auch varher gebraucht und längere Zeit dem Einfluß der Luft ausgeſetzt worden iſt, noch die erfreulichſten Reſultate liefern. — Die Arbeiten Graef's, Wetzler's, die chemiſche Unterſuchung Bachmann's und Voglers, die günſtigen Erfahrungen Mehrerer, welche die Wirkungen des Waſſers lange beobachteten, und die aktenmäßig varliegen, endlich die öffentliche Stimme im weiteren Umkreiſe der Quelle aus dem Munde derer, die dort Geneſung erhielten, haben über die große Wirkſamkeit Wieſau's in allen den Krankheitszuſtänden, in welchen reine Eiſenwaſſer anwendbar ſind, hinreichend entſchieden. — Neben der auſſerordentlichen Gebundenheit von kohlenſaurem Gas und Eiſen an das Waſſer, ſichert ihm ſeine ungemein leichte Verdaulichkeit nicht nur den Vorzug, ſondern auch eine ſehr umfaſſende Anwendbarkeit vor vielen andern Stahlwäſſern, von denen manche ihrer Schwerverdaulichkeit wegen ſich nicht zum Trinken, ſondern nur zum Baden eignen, und in dieſer Beziehung hat es auch den Vorzug vor Steben. Seine Hauptwirkungen treten zuvörderſt in Krankheiten der reproduktiven Sphäre, in Leiden des tractus intestinalis und des Sexualſyſtems hervor, wenn ſie durch nervöſe Schwäche bedingt ſind. — Dr. Seiberth, praktiſcher Arzt in Amberg, hat unter ſeiner Aufſicht und Leitung auch Somnambulen das Bad brauchen laſſen, und die Reſultate waren bei ſolchen, jahrelang mit dieſem Uebel behafteten, ſehr glänzend, und wo iſt das Nervenleiden gerade der reproduktiven Sphäre ſo ſehr ausgeſprochen, als in dieſer Krankheit? — Kranke, die in Folge van Ausſchweifungen ſich ſo ſehr geſchwächt hatten, daß ſie auf Tüchern in die Badewanne gehoben werden mußten, haben nach dem Gebrauch von 6 — 8 Schlammbädern ohne fremde Beihülfe baden, ja ſogar den Weg in ihre Wohnung ahne Unterſtützung zurücklegen können, und wurden ganz geheilt.

Dieſer vortrefflichen Quelle wurde nun auch die verdiente Aufmerkſamkeit geſchenkt, und es wird für die Falge noch mehr hiefür geſchehen. Der verdienſtvolle Bergrath von Dippel hat ein zweckmäſſiges Gaſt- und Badhaus errichtet, wo ſehr viele Badegäſte bequeme Unterkunft finden, und Se. Maj. der König haben zur Emporbringung dieſer ſo wichtigen und heilſamen Quelle eine bedeutende Unterſtützung angewieſen. Es wurde in der Perſon des Phyſikus Dr. Fiſcher ein eigener Bad-Arzt angeſtellt, der während der Badzeit in Wieſau wohnt. Derſelbe hat dieſe Quelle gepachtet und dadurch die Verſendung des Waſſers übernommen, die nunmehr ſehr zweckmäßig geſchieht, und bereits bedeutenden Abſatz findet, indem dieſes Waſſer ſich ſehr gut hält, nur wenig in ſeinem Gehalt durch die Verſendung verliert. Die Anzahl der Badegäſte iſt ſchan im letzten Jahre auf beinahe 100 geſtiegen, und in wenigen Jahren läßt ſich erwarten, daß auch dieſes Bad ſeinen verdienten Rang einnehmen wird.

Die Fürstin von Serdanah, Simrou-Begghum.*)

Serdanah, nördlich von Dehli gelegen, zwiſchen dem Ganges und der Djemna, hat ein in den engliſch-oſtindiſchen Beſitzungen eingeſchlaſſenes Gebiet. Ein Franzoſe Sambre trat in die Dienſte des Nabab von Patna, deſſen Gunſt er ſich im hahen Grade zu gewinnen wußte. Nach dem Sturze des Nabobs und der Auflöſung des Reichs vom Großmogul zu Gunſten der Engländer, ſtellte ſich Sambre an die Spitze eines Carps von Parteigängern, kämpfte auf eigene Rechnung, und eroberte ſich ein kleines Fürſtenthum auf dem Gebiete von Serdanah. Ludwig XVI. belohnte ſeinen Muth und ſein Glück, indem er ihm 1776 das Patent eines franzöſiſchen Oberſten gab.

Sambre hatte eine Chriſtin geheirathet; er lebte aber nach Landesſitte mit einer Perſerin von allgemein gerühmter Schönheit in ehelicher Verbindung, deren Haut ſo weiß war, daß ſie den Beinamen Simrou d.i. mit dem ſilbernen Geſichte, aber weiß „wie der Schnee" erhielt.

Sambre ſtarb, und hinterließ ſeine rechtmäßige Wittwe

*) Vgl. Nro. 2 der Biene, Artikel: General Allard.

in groſſer Verlegenheit, da er weder ihr noch ſeinem Sohne den Ort bezeichnet hatte, wo ſeine Schätze verborgen lagen. Die Regierung von Serdanah war im Begriffe zahlungsunfähig zu werden, als ihr die ſchöne Perſerin zu Hülfe kam. Sie verkaufte alles, was ſie beſaß, übernahm den Oberbefehl der Truppen, verſchaffte der Wittwe des Nabobs Schutz, rettete deſſen Sohn, vertheidigte das Land gegen auswärtige Feinde, und übernahm endlich ſelbſt die Oberherrſchaft von Serdanah.

Ein anderer Franzoſe Levaſſeau befehligte ihre Truppen. Dieſer wußte das volle Zutrauen der Fürſtin zu gewinnen, und beſtimmte ſie, die chriſtliche Religion anzunehmen. Endlich bot ſie ihm ihre Hand. Einige Jahre wareu verfloſſen, da beredete Levaſſeau ſeine fürſtliche Gemahlin, ſich mit ihm nach Europa zu begeben. Nach getroffener Vorbereitung ergriffen beide Eheleute heimlich die Flucht, aber nachdem ſie kaum einige Meilen gegen die engliſche Grenze zurückgelegt, vernahmen ſie, daß die empörten Truppen mit ihrer Verfolgung beſchäftigt ſeyen. Bald wurden ſie auch ergriffen, und unter Bedeckung einzeln nach Serdanah gebracht. Hier ließ Simrou Begghum ihrem Gemahl ſagen, daß ſie einen Diamanten verſchlungen habe. Dieſer glaubte, die Fürſtin wolle durch einen Selbſtmord den Mißhandlungen der Negee und der Hinrichtung entgehen, und tödtete ſich hierauf durch einen Piſtolenſchuß, um ſie nicht zu überleben. Jedoch ſtarb ſie nicht. Indeſſen kam ein Sohn des franz. Nabobs, der junge Sambre, in den Beſitz der Gewalt, und hielt die Fürſtin im Gefängniß feſt. Aber es grlang ihr nun zu entwiſchen, ſich an die Spitze ihrer Anhänger zu ſetzen; ſie bemächtigte ſich der Perſon ihres Gegners, welcher an ihrer Stelle in das Gefängniß wanderte, und ſie ſchenkte, in der Abſicht, ſich einen ruhigen Beſitz ihres wiedereroberten Landes zu ſichern, dasſelbe der oſtindiſchen Kompagnie, indem ſie dieſe zur Eebin einſetzte.

Dieſe Fürſtin oder Königin von Serdanah iſt gegenwärtig 95 Jahre alt, allein dieß hohe Alter hat die Lebendigkeit ihres Geiſtes ungeſchwächt gelaſſen. Sie regierte und regiert noch im wahren Sinne des Wortes allein ihe Land; die Finanzen, die Juſtiz und die Angelegenheiten des Kriegs werden durch ſie geleitet. Allard beſuchte ſie vor ſeiner Reiſe nach Europa, und ſie überſendete dem König Ludwig Philipp ihr Portrait. Simrou Beggdum iſt von ausgezeichneter Frömmigkeit; ſie lirß eine ſchöne katholiſche Kirche bauen, und ſorgte für Fortſetzung des Gottesdienſtes in dieſer ſelbſt nach ihrem Tode. Sie ſoll auch vom Papſte einen Biſchof veelangt, und italieniſche Beichtväter haben. Sie beſitzt ein groſſes Vermögen; ihre Einkünfte werden zu 2 ½ Mill. jährlich berechnet, und ihr Schatz zu 50 Millionen.

Kunstausstellung zu Frankfurt.

* † Seit zwei Jahren hat ſich hier ein Verein von Kunſtfreunden gebildet, der alljährlich eine Ausſtellung einheimiſcher und fremder Kunſtweeke veranſtaltet, dadurch junge Künſtler bekannter macht, ihnen Abſatz, Aufmunterung verſchafft, älteren Grlegenheit mehr zur Verbreitung ihrer Schöpfungen bietet, und vielfachen Genuß bereitet. Die diesjährige Ausſtellung (in den Sälen des Gaſthauſes zum Roß am Paradeplatz) war vorzüglich intereſſant für Bayern, denn die erſten Meiſter und die beſten Schüler der Münchner Schule hatten reichlich dazu geſteuert. Das gedruckte Verzeichniß der ausgeſtellten Bilder ꝛc. enthält nicht weniger als ſechzig Namen von Münchner Künſtlern, darunter Adam, zwei Quaglio, zwei Monten, Zimmermann, Warnberger, v. Heideck, v. Klenze, Petzl, und in der That konnte ſchon die groſſe Reihe ihrer hier ſichtbaren Leiſtungen einen Begriff geben von der Thätigkeit, mit welcher, durch einen kunſtſinnigen König hervorgerufen, dort eine neue Aera der Künſte ſich entfaltet. Beſondern Effekt machten einige griechiſche Szenen, auch die Genrebilder von Adam. Von Nüenberg fanden ſich auch mehreee hübſche Gegenſtände. Die Frankfurter Künſtler ſelbſt waren ebenfalls nicht zurückgeblieben; die Städel'ſche Stiſtung trägt mehr und mehr Früchte. Nächſt München aber hat Düſſeldorf, urſprünglich ja auch — pfalz-bayeriſch, die meiſten Werke geſendet, und deſſen Malerſchule ſcheint immer erfreulicher aufzublühen. Es ſind viele Bilder verkauſt, viele von unſerem Kunſtverein zur Verlooſung unter ſeine Mitglieder erworben worden; die Theilnahme war überhaupt ſo lebendig, daß die Ausſtellung, im Mai begonnen, bis gegen Ende Junius dauerte. Kurz vorher war auch eine herrliche Blumenausſtellung geweſen, und ſo ſehen Sie, daß wir nicht blos dem Merkur und Pluto, ſondern auch der Flora und allen Muſen und Grazien dienen.

Anekdote.

Ein wohlbeleibter Amtmann ließ auf einer Reiſe in einem eiskalten Winter, weil ſeine Pferde ermüdet waren, vor einer Dorfſchenke halten. Er ſchob ſeine umfangreiche Geſtalt in das Gaſtzimmer zum Heerde, auf dem ein helloderndes Feuer brannte, und nahm den Raum vor demſelben ſo ganz in Beſchlag, daſt ein kleiner Schornſteinfegerjunge, welcher gerade den Kamin gefegt hatte und deſſen Geſicht ganz geſchwarzt wae, ſich in einen fernen Winkel zurückziehen mußte, wo ihm vor Kälte die Zähne klapperten. Der nach und nach durchgewärmte Amtmann, waed endlich des kleinen Schwärzlings gewahr. „Nun kleiner Teufel", rief er lachend, indem er ſich anſchickte, ein warmes Glas Eierwein hinunter zu ſchlürfen, „ſag' an, wie geht's in der Hölle?" „Ganz wie hier Ew. Gnaden," erwiderte der ſchlaue Junge, „die geößten Schelme bekommen die wärmſten Pläze."

Vierſilbige Charade.

Die Eeſte.

Gefährlich iſt die Erſte immee,
Wenn ſie auch noch ſo ſchwächlich iſt;
Iſt mächtig ſie, dann deſto ſchlimmer,
Im Fall Du ihre Beute biſt.
Wenn Du ſie kennſt, magſt Du Dich ſchützen,
Doch wenn ſie im Verborgnen ſchleicht,
Dann kann die Vorſicht Dir nur nützen,
Daß Dich die Schlange nicht eeeicht.

Die Zweite — Dritte — und Vierte.

Sie ſind des Menſchen Ideale,
Ee ſucht ſie wachend und im Traum;
Erſcheinen ſie im Erdenthale,
Sind ſie gewöhnlich flücht'gee Schaum;
Befreit von Thoeheit und von Sünden,
Wirſt Du ſie einſt dort oben finden.

Das Ganze.

Ein tolles Wort, wenn man beachtet,
Wie, Eeſte und die letzten Drei
Im Bund, das Beſte und das Schlimmſte
Zu einem Sinn gefüget ſei.
Die Erſte wird im Ganzen ſich wohl führen,
Doch von den Letzten wirſt Du nie was ſpüren.

Alois Rauch.

Berichtigung. In Nro. 3 dee Biene, Seite 11, Spalte 2, Zeile 14 iſt ſtatt des Wortes „Mai" „Maez" zu leſen.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. N. 5.

Van Hutten.

Szene aus den Zeiten der Reformation.

Was Mainzee Marktſchiff furchte tief
Des Rheines geüne Wogen,
In deeen Schooß Najade ſchlief.
Der Ladung Herren pflogen
Der Ruhe; — doch am Buge ſtand
Van Hutten, ſtarr des Uſers Rand
Beſchau'nd in ernſtem Schweigen
Und geübelndem Veegleichen.

Da nahet ihm mit Zagen ſich
Ein Jude, — bietet Waaren
Dem Sinnenden, — wied zudeinglich —,
— Er ſcheint's nicht zu gewahren. —
Da fuhr's van Hutten durch den Sinn,
Welch' unermeßlichee Gewinn
Dem Krämer werden müſſe,
Wenn er ſich taufen ließe.

Drob rief er baeſch': „Ungläubiger Hund!
„Was wimmeeſt du von Waaren?“
„Mach' erſt die räud'ge Seel' geſund,“
„Den Himmel die zu waheen!“
„Ha! Gottes Finger ſendet dich!“
„Willſt du die Taufe? — Jude ſprich!“
„Daß dich Erlöſees Gnade“
„Im Thau des Himmels bade!“

Erbleichend fiel der Handelsmann
Zu Huttens Füßen niedee,
Ein Theänenſtrom vom Antlitz rann,
Ihm ſchlotterten die Glieder.
„Erbarmen, Herr, wenn ich gefehlt!
„Auf meinem Pfad, den Gott gewählt,
„Zu wandeln werd' ich ſtreben,
„Und koſte es das Leben!“

„Was? beüllt ergrimmt der Ritter, „Schuft!
„Du trittſt dein Heil mit Füßen?
„So wahe ich athme Gottes Luft,
„Das ſollſt du ſtracks mir büßen!“
Im Hui! des Rieſenaemes Kraft
Ihn hoch empor vom Boden eafft,
Und taucht in Rheines Fluthen
Den halb entſeelten Juden.

„Willſt du getauft ſeyn?“ ſchreit der Graf,
Mit ſteengen, wilden Blicken
Ihn rüttelnd aus dem Todesſchlaf; —
Und — nahe dem Eeſticken —

Der Aeme ſtöhnt: „Ich will!“ — Nun gießt —
Indem Gebet vom Munde fließt —
Der Ritter Waſſer über; —
Die Handlung iſt vorüber. —

Rings tiefe Stille herrſcht. — „Laß' ich“ —
So ſpricht der Ritter — „ziehen
„Den Bueſchen, — wied er ſicherlich
„Dem Cheiſtenthum entfliehen!
„Deum beſſee ee ſtiebt fehlerfrey,
„Als daß die Seel' verloeen ſey;
„Er doch Geſahe nur liefe!“
Und ſtößt ihn in die Tiefe. . .

. . . . 8.

Der böse Blick.

Novelle.

(Schluß.)

Es war etwa 4 Jahre, nach jenem Vorfall, als Jeronimo an einem ſtillen, einſamen Sommer-Nachmittage durch die Straßen der Stadt ging und endlich auch an jenes Häuſermeer gerieth, daß ſich am Fuße des St. Elmo ausbreitet. Die Luft war hier drückend und ſchwül; einzelne Vögel ſtreiften niedrig auf der Erde hin; ſtaubgrün und verſchrumpft hing das Laub der Bäume über die Gartenmaueen herüber, und überall herrſchte eine ſonderbare Stille und ahndungsvolle Ruhe in den Steaßen.

Er hörte plötzlich von ferne eine fröhliche Muſik, die aus einem Hauſe zu kommen ſchien. Unwillkührlich folgte er ihren Tönen. Die Straßen wurden ihm immer fremder, dieſe Gegend der Stadt hatte er noch nie geſehen. Er wandte um eine Ecke, und wer malt ſein Entſetzen, vor ihm lag der Platz, genau ſo wie er ihn in jener Schreckensnacht erblickte. Er ſchaute um ſich, deutlich erkannte er das Haus, in welches Cäcilie in jener gräßlichen Nacht verſchwunden. Da hörte er ein ſeltſames Geräuſch, wie von vielen taffeten Kleidern. Ee blickte nach den Fenſtern des Hauſes. Sonderbare Geſtalten ſchienen wie im Tanze an ihnen vorüber zu ſchweben, die Muſik begann wieder lauter und rauſchender. Furchtbar bewegende Gefühle durchzogen Jeronimo's Herz, er mußte ſeine Augen wie feſtgebannt auf die Fenſter des Hauſes heften. Da entſtand plötzlich ein Gewühl unter den Figuren, die zuerſt langſam und mechaniſch am Fenſter vorübergeglitten waren. Jeronimo glaubte Cäcilia zu ſehen. Sie flog: Eine hohe männliche Geſtalt verfolgte ſie. Er blickte hinauf. Eben eilte ſie vor dem nächſten Fenſter vorüber, ihre Blicke trafen ſich, ſie ſchien Jeronimo zu eekennen, um Rettung zu flehen. Er ſchaute in dieſem Augenblicke, ganz von Wahnſinn ergriffen, ſtarr hinauf; Cäcilia ſank mit einem lauten Schrei ohnmächtig zurück.

Auf dieſen Schrei erhob ſich ein Kind, das bisher an der Pforte des Hauſes geſpielt. „Meine Mutter,“ rief es, und wollte hinauf eilen; aber Jeronimo's Wahnſinn hinderte es daran. Kaum hatte er den Ausruf des Kindes vernommen, als er auch ſchon auf daſſelbe zueilte und es ergriff. „Wie nennt ſich deine Mutter?“ „Cäcilia,“ ſprach das Mädchen verſchüchtert und zitterte heftig. „Da oben?“ Das Kind nickte mit dem Kopfe. „Wie mich das Ding mit den dunkeln Augen ſo gutmüthig anſchaut, aber eben in den Augen ſtecken Schlangen — Verflucht — Da oben, o da oben! — Aber da hab' ich ſie!“ — — Raſch zog er ein Meſſer hervor. „Hülfe! Hülfe!“ rief das Mädchen, die Thüre des Hauſes ſprang auf. — Zu ſpät! Er zuckte und leblos lag es zu ſeinen Füßen.

Ein eeich gekleideter Herr eilte aus dem Hauſe, ihm folgte Filippo.

„Um Gotteswillen Herr! es iſt Jeronimo,“ ruft dieſer.

„Er hat das Kind getödtet!?“ fragte tiefbewegt der Heer.

Jeronimo nickte und ſchaute ruhig auf das unglückliche Opfer. „Man halte nur Cäcilia von dieſem Anblicke fern, — er würde ſie tödten,“ ſagte angſtvoll bewegt Filippo.

„Elender Verräther! er wird mich gewiß tödten,“ rief plötzlich Cäcilia, welche bei dem allgemeinen Tumulte aus dem Hauſe entronnen war. „Dieß iſt mein Mann, dieß iſt dein Kind,“ rief ſie, zu dem Herrn gewendet, „Gottes rächende Gewalt ließ es durch die Hand des ſchrecklich Betrogenen enden — und doch mein Kind.

„Schändlicher, ſchändlicher Verräther! Teufelskünſte haben mich gebannt, verflucht ſeyſt Du — — —“

„Halt ein,“ rief Filippo, „Du weißt nicht, wen Du verfluchſt!“

„Meinen Verräther, o Gott ſey meiner Seele gnädig, ich erliege!“ — — todt ſank ſie auf den Leichnam ihres Kindes.

Tief erſchütteet ſtand der reiche Mann. Filippo ſchaute mit einem ſüechterlichen Hohne in das bleiche Angeſicht Cäcilia's und lachte laut auf.

Aber dem herbeigeeilten Volke waren die Worte der Sterbenden nicht entgangen. Man ſchaffte den Leichnam und den wahnſinnigen Jeronimo fort; verſicherte ſich aber auch des reichen Mannes und Filippo's. Jenen rettete nicht ſein hoher Rang als Marcheſe und Kämmerling des Fürſten. Man unterſuchte den Vorfall. Aber bald gaben, man wußte nicht warum, die weltlichen Gerichte den geiſtlichen die Unterſuchung hinüber, und keine Kunde kam unter das Volk, nur der Rechtsſpeuch wurde ihm bekannt. Der Graf wurde verbannt und alle ſeine Güter eingezogen. Er ſtarb in einem elenden Flecken nahe bei Athen eines jammervollen Todes. Filippo ward zum Schaffot verdammt. Er zeigte keine Rührung bei ſeiner Hineichtung.

Jeronimo nahm ſich im Irrenhauſe ſelbſt das Leben.

Lange blieb die genauere Kunde über dieſen Vorfall verborgen, und eeſt einer weit ſpäteren Zeit war es vorbehalten, Licht über dieſe ſonderbaren Geſchichte zu verbreiten. Als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts einer meiner Freunde mit der galliſchen Armee nach Neapel gekommen war, fielen ihm bei der Uebernahme der Aktenſtücke eines damals aufzulöſenden geiſtlichen Gerichtes auch folgende Briefe in die Hände. Er las ſie, aber mehr der Neugierde als der Wißbegierde wegen. Ihr Inhalt zog ihn an. Nach und nach erfuhr er durch die Akten ſelbſt, durch Nachforſchungen unter dem Volke jene, ſchon vor etwa 60 — 70 Jahren vorgefallene Geſchichte. Hier folgen die Beieſe.

Neapel.

Der Marcheſe an ſeinen Freund.

Theurer Enrico!

Alle meine Wünſche ſind erfüllt, beruhigt mein glühendes Sehnen, die Geliebte meines Herzens iſt gefunden. Mein erſter Blick in ihr großes dunkles Auge, das ſie vor mir beſcheiden zur Erde ſenkte, ſagte mir das. Noch kannte ich ſie nicht, und nun ich ſie kenne, bin ich um Nichts glücklicher; ſie iſt nur eines Bürgers Tochtee.

Einen ſonderbaren Vorfall darf ich Dir aber nicht verſchweigen; denn er ſoll mir zu dem Beſitze des ſo innig geliebten Geſchöpfes verhelfen. Als ich bei der letzten Maskerade eben unbeſoegt, ganz in die Gedanken meiner Liebe verſenkt, um eine Ecke bog, bemerkte ich einen Mann, in ziemlicher Entfernung von mir, tief in einen rothen Mantel gehüllt. Sein Anblick zerſchnitt alle meine Gedanken; und auch er ſchien mich bemerkt zu haben. Er gieng auf mich zu und faßte mich bei der Hand. Unwillkührlich mußte ich in ſein Auge blicken. Farb- und glanzlos lag es in ſeiner tiefen Höhle, aber es wirkte mit Zauberkraft auf mich, ich mußte ihm folgen. Er führte mich durch eine Hinterpforte in ſeine Wohnung. Magiſches Dunkel bedeckte hier alles. Da trat er vor mich hin und, denke dir mein Erſtaunen, ſprach ſo zu mir: „Ihr liebt Cäcilia, ihr ſollt ſie ſehen“! Kaum hatte ich Zeit mich von meiner Beſtüezung zu erholen, als er eine Thüee öffnete. Und nun male dir mein Entzücken! Cäcilie lag hier, nur von einem leichten Gewand umfloßen, das ihre reizenden Formen kaum verhüllte, auf einem Roſenbette und ſchlief. Die ſüßeſten Düfte durchwürzten die Luft und Sphären Töne ſchwebten von oben auf zarten Fittichen herab. Ich bebte wonnetrunken, meine glühenden Sinne veelangten nach ihr, aber der Unbekannte hielt mich zurück. — Nur einige kleine Bedingungen, und ſie iſt mein. O wie gern erfüllt ſie dein

überglücklicher M . . . . .

An denſelben.

. . . — Sie war vermählt; wie ſchnitt mir dieſes Geſtändniß, das ſie mir ſelbſt machte, durch die Seele. Filippo erſcheint mit jedem Tage furchtbarer. Eine tückiſche Bosheit ſpiegelt in allen ſeinen Handlungen. Sein ſtets gleiches verſchloßenes Betragen, ſein Mangel an Gefühl für Freude oder Scherz, ſein todtes, aſchgraues Auge, alles, alles macht mir ihn höchſt furchtbar. Aber ich kann ihn nicht fliehen, er hat mich an ſich gebannt, er hat Cäcilia an mich gefeſſelt . . . — — — — — — — — — — — — — —

Ponticello

An denſelben.

. . . — Ein holdes Kind erfreute mich vor einigen Tagen. Es gleicht ganz der engelſchönen Mutter, ein Mädchen, das mir ſchon mein ganzes Herz geſtohlen hat. Filippo nahte ſich geſtern dem Kinde. Wie ſo gerne hätte ich ihn entfernt. Es war das erſtemal, da ich ihn lächeln ſah, es war aber nicht das harmloſe Lächeln der Freude, ſondern das Grinſen der Bosheit. Er ergriff das kleine Weſen bei der Hand und ſchaute es feſt an; das Kind verſuchte ſich von ihm zu wenden, aber es war ihm nicht möglich. So übte

auch über dieſes ſchuldloſe Weſen der Unbegreifliche ſeine furchtbare Gewalt. Wer weiß, was er mit dem Kinde angefangen, ein unbekanntes Etwas hielt uns feſt, wir konnten nicht nahen. Ich bin in böſe Hände gerathen, ſchütze mich Gott! Ponticello.

An denſelben.

Geſtern erzählte mir Cäcila, daß ſie noch einen Bruder habe — oder gehabt, das wußte ſie nicht. Sie zeigte mir ſein Bild. Mit Grauen bemerkte ich an dem Geſichte des Kindes, den als ſolches war er gemalt, die Grundzüge von Filippo's Geſicht. — Aber es war wohl nur Täuſchung, den alles um mich her erinnert mich ſeit einiger Zeit an ihn, die mir ſonſt lieben nnd angenehmen Züge verkehren ſich in meiner Phantaſie in ſchreckhafte und bilden mir, tauſendfach geſtaltet, immee nur Filippo's Geſicht. Doch genng davon; Cäcilia entdeckte ich dieſe Aehnlichkeit nicht. Sie erzählte mir weiter, daß dieſer Bruder, der ſechs Jahre älter geweſen als ſie, ſtets mit ihr gehadert habe, weil er ſie um die Liebe der Eltern beneidete. Oft, ſagte ſie mir, habe ſie ihn mit Thränen beſchworen, von dem Betragen abzulaſſen, mit welchem er ſeine beiden Eltern noch in die Grube bringe. Aber er hörte nicht. Einmal als er beſonders wild geweſen, habe ſie ihn auf den Knieen um Beſſerung gebeten, aber er ſey wüthend aufgeſprungen, habe ſein Meſſer hervorgezogen, und ſie in die Seite geſtochen. Sie ſey ohnmächtig niedergeſunken, er mochte ſie für todt gehalten haben, und iſt entflohen. Niemand erfuhr ſeit jener Zeit Kunde von ihm. — Mir ahnen ſchreckliche Dinge, aber meine Worte ſollen das Schauderhafte nicht hervorrufen.

Neapel.

An denſelben.

Heute Morgens kamen wir von meinem Luſtſchloſſe zurück. Filippo war während der ganzen Reiſe in tiefe Gedanken verſunken. Er ſelbſt verlangte unſere Rückkehr von Ponticello, wohin ich mit Cäcilia hatte ſogleich flüchten müßen. Sein ganzes Benehmen ſcheint mir verändert. Als wir aus dem Wagen ſtiegen, faßte er meine Hand, und blickte mir faſt bewegt ins Auge. Ich begriff in nicht. Dumpf murmelte er: „Heute noch, heute!“ was wollte er damit ſagen? Schwer liegt dieſer Tag auf mir, ein furchtbares Gewitter drohet herein. — — — — — — — — —.

Zwei Tage ſpäter.

Das Wetter hat ſich entladen, auf mein, auf Cäcilia's Haupt. Filippo iſt ihr Bruder, ſeine Rachſucht verfolgte ſie bis in den Tod. Die Geſchichte wirſt du bald erfahren, erſpare mir ihre Meldung. Aber den ſchrecklichen Augenblick will ich dir ſchildern, wo ich obige Entdeckung machte. Filippo hatte auf jenen Abend einen Maskentanz verlangt. Was er wollte, mußte geſchehen. Cäcilia hatte den unglücklichen Gedanken, ſich als Zigeunerin zu kleiden und jenes Bildniß vorne auf die Bruſt zu hängen. Kaum hatte es Filippo erblickt, als er ſchnell auf ſie zueilte, um es ihr ſprachlos vor Wuth, vom Halſe zu reißen. Aber ſie war ſchneller, und rannte davon. „Mein Bild, mein Bild!“ rief er und eilte ihr nach. Plötzlich ſank ſie mit einem lauten Schrei ohnmächtig zur Erde. Was weiter vorging wirſt du nur zu bald aus dem Munde des Volkes erfahren. Welche Strafe mich erwartet, weiß ich nicht, jede werde ich mit Geduſt ertragen; auf Filippo wartet der Tod. — Nun weiß ich mir jene Worte zu deuten. — — — — — — — — — — — —

S. C.

Neue Medaille zu Paris und München.

Die bayeriſchen Amtsblätter verkündigten kürzlich, daß ein allerhöchſtes Reſcript des k. Staatsminiſterium des Innern vom 27. Mai l. J. die vom kgl. Commiſſair der Stadt Augsburg verfügte und von der kgl. Regierung des Oberdonaukreiſes fortgeſetzte Beſchlagnahme der „Druckſchrift über „die wunderbare Medaille von der unbefleckten Empfängniß „Mariä“ nebſt dieſer Medaille ſelbſt beſtätigt, und ſonach deren Confiskation und Verbot einzutreten haben. Dieſe offizielle Nachricht ging in ſehe viele in- und ausländiſche Blätter über. — Nunmehr bringen Münchener Blätter die Kunde, daß die Beſchlagnahme der beſagten Medaille wieder aufgehoben, deren öffentlicher Verkauf wieder erlaubt worden ſey. Am ausführlichſten verbreitet ſich darüber die in Augsburg erſcheinende Zeitſchrift Sion, welche, ihrem Artikel die Schlußbemerkung beifügt, die Zeitblätter, welche ſo ſehr mit Bekanntmachung der Beſchlagnahme ſich beeilt hatten, möchten wohl kaum mit der Ankündigung ihrer Aufhebung ſo preſſiren. Wir nehmen nicht den mindeſten Anſtand, den Sion, welchem das Verdienſt gebührt, zuerſt in Bayern, ſchon im Jannar 1836 auf dieſe „wunderbare Medaille“ aufmerkſam gemacht zu haben, in der Verbreitung ſeiner Botſchaft bei unſern Leſern zu unterſtützen, und geben ſie daher wörtlich, wie folgt: „Seit vielen Jahrhunderten verehrt Bayern die ſeligſte Jungfrau und Mutter des Herrn als beſondere Schutzheilige. Einer der weiſeſten und größten Fürſten, den Bayern gehabt, der Kurfürſt Maximilian I., drückte dieſe Verehrung am ſchönſten aus, als er ſeinem Prinzen Ferdinand Mariä folgende väterliche Ermahnung gab: „Alle Heilige Gottes, bevor aber die Königin aller Heiligen, die jungfräuliche Mutter Gottes, als eine unſers Churhauſes ewige Patronin, liebe und ehre nicht anders, als wie ein unterthänigſt ergebener Sohn zu thun ſchuldig iſt. Auf ſolche Weiſe biſt Du verſichert, daß ſie als eine ſorgtragende Mutter Dich lieben, und bei dem allerhöchſten Gott Dich in Glück und Unglück möglichſt beſchützen werde.“ Von dieſer Liebe und Verehrung, die er ſeinem Sohne und Nachfolger hiemit empfahl, gab der große Churfürſt ſelbſt den ſchönſten Beweis, als er dem altberühmten Gnadenbilde der Mutter Gottes zu Altenötting einen ſilbernen Tabernakel zum Opfer brachte, in welchem man nach ſeinem Tode ein, mit dem kurfürſtl. Siegel doppelt verſchloſſenes Papiee fand, welches folgende mit ſeiner eigenen Hand, und zwar mit ſeinem Blute geſchriebene Aufopferung enthielt:

„Ich ſchenke und opfere mich Dir auf zu einem Leibeigenen,
Heilige Jungfrau Mariä!
Das bezeuge ich mit meinem Blute und meiner Handſchrift:
Maximilian,
der größte unter den Sündern.“

Auch ſein Herz wurde, wie er es befohlen hatte, nach ſeinem Tode, in einem ſilbernen Herzen verwahrt, am 4ten Oktober 1651 nach Altenötting gebracht und in der heiligen Kapelle beigeſetzt. Seit dieſer Zeit wurden die Herzen vieler Fürſten und Fürſtinnen des bayeriſchen Hauſes, zuletzt noch des Königs Maximilian Joſeph I. dort beigeſetzt.

Beſonders iſt es die unbefleckte Empfängniß, welcher ſich die Andacht des bayeriſchen Volkes zugewendet hat. Das ſprechendſte Zeugniß dafür iſt das Daſeyn des vom Churfürſten Carl Albrecht im Jahre 1719 erneuerten Ritterordens vom heiligen Georg, deſſen vorzüglicher Zweck die Ver-

ehrung und Vertheidigung der unbeſleckten Empfängniß iſt, und in welchen, auſſer den Gliedern des k. Hauſes, nur Sproſſen der erſten Geſchlechtee des Landes aufgenommen werden. Davon gibt feener Zeugniß das gegoſſene Marienbild an der alten Hauptfaçade der k. Reſidenz, welches die unbeſleckte Empfängniß darſtellt; auch die Statue auf dee, vom Churfürſten Maximilian I. ereichteten Säule auf dem Schrannenplatze dahier, ſtellt dieſelbe vor. Das Gepräge dee größern bayeriſchen Münzen früherer Zeit zeigte ebenfalls die Mutter des Herrn von der unbefleckten Empfängniß mit dee Umſchrift: „Patrona Bavariae.“

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß die neue Medaille von der unbeſleckten Empfängniß vorzüglich in Bayern, das ſonſt das „marianiſche“ genannt wae, mit großer Freude aufgenommen und von allen Verehrern der Muttee des Heern zu tragen verlangt wurde. Wie groß war daher aber auch das allgemeine Erſtaunen, als die Medaille und das bei Dall darüber erſchienene Büchlein mit Beſchlag belegt wurden. Dieſe Maßregel ſchien um ſa unerklärlicher, als der heilige Valer ſelbſt, ſa wie die hochwürdigſten Erzbiſchöfe von München und Paeis und andere Kiechenprälaten ſchon unzählige Medaillen geweiht, und hiedurch das Tragen derſelben genehmigt hatten. Dieſe Genehmigung ſchien in einer rein geiſtlichen Sache genügend, da es der geiſtlichen Behöede zuſteht, in Dingen, die den Glauben betreffen, zu entſcheiden. Die allgemeine Verbreitung dee Medaille hatte zwar von einer Erſcheinung begonnen, die eine Klaſterfrau zu Paeis gehabt; allein ihre hinlängliche Rechlfertigung findet ſie erſt in den Wohlthaten, die ſo viele dem Teagen dee Medaille und ihrer dadurch angeregten Andacht zur unbefleckten Empfängniß verdanken. Denn wäre das Tragen fruchtlos gewefen, ſa würde man ohne Zweifel jene Erſcheinung zuerſt allgemein verlacht, dann abee allgemein vergeſſen, nicht abee nach dieſem Ablaßpfennig allgemein gefragt haben und fragen. Es verhält ſich alſo damit wie mit den Scapulieren, die ihre allgemeine Veebeeitung auch nicht den Offenbarungen des Karmelitenſtocks, ſondeen ihrem Nutzen verdanken. So feiert die Kirche auch zwei der ſchönſten Feſte, das vom Franleichnam und das vom Heezen Jeſu, welche durch Erſcheinungen, die zwei Klaſterfrauen gehabt, veranlaßt worden; ſie hat nämlich die Feſte ſchän und nützlich gefunden und ſie genehmigt, ohne die in Mitte liegenden Eeſcheinungen näher zu unterſuchen, was wahl auch kein Reſultat gegeben hätte. Dach wir wollen, da die Sache ſa einfach und klar iſt, nicht länger bei den Gründen verweilen, die für ſie ſprechen, ſandern berichten, daß die Aufhebung der Beſchlagnahme verfügt, und dieſe Verfügung hinſichtlich dee Medaille ſogleich vollzogen worden, noch nicht aber hinſichtlich des Büchleins. Welcher Anſtand ſich bei dieſem noch ergeben, iſt uns unbekannt.“

Saviel wie wiſſen, war es dee auch aus der Juliuseevalutian und gelegenheitlich der beiden Moedveeſuche gegen S. M. den König der Feanzoſen Ludwig Philipp berühmt gewoedene und vielfach als ein ſehr erleuchteter, durch Gelehrſamkeit und Tugenden gleich ausgezeichneter Peälat geſchilderte Erzbiſchof van Paris Hr. von Queelen, welchee zuerſt dieſe Medaille in Ruf und Verbreitung brachte. Dieſer ehrwürdige Prälat empfing die erſte Nachricht von den Erſcheinungen, welche die Prägung der Medaille veranlaßten, gegen Ende des Jahres 1830 von einem Prieſter, dem ſie die mit den Viſionen begnadigte Schweſter M. Novizin in einem Kloſter der barmherzigen Schweſtern zu Paris, geoffenbaet hatle. Erſt nachdem ee ſich van der Waheha[ſ]tigkeit aller voeausgegangenen Umſtände auf das Gewiſſenhafteſte Ueberzeugung verſchafft, nahm dee hochwürdigſte Erzbiſchaf, Hr. v. Queelen, ſich der Prägung, Weihung und Verbreitung dee Medaille an. Solche gedieh ausnehmend raſch von Feankreich nach der Schweiz, Piemant, Italien, Spanien, Belgien, England, bis in die Tüekei, und ſogar bis nach Chinn, in einee Anzahl, welche ſchon eine Million überſteigt, und eine groſſe Reihe von Schriften erſchienen alleewärts zu ihrer Veeheerlichung. Dem erhabenen Beiſpiele des franzöſiſchen Kiechenprälaten folgend, hat denn nun auch Se. Eec. der hachbegabte, allverehete Herr Erzbiſchof van München die Prägung, Weihung und Veebreitung der beſagten Medaille unter ſeinen vorzüglichen Schutz geſtellt, zur Beſeitigung jedes ſchnöden Mißbeauches und Wuchees deren Reinertrag für einen wahlthätigen Zweck beſtimmt, deren Verfertigung und den Veekauf der von ihm ſelbſt geweihten Exemplare ausſchließlich dem büegeelichen Silberarbeitee Hrn. Joh. Gg. Sanktjohannſer, und dem bürgerlichen Bilderhändler Hrn. Jakob Canſtantin zu München übeelaſſen. — Die bayeriſche Landbötin, welcher wir einen Theil dieſer Nachrichten verdanken, bringt auch bereits unlerm 14. Julius d. J. eine Wirkung des Teagens dieſer Medaille zur Kenntniß; ſie ſagt: „Das Söhnchen des königl. Revierförſters Holzapfel, „iſt auf dem Wege dee Beſſerung. Ein fühlbarer Beweis „des unſichtbaren, höheren Schutzes und dee Kraft der Me„daille van der unbefleckten Empfängniß Mariä, welche der „liebe Kleine auf dem zarten Herzgrübchen trug; zwei Schro„te, die an derſelben abprallten, hätten gerade ſein Heezchen durchbohren müſſen.“ — Wenn, wie die Zeitſchrift Sion hofft, die Beſchlagnahme des Büchleins von Doll aufgehoben werden ſollte, werden wir unſern Leſern einen Auszug davan zu geben ſuchen.

Ungariſche Bulls.

Ein Ungar, zum eeſtenmal in Wien, ſpazierte auf dem Kohlmarkt umher; plötzlich bemerkte er, daß ſein Poetefeuille ihm aus der Bruſttaſche ſeines Rockes entwendet worden. Er eilte zur Polizei, den Diebſtahl anzuzeigen, und beſchrieb ſehr ausführlich das Portefeuille. „Haben ſie denn nichts gemerkt, wie es Ihnen herausgezogen wurde“, fragte der Polizeikommiſſair? „Mein Gott, ja, ich habe gefühlt eine Hand. Nun, warum haben ſie nicht gleich zugegriffen, und den Dieb daran feſtgehalten?“ „Mein Gott, habe ich geglaubt, es war meine Hand“, antwortete ganz ruhig dee Ungar.

Ein zu Fuß eeiſender Ungar hatte ſich einſt hart an einem Fuhrwege in den Schatten geſtreckt und wae eingeſchlafen. Bald darauf zog ein Gauner vorüber, bemerkte ihn und fand es für rathſam, zu verſuchen, ob die Stiefel des ſchlafenden Wanderers von ſeinem Beſitzer getrennt werden könnten, welches ihm auch gelang. Nach kurzer Zeit fuhr ein Fuhrmann den Weg, und weckte aus Vorſicht den Schlafenden, damit ſein, dem Wagengeleiſe naheliegendes Fußgeſtell nicht vom Rade beſchädigt werden möchte. Der Ungar mit Staunen bald den Fuhrmann bald ſeine bloßen Füße anblickend, rief endlich kopfſchüttelnd: „Fahrens nur zu, das ſein nit meine Füß', hab' ich jo ghobt Stiefel an.“

Auflöſung der Charade in Nro. 4:
Feindſeligkeit.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. **Nr. 6.**

Miaulis Grab bei Athen.

Wandrer, der du weilſt auf Hellas Fluren
 Unter Trümmern der Vergangenheit,
Und mit Ernſt des Alterthumes Spuren
 Anſchauſt aus der grauen Heldenzeit,
Stehe ſtill an des Piräus Rande,
 Wo Athen einſt ſeine Blüthe ſah,
Und erwäge im geprieſ'nen Lande
 Einmal noch, was Großes dort geſchah!

Stehe ſtill! Denn unter jenem Hügel
 Ruht der hehee Saekophag noch jetzt,
Wo man einſt am goldnen Meeresſpiegel
 Eines Helden Aſche beygeſetzt.
Dort von Salamis herüber ragen
 Noch die Felſen, Zeugen jener Schlacht,
Als Themiſtokles mit kühnem Wagen
 Hingeſtreckt des Xerxes Flottenmacht.

Doch was nahet jetzt in ernſter Stille
 Der Hellenen ſchmerzerfüllte Schaar
Dieſer Stätte? Welches Edlen Hülle
 Birgt der Sarg? Den Retter in Gefahr,
Ach! Miaulis hat der Tod bezwungen,
 Ihn, der oft dem Tode ſich geweiht,
Hat, was keinem Sterblichen gelungen,
 Nun deſiegt dee ſtarke Arm der Zeit! —

Muſe! ſag's den kommenden Geſchlechten,
 Daß nach langer Selaverey und Schmach,
Unter ſchweeen, dlutigen Gefechten,
 Endlich Hellas ſeine Ketten brach!
Der Osmanen wuthentflammte Herden
 Zogen unter Muhameds Panier
In dies ſchöne Land mit Raub und Morden,
 Und verheerten es mit wilder Gier.

Da verbanden ſich der Helden viele,
 Für die Freiheit in den Tod zu gehn,
Und die Götter führten ſie zum Ziele,
 Wo den Tapf'ren Siegeskränze wehn.
Manche ſind in großer That gefallen
 Dort bey Miſſolunghi und Athen,
Deren Namen in den Tempelhallen
 Der Geſchichte angeſchrieben ſtehn.

Doch in Kriegesſtüemen auf den Wogen
 Kämpfte keiner Dir, Miaulis, gleich!
Mit den Brandern kamſt du hergeflogen
 Durch das meerumfloß'ne Inſelreich!
Türkenflotten fraßen deine Feuer,
 Sprühten rings Tod und Verderben aus,
Und gleich einem Wellenungeheuer
 Brachteſt du den Feinden Furcht und Graus!

Wie von nahen, blitzeſchwang'ren Wettern
 Thürme ſtürzen auf dem Erdenrund,
So war ſtark dein Arm, um zu zerſchmettern
 Stolze Schiffe auf dem Meeresgrund!
Maſten krachen, Segeiſtangen ſplittern,
 In die Tiefe ſinkt der Wrack hinab,
Und der Muſelmänner Herzen zitteen,
 Und es wird der Ocean ihr Grab. —

Wunder that'ſt du, mächt'ger Türkenwürger,
 Als Du dich dem Vaterland geweiht!
Darum ehren dankend Hellas Bürger
 Dein Gedächtniß bis zur ſpät'ſten Zeit!
Golden ſahſt die Freiheit Du erglänzen
 Wieder auf dem heimathlichen Herd,
Feierteſt das Siegesfeſt mit Tänzen,
 Loeber'n ſchmückten da Dein Heldenſchwerdt.

Doch es ließ des höchſten Glückes Wonne
 Dich Dein Genius hienieden ſehn:
Einer neuen Aera ſchön're Sonne
 Sollte über Hellas auferſtehn.
Aus Bavaria zum Schutz erkohren
 Zog im Jubel ein der Königsſohn,
Otto, bey dem Strahlenlauf dee Horen,
 Und beſtieg den neuerbauten Thron.

Huldvoll kam Er immer Dir entgegen
 Bis an Deinen letzten Erdentag,
Da empfing Er noch von dir den Segen,
 Schaurig klang der Scheideſtunde Schlag.
Und Er ſah Dein Antlitz hier nicht wieder
 In dem Lande der Vergänglichkeit,
Denn es ſchwang auf Morgenroths-Gefieder
 Sich dein Geiſt empor zur Seligkeit! —

Und ſo ſenkte man des großen Todten
 Leichnam an der hehren Stätte ein,
Wo auf jenem ſieggeſchmückten Boden
 Friedlich ruht Themiſtokles Gebein. —
Wand'rer, ſtehe ſtill! „Hellenen haben
 Nach dem glorreich durchgekämpften Streit
Hiee Miaulis feyerlich begraben,
 Der ſie von dem Türkendruck befreit!" —

Meiningen, Dr. J. C. Ihling.

Die Stiefeln des Kapitain Kidd.

Der berühmte Kapitain Kidd war einſt an einem eis-kalten Tage im Dezembermonat auf dem Rückweg von einer Expedition zu Lande begriffen, da trat er im Walde auf den Leichnam eines erfrornen Menſchen. Sich wenig um die Wechſelfälle und den Tod des Menſchen kümmernd, wollte er gleichgültig an dem Leichname vorübergehen, indem er

ihn blos mit ſeinem langen Stocke berührte, als er ſah, daß der Tode noch ein paar excellente Stiſeln anhatte, deren Vortefflichkeit mit ſeinen wurmſtichigen Holzſchuhen gewaltig contraſtirte. Er macht ſich alsbald an das Werk, ihm die Stiefeln auszuziehen, aber ſie hielten ſo feſt an dem Leichname, daß es keine Möglichkeit war, ſie abzukriegen. Er ſchöpft Athem, macht neue Anſtrengungen, verſucht das eine Bein und verſucht das andere Bein, aber es gelingt ihm nicht. Da er es endlich müde gewarden iſt, mit ſo wenig Erfolg den Stiefelknecht zu machen, war er ſchon im Begriff, ſeine Beute zu verlaſſen, als es ihm in den Sinn kommt, die Stiefeln erſt ſammt den Beinen mitzunehmen, um ſpäter und mit leichterer Mühe ſeine Operation daran zu erneuern. Der Kapitain langt ſein Taſchen- und Tiſchmeſſer heraus und ſäbelt dem Toden die Beine ab, welche er in ſeinem Reiſeſack ſteckt, und ſeinen Weg fortſetzt.

Ohngeachtet ſeiner Eile war er doch 8 — 10 Stunden von dem Orte entfernt, den er ſeinen Gefährten als Sammelplatz bezeichnet hatte, von der Nacht überfallen, und ſah ſich genöthigt, in einem kleinen Dorfe am Saume des Holzes Nachtquartier zu nehmen. Er klapft an die Thüre des erſten Hauſes, und wird freundlich willkommen geheißen. Eine kleine Alte, ganz in einem Pelzmantel eingehüllt, empfing den Reiſenden und hieß ihn an einem luſtigen Feuer an der Seite eines alten Mannes von unfreundlichem Aeußern niederſetzen. Auf dem Baden lag ein graßer Hund aus Terreneuve neben zwei Katzen, welche miteinander ſpielten, ohne ſich um ihre Nachbarſchaft zu bekümmern. Kidd legte ſeinen Sack in einem Winkel des Gemaches ab, nahm einen Stuhl, und rückte an den Herd. Nachdem er ſich lange Zeit vor einem Krug Cider und var einem Korbe Obſt mit den beiden Alten vertraulich unterhalten hatte, machten dieſe, da ſie keine Betten hatten, für den Kapitain neben dem Heerde ein Nachtlager von ausgebreiteten Thierfellen zurecht, und legten ſich dann ſchlafen.

Bald war unſer Kapitain feſt eingeſchlafen; ſeine Träume waren ſchrecklich! Menſchenbeine liefen ihm nach oder tanzten um ihn herum; verſtümmelte Leichnahme grüßten ihn oder zogen ihn zur Rechenſchaft wegen ſeiner geſtrigen That. Bald ſchnitt man ihm die Füße ab oder ſchlug ihn mit blutigen Beinen in das Geſicht. Da er ſich im Schlafe wehren wollte, ſo ſchlug er mit den Armen gewaltig um ſich und warf mit großem Geräuſche den an ſeiner Seite ſtehenden Leuchter um. „Was iſt denn das für ein Lärm?" rief man aus dem anſtoßenden Gemach; und der Hund bellte und die Katzen ergriffen miauend die Flucht.

„Oh, parbleu," ſagte Kidd bei ſeinem Erwachen, „geſtern hatte die Kälte die Glieder des Leichnams ſo erſtarrt, daß es mir unmöglich war, ihm die Stiſeln abzuziehen; ich will die Beine an das Feuer ſtellen, vielleicht erreiche ich morgen leicht meinen Zweck." Er ſtellte alſo die beiden Beine vor das Feuer und ſchlief von Neuem ein, indem er ſich über ſeinen glücklichen Erfolg freute.

Als er aufſtand, war es heller, lichter Tag und er mußte eilen, ſeine Caravanne einzuholen. Friſch und leicht, wie er iſt, macht er ſich ſchleunigſt auf den Marſch, vergißt ſeinen Wirthen zu danken, vergißt ſeine Bagage mitzunehmen, und vergißt die Thüre hinter ſich zu zu machen. Das Feuer hatte den Beinen des Todten ihre natürliche Elaſtizität wieder gegeben, und ihr wildernder Geruch lockte bald den großen Hund und ſeine Katzengeſellſchaft herbei. Das hungrige Völkchen ſchnobert erſt zaudernd daran herum; dann fällt es aber gierig über den köſtlichen Fraß her, und verzehrt die Beine ſammt den Stiefeln; der Baden iſt mit halbabgenagten Knochen, mit Blut und ſchrecklichen Ueberbleibſeln bedeckt.

„Großer Gott!" rief die Alte, als ſie in die Stube trat; „mein Freund, die Hunde haben den Reiſenden aufgefreſſen!"

„Was!" ſchrie der Mann, beſtürzt aus dem Bette aufſpringend, „den Reiſenden aufgefreſſen!"

„Ja, hier liegen ſeine zerriſſenen Glieder."

Das alte Paar ſtürzt erſchrocken aus dem Hauſe, und erzählt im ganzen Dorfe die ſchreckliche Kataſtrophe, deren Opfer der Kapitain Kidd geworden wäre. Bald darauf verkündeten alle öffentliche Blätter dieſes traurige Ereigniß. Kapitain Kidd aber machte ſich den Spaß, in einer fröhlichen Abendgeſellſchaft bei der dampfenden Punſchbowl ſeinen Freunden die Berichte von dem traurigen Ende, welches er genommen, zur allgemeinen Beluſtigung ſelbſt vorzuleſen.

Biographiſche Denkmale.

I. Kardinal Cheverus.

Wir glauben den Wünſchen denkender Leſer zu entſprechen, wenn wir ihnen von Zeit zu Zeit eine Schilderung aus dem Leben von ſolchen ausgezeichneten, beſonders dahingeſchiedenen Perſonen mittheilen, welche wegen ihren ſeltenen Eigenſchaften auf ein Blatt in den Büchern der Zeitgeſchichte Anſpruch machen können. Wir beſchränken uns hierbei nicht auf ein beſtimmtes Land, oder einen beſtimmten Beruf, es genügt uns jedesmal die Ueberzeugung, daß eine Perſon die ihr gewordene Aufgabe im Leben und für daſſelbe auf eine würdige und Nachahmung verdienende Weiſe gelöſt habe.

Wie beginnen mit der Charakterzeichnung des leider nur zu frühe dahingegangenen Cardinals und Erzbiſchofs Cheaerus von Bordeaux.

Der Tod dieſes Oberſeelenhirten iſt ein allgemein gefühlter Verluſt, welchen Kirche und Staat erlitten haben. Die Tugenden dieſes Prälaten, ſeine ſo einfache und rührende Frömmigkeit, ſeine entgegenkommende Liebe und aus dem Herzen ſtammende Duldſamkeit, hatten ihm nicht nur die innigſte Verehrung aller Mitglieder der biſchöflichen Sprengel, welchen er von Montaubon und Bordeaux aus, vorgeſtanden iſt, ſondern auch van ganz Frankreich erworben. Der Erzbiſchof Cheverus iſt in der That das ſprechendſte Beiſpiel von der großen Macht, welche die Religion über die Menſchen ausübt, in ſo ferne ſie ohne Stolz und Anmaßung auftritt. Sein Name iſt das Symbol des Friedens und der Einigkeit in Frankreich geworden.

Die wahre und ſchöne Popularität, diejenige, welche die Tugend verleiht, ſuchte auch den beſcheidenen und guten Erzbiſchof in ſeinem Heiligthume auf. Dieſer Geiſtliche hatte, ohne darnach zu geitzen, und noch weniger, ohne es als ein Recht zu fordern, ein auſſergewöhnliches Anſehen erlangt. Die Stadt Bordeaux hätte ihm kaum Etwas verſagen können. Alle ſonſtigen Vorurtheile, ſelbſt die aus Verſchiedenheit der Religionsbekenntniſſe und Meinungen, zerfielen vor ſeiner evangeliſchen Frömmigkeit, und die Regierung vom Julius 1830 ehrte ſich ſelbſt, indem ſie ſich um Erlangung der erſten Kirchenwürde, des Kardinalshutes, für einen Prälaten bewarb, welcher weit entfernt, ſich in politiſche Intriguen zu miſchen, mit aufrichtigem Herzen eine weltliche Würde aufopferte. Es iſt nämlich bekannt, daß dieſer Erzbiſchof nicht nur mit Ruhe, ſondern ſogar mit frommer Zufriedenheit die Maßregel entgegennahm, welche ihn und die übrigen Biſchöfe nach der Juliusrevolution des Sitzes in der Kammer der Pairs be-

Digitized by Google

raubte. Noch ſteht ſein, bei dieſer Gelegenheit ergangener Hirtenbrief bei allen Franzoſen im lebendigſten Andenken, in welchem er, voll der reinſten Aufrichtigkeit ſich ſelbſt beglückwünſchte, daß er nun ganz und ungetheilt ſich den Sorgen ſeines Berufes und Hirtenamtes überlaſſen könne. Leicht hätte er ſich wie andere beklagen, und als ein Opfer, als Martyrer der Julius-Revolution, und die Sache ſo darſtellen können, als ſey es auf einen Angriff der Religion ſelbſt abgeſehen, leicht wäre es geweſen, den Worten ſeines Hirtenbriefs den Ausdruck einer geheimen Erbitterung zu leihen. Allein Cheverus war gerechter gegen die nun einmal eingeſetzte Regierung. Er ſah ein, daß der größte Dienſt, welcher mitten unter ſo vielen Umwälzungen und Störungen der Geiſtlichkeit erwieſen werden konnte, darin beſtehe, gerade den Clerus dem Getreibe der Partheien zu entziehen. Bei allen Ereigniſſen freudiger und betrübender Art, enthüllte er ſeinen edlen und großſinnigen Charakter. Vermöge der Aufrichtigkeit ſeines Herzens, verſchmähte er es, ſich zu einer zweideutigen Unterwerfung unter das neue Königthum, er verabſcheute es, die Religion zu einem Partheiwerkzeug herabzuwürdigen.

Unter allen Tugenden dieſes verehrungswürdigen Erzbiſchofs leuchtet ohne Zweifel deſſen Selbſtverlaugnung, ſeine wahrhaft evangeliſche Zurückweiſung von Intereſſe hervor; und ſo kam es auch, daß dieſes Fernehalten von jeder Art von Intrigue und politiſcher Leidenſchaft, verbunden mit der Einfachheit und Aufrichtigkeit ſeiner Unterwerfung unter die beſtehende Staatsordnung, ihm die Hochachtung von Frankreich erwarb. So ward dem wahren religiöſen Geiſte, dem Geiſte des Friedens, der Sanftmuth, der Reinheit, der unausbleibliche Preis allgemeiner Verehrung und Bewunderung. Darneben erinnerte man ſich der Nachtheile, welche andere Geiſtliche der Kirche und Religion zuzogen, indem ſie dieſe in politiſche Streitigkeiten verwickelten. Und in der That, wie viele erbitterte und beleidigte Gemüther hat Cheverus beſänftigt, wie viele Vorurtheile zum Schweigen gebracht? auf wie viele Klagen hat der Name Cheverus würdig geantwortet? Mit allen Wunden, mit aller Machtfülle der Welt wäre es ihm niemals gelungen, der Religion ſolche Dienſte zu leiſten, wie jene waren, welche ſich im Gefolge des unwiderſtehlichen Einfluſſes ſeiner beſcheidenen Frömmigkeit befanden; zurückgezogen in das Heiligthum ſeines Amtes, war er mächtiger, als er geweſen ſein würde, wenn er ſich in die Bewegungen und Kämpfe der Partheien eingelaſſen hätte. Welche Privilegien hätte er auch für den Clerus erringen können, die im Stande wären, jenes moraliſche Anſehen aufzuwiegen, daß ſich an ſeine Wirkſamkeit und ſeinen Namen geknüpft, oder den Dienern der hl. Religion noch zu Theil werden kann?

Wir leben noch in der Zeit der Oppoſition, des Widerſtandes, zumal auch hinſichtlich der kirchlichen Verhältniſſe; das Beiſpiel von Cheverus hat nun bewieſen, daß der Clerus auch ohne Kampf eine große, wohlthätige Macht erlangen, und ſie ohne Erſchütterung und Haß bewahren und verſtarken kann, die Macht, welche die Religion verleiht, gegründet auf die Achtung, welche eine Folge der Tugend iſt, und gewiß, wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß die Wahrheit dieſer Anſichten durch des Kardinals Cheverus Beiſpiel noch glänzender beleuchtet, mehr und mehr überall bei den Dienern der Religion und der Kirche Eingang, Aufnahme finden werde zu allſeitigem Frommen.

Kleine Bücherſchau.

I. Ueber den ſeit 1824 beſtehenden Kunſtverein des Königreichs Bayern, mit beſonderem Rückblick auf die früheren, ſchon in den Jahren 1788 und 1789 ſtattgehabten Gemälde-Ausſtellungen in München. Von dem königl. bayeriſchen geheimen Rathe, Ritter von Muſſinan. München 1836. Bei Joſeph A. Finſterlin.

Dieſe kleine Schrift enthält 58 Seiten. Von S. 24 — 48 iſt ſie aber der wörtliche Abdruck aus Weſtenrieders im J. 1790 herausgegebenen III. Bande der Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte u. ſ. w. über die Gemäldeausſtellungen, welche in den Jahren 1788 und 1789 in München ſtattfanden. Außerdem ſind noch ein Paar Seiten aus Weſtenrieder entlehnt; ſonſt findet man ganz kurz erzählt, wie im J. 1823 42 Künſtler und Kunſtfreunde in einen Kunſtverein zuſammentraten, deſſen Satzungen und Beſtehen König Maximilian Joſeph genehmigte, und wie der Kunſtverein in ſeinen Jahresberichten Nachrichten über verſtorbene Künſtler lieferte, die dem Vereine angehörten. Es ſind aber blos die Namen derſelben angegeben; eine Charakteriſtik ihrer Werke iſt nirgends gegeben; nirgends die Momente des Fortſchreitens in den Künſten angedeutet. Uebrigens findet man: in den nachgefolgten Bänden u. ſ. w.

Welch ein Stoff für einen tüchtigen Kunſtkenner, der die Gabe der Darſtellung zur reinen treuen Anſchauung beſitzt!

II. Franz Sigl's, Franziskaners in München, Geſchichte der Münchner Geiſeln in ſchwediſcher Gefangenſchaft vom 7. Juni 1632 bis 3. April 1635. Aus einer gleichzeitigen Handſchrift herausgegeben, und mit erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen, größtentheils aus archivaliſchen Nachrichten, begleitet von Maximilian Joſeph Stöger. München, beim Herausgeber. 1833.

So lange Guſtav Adolf lebte, ging es den Geiſeln erträglich, nach ſeinem Tode aber waren ſie recht eigentlich in der Gewalt der Kriegsoberſten, die ein ſehr hohes Löſegeld erpreſſen wollten. Um dieſes zu erhalten, ſchickte man aus ihrer Mitte ſelbſt einige ab, doch lange verzögerte ſich die Auslöſung, bis ſie endlich befreit wurden und wieder nach München zurückkehrten, von wo ſie Guſtav Adolf bei ſeiner Entfernung als Bürgen für die noch rückſtändige, den Bürgern Münchens auferlegte, Geldſumme mitgenommen hatte. — Angehängt ſind der Erzählung 25 Schreiben Maximilians, des Herzogs, über die Plünderung des Zeughauſes in München u. ſ. w. und die betreffenden Antworten von verſchiedenen.

III. Hiſtoriſche Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten aus der neueren Geſchichte des bayeriſchen Staates, nämlich vom Ausgange der Regierung des Churfürſten Karl Theodor's bis zum Tode des Königs Maximilian Joſeph. 2 Thl. Stutgart, J. Scheible's Buchhandlung 1836.

Mit großen Erwartungen nahm ich dieſes Buch zur Hand, das die intereſſanteſte Zeit der ganzen bayeriſchen Geſchichte ſchildern ſollte, und unter dem Titel Denkwürdigkeiten erwarten ließ, daß ein hochgeſtellter Mann ſeine Erlebniſſe und vieles bisher Unbekannte als eigentliche Würze und erläuternden Geiſt der Begebenheiten mittheile. Ich las und las, und fand größtentheils Zeitungsnachrichten, Kriegshandlungen. Gerade die innere Entwickelung des bayeriſchen Staates, das großartige Aufſtreben des lange geiſtig verwahrloſten Volkes, das Erheben deſſelben durch den Lichtfördernden König iſt kaum berührt.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. N. 8.

Gedichte von Makarius Einſiedler.

(Proben aus einer demnächſt erſcheinenden Sammlung.)

I. Weltgeſchichte.

Der was hat, der will nichts geben,
Der uichts hat, der will erringen.
In Geſchichte uud im Leben
Hört ihr ſtets dies Liedchen ſingen.
Gen Atheu nnd Sparta's Adel
Lärmt der Pöbel laut nnd muthig,
Roms Patrizier ohue Tadel
Reiben ſich am Volke blntig.
Und im guten Mittelalter
Trankeu beſſer gute Ritter,
Dachten Andre: ſo Verwalter!
Uns ſchmekt anch ein Schluck nicht bitter.
Darum rümpſt mir nicht die Naſe
In den neuen wirren Zeiten,
Schelnt's auch nen iu enrem Glaſe,
Scheiut's mir wie von Ewigkeiten.
Whig nnd Tori und die Hunde
Nagen all' am ſelben Knochen,
Jeder hätt' ihu gern im Munde;
Beſſer Freſſen als Gerochen.
So denkt, dachte Michel, Peter,
Wird ſo denken fort und immer.
Warum ſchreit man denn ſo Zeter,
Und macht gar ſo groß Gewimmer?
Neu ſind allerdiugs die Zähne,
Die am großeu Kuochen nagen;
Doch der Knochen, wie ich wähne,
Iſt derſelb' in alleu Tagen.

Der Muſikus von Augsburg.

(Novelle.)

In der Stadt Augsburg lebte vor Zeiten ein Muſikus, Namens Rieſlinger. Es gab kein muſikaliſches Inſtrument, welches er nicht ſelbſt zu verfertigen und das er nicht meiſterhaft zu ſpielen verſtand. Er war zugleich Componiſt, und wiewohl ſich keine ſeiner Compoſitionen unſerer Zeit überliefert hat, bekundet uns doch die Sage, daß ſein Ruf in allen Zweigen der Tonkunſt nicht nur ſeine Vaterſtadt Augsburg, ſondern auch den ganzen ſchwäbiſchen Kreis erfüllt hatte. Allerdings trugen noch andere Urſachen dazu bei, ſeinen Ruhm zu vermehren; er war Beſitzer eines großen, obgleich, wie man zuweilen ſich ins Ohr flüſterte, nicht auf die ehrlichſte Weiſe erworbenen Vermögens, und hatte zum einzigen Erben deſſelben, eine Tochter, deren Schönheit und Unſchuld ſchon allein, auch ohne die glänzende Ausſicht auf ihres Vaters Reichthümer, für eine anſehnliche Mitgiſt gelten konnte. Eſther war eben ſo berühmt durch die Milde ihrer ſchönen, blauen Augen, das ſanfte Lächeln ihres Mundes und die Güte ihres Herzens, wie der alte Muſikus durch ſeinen Reichthum, die Vorzüglichkeit ſeiner Inſtrumente und die Härte ſeines Characters.

Trotz des bedeutenden Vermögens und alles Anſehens, welches dieſes und ſein muſikaliſcher Name ihm erworben, laſtete doch eine ſchwere Sorge auf ſeinem Herzen. Eſther ſein einziges Kind, die einzige Stellvertreterin einer langen Ahnenreihe von Muſikern, verſtand kaum einen Ton vom andern zu unterſcheiden, und es war daher für den Alten der Gedanke, daß er keinen Erben ſeines an Werth von ihm ſeinen Schätzen gleichgeſtellten Talentes hinterlaſſe, eine unverſiechbare Quelle des Unmuthes. Als Eſther nach und uach herauwuchs, ſuchte er Troſt in der Hoffnung, wenn auch nicht der Vater, doch der Großvater eines muſikaliſchen Stammes zu werden. Eſther war kaum in die Blüthenjahre der Jungfrau getreten, ſo faßte er den ſeltſamen Entſchluß, ſie mit einer Ausſteuer von 200,000 Gulden nur demjenigen zur Frau zu geben, der die beſte Sonate componiren, und die erſte Parthie darin ſelbſt ſpielen würde. Dieſe Entſchlieſſung ließ er ſogleich in der ganzen Stadt bekannt machen, ſetzte den Tag zur Brautwerbung feſt, und verband damit einen großen Schwur, daß er dieſes ſein Verſprechen halten werde, und ſollte Herr Satan ſelbſt die Sonate componiren und mit höchſteigenen Fingern ſpielen. Zwar wollten einige fromme Augsburger behaupten, dieß ſei nur ein Scherz des alten Herrn geweſen; aber andere meinten, und nicht mit Unrecht, man kenne ihn ja als einen böſen Alten, Spötter und Religionsverächter, und dem ſehe dergleichen Spuck ganz ähnlich; gewiß iſt, daß er beſſer gethan hätte, ſolchen Schwur nicht über ſeine Lippen gehen zu laſſen.

Viele Galanen, welche vordem nie gewagt hätten, ihre Wünſche ſo hoch zu ſtellen, ſahen ſich nun plötzlich zu Mitbewerbern um Eſthers Hand erhoben; denn abgeſehen von allen Reizen der ſchönen Jungfrau, und ihres Vaters Goldſtücken, ſtand auch ihr eigener Künſtlerruf auf dem Spiele, und wem dieſer fehlte, dem half die liebe Eitelkeit traulich nach. Kurz in wenigen Tagen gab es keinen Muſikus und keinen jungen Fant mehr in Augsburg, der nicht aus einem oder dem andern Grunde ſich berufen fühlte, um den auf ſo ſonderbare Weiſe ausgeſetzten Preis der Schönheit in die Schranken zu treten. Zu allen Stunden des Morgens, des Mittags und des Nachts erfüllten melodiſche Mißklänge die Straßen von Augsburg; aus jedem offenen Fenſter ertönten die Laute eines Sonaten-Embrio, und in der ganzen Stadt wurde von nichts anderem geſprochen, als von dem herannahenden Tage der Bewerbung und deren wahrſcheinlichem Ausgang. Ein muſikaliſches Fieber ergriff alle Stände; die beliebteſten Melodien wurden mit wahrem Heißhunger aufgefangen, und in jedem Hauſe von Augsburg wurde nichts als geſungen oder geſpielt. Die Schildwachen an den Thoren

der guten Stadt ſummten während des Auf- und Abgehens Sonaten vor ſich hin; die Krämer ſangen hinter ihren Waaren ſitzend ſchmachtende Lieder, die Käufer vergaßen beim Eintritt in die Buden den vorgehabten Handel, und ſtimmten, in dieſe Geſänge einfallend, ſtatt deſſen, Duetten mit ihnen an. Ja man erzählt ſich ſogar, daß auf der Rückſeite mehrerer Beichtzettel Taktſtriche und Notenzeichen zu ſehen geweſen, und das ein ſonſt durch die Langſamkeit und Bedächtigkeit ſeines Kanzelvortrages bekannter junger Kandidat bei der letzten Sonntagspredigt im Tempo des Allegro vivace geſprochen, und mit den Armen im Taktſchlag des Preſtiſſimo geſtikulirt habe.

Unter dieſer ſingenden, ſpielenden, ſummenden und lärmenden Menge gab es jedoch Einen, der den allgemeinen Enthuſiasmus nicht zu theilen ſchien, und in beharrlicher Stille verblieb. Es war dieß Franz Gortlinger, der wenig mehr muſikaliſches Talent als Eſther, aber das Herz des beſten und ſchönſten Mädchens in Schwaben beſaß. Franz liebte die Tochter des alten Muſikus, dieſe würde gleichfalls jederzeit viel lieber ihren eigenen Namen mit irgend einem zärtlichen Beiſatze von Franz ſich zuflüſtern gehört, als der ſchönſten Sonate, welche je zwiſchen dem Rheine u. dem Lech componirt worden, gelauſcht haben. Der unabänderliche Beſchluß des Herrn Rieſlinger war daher für Franz und Eſther höchſt betrübend, und ſetzte beide Liebende in ſchwere Bedrängniß. Schon brach der Vorabend des Tages, welcher Eſthers Loos entſcheiden ſollte, herein, und noch hatte Franz keinen Schritt zur Erfüllung ſeiner Wünſche gethan. Wie ſollte er auch? Wo in ſeinem Leben hatte er bis jetzt auch nur einen Taktſtrich geſchrieben? Sein ganzes tonkünſtleriſches Genie beſtand darin, daß er eine einfache Melodie auf dem Klavier zu ſpielen vermochte.

Spät Abends verließ Franz ſeine Wohnung, und durchzog traurig die Straßen der muſikaliſch fiebernden Stadt. Die Buden waren geſchloſſen, die Gaſſen öde und leer; doch flimmerten noch hie und da einzelne Lichter aus offenen Fenſtern und erklangen Laute von Inſtrumenten, welche für den nächſten Tag, der den armen Franz für immer ſeiner theuren Eſther berauben ſollte, in Bereitſchaft geſetzt wurden. Zuweilen blieb er lauſchend und ſpähend ſtehen, und beſah ſich in den erhellten Zimmern die im Vorgefühle ihres Triumphes freudeſtrahlenden Geſichter der Virtuoſen. Endlich wanderte er ſeufzend fort und fort durch die Straßen, bis er ſich zuletzt in einem Theile der Stadt befand, der ihm, wiewohl er in ſeinem Leben Augsburg noch nicht verlaſſen hatte, dennoch ganz unbekannt ſchien. Die Töne der brauträuberiſchen Muſik waren erſtorben, er hörte nur das Rauſchen des Fluſſes, aber bald war es ihm als träfen wunderbar melodiſche Klänge ſein Ohr. Ein einzelnes in der Ferne ſchimmerndes Licht deutete an, daß der Schlummer noch nicht alle Augen geſchloſſen habe; und Gortlinger vermuthete aus der Richtung, von welcher dieſe Töne kamen, daß irgend ein überängſtlicher Muſikus noch mit ſeiner Vorbereitung auf den morgigen Tag beſchäftigt ſei. — Franz ſchritt unwillkürlich weiter, und als er ſich dem Lichte näherte, ſchwoll die Luft von einer ſolchen Fülle von harmoniſchen Tönen, daß, ſo wenig muſikaliſchen Sinn er auch beſaß, dennoch ein heimlicher Zauber ihn ergriff, und er vor Neugierde brannte, deren Urheber kennen zu lernen. Schnell und geräuſchlos eilte er vorwärts, bis er das offene Fenſter erreichte, aus dem die Klänge ertönten. Drin ſaß ein alter Mann an einem Flügel, ein Manuſcript vor ſich. Sein Rücken war dem Fenſter zugewendet, aber ein alter beſtaubter Spiegel ihm gegenüber zeigte das Geſicht und die Bewegungen des Muſikers. Es war ein Geſicht voll Sanftmuth und Güte, wie Gortlinger ſich nicht erinnern konnte, früher jemals eines geſehen zu haben, aber wie man ſo gerne immer wieder zu erblicken wünſcht. Der alte Man ſpielte mit wunderbarem Zauber, zuweilen hielt er inne, und änderte einiges in ſeinem Manuſcripte, und indem er dann den Effekt davon verſuchte, äußerte er ſich ſelbſt ſprechend ſeine Zufriedenheit in vernemlichen, doch fremd klingenden Worten. Gortlinger kam alsbald auf die Vermuthung, daß dieſer kleine alte Mann es wagen wollte, als Mitbewerber um Eſther in die Schranken zu treten; es ſchien ihm unbezweifelbar, daß der kleine Alte gleich den andern Muſikanten, welche er geſehen hatte, ſich für die Feier des nächſten Tages vorbereite. Franz konnte ſich Anfangs kaum bezähmen vor Unwillen; aber je länger er die wunderbar milde Erſcheinung des Alten betrachtete, und den ungewöhnlichen, herrlichen Tönen ſeiner Muſik horchte, deſto mehr ſchwand ſein Groll, und endlich am Schluſſe einer brillanten Stelle ließ er ſeinen Beifall laut erſchallen.

Nun erſt ſchien der Spieler zu bemerken, daß außer ihm noch Jemand die Freude über ſein ihm ſo wohlgelungenes Werk theilte; er ſtand auf, öffnete die Thüre und ſprach: „Guten Abend, Meiſter Feanz, geht doch herein und ſetzt „Euch, und ſagt mir wie Euch meine Sonate gefällt, und „ob Ihr ſie für würdig erachtet, damit des alten Rieſlin„ger's Tochter zu erwerben." Es lag etwas ſo Wohlwollendes und Angenehmes in des alten Mannes Sprache, daß Gortlinger allen Groll vergaß, ſich niederließ und dem wieder beginnenden Spieler aufmerkſam zuhörte. „Ge„fällt Euch meine Sonate?" fragte der Alte, als er ſie vollendet hatte. „Ach," erwiederte Franz, „wollte Gott, ich „wäre im Stande eine ſolche zu componiren." —

„Hört mich," ſagte der Alte, „Rieſlinger that einen „ſündlichen Schwur, daß er ſeine Tochter demjenigen geben „wolle, der die beſte Sonate componiren würde, und ſollte „Satan ſelbſt es ſeyn und ſie mit ſeinen eigenen Fingern „ſpielen. Dieſe Worte wurden nicht ungehört ausgeſprochen: „ſie wurden von Nachtwinden ſoetgetragen, in den Wäldern „weiter geflüſtert und trafen das Ohr derer, die inzwiſchen „in dunkeln Schachten ſaßen, und das Lachen und Jauchzen „der Dämonen brach wild durch die Stille der Mitternacht, „und wuede aus den finſtern Tiefen von hundert Bergſchluch„ten erwidert. Aber auch die guten Geiſter hörten dieſe „Worte und bedauerten nicht Rieſlinger, wohl aber Eſt„her und Gortlinger. Nehmt dieſe Papierrolle und „geht nach dem Hauſe des Muſikus Rieſlinger. Ein „Fremder wird ſich mit um den Preis bewerben, und zwei „Andere werden ihn zu begleiten ſcheinen; die Sonate wel„che ich Euch gab, iſt dieſelbe, die er ſpielen wird; aber „die meine hat eine eigene wunderbare Kraft, wartet einen „günſtigen Augenblick ab, und ſchiebt dann meine der ſeinen „unter."

Nach Beendigung dieſer ſeltſamen Anrede nahm der Alte Gortlinger bei der Hand, und führte ihn auf unbekannten Wegen an eines der Stadtthore, und verließ ihn allda.

Franz eilte ſeiner Wohnung zu; die Papierrolle feſt in ſeiner Hand haltend, beſchäftigte er ſich im Geiſte abwechſelnd mit Vermuthungen über die ſonderbare Art und Weiſe, auf welche er deren Beſitzer geworden war, und mit Vorempfindung des Ereigniſſes, welches am nächſten Tage über ſein und Eſthers Schickſal entſcheiden ſollte. Es lag etwas Vertrauenerregendes in der Mine und Sprache des Alten,

Digitized by Google

und doch konnte Franz wieder nicht begreifen, was ihm das Unterſchieben einer Sonate nützen ſolle, da er ſelbſt nicht als Mitkämpfer in dem muſikaliſchen Wettſtreit auftreten könne. Mit ſolchen ſich durchkreuzenden Gedanken erreichte er ſein Haus, warf ſich auf's Bett, und verfiel in tiefen Schlaf. Die ganze Nacht ſprachen Eſthers blaue Augen und die Töne der Sonate des Alten in wunderlichen Träumen zu ihm.

Am Abende des nächſten Tages ſollte Nieslingers Wohnung ſämmtlichen Mitbewerbern geöffnet werden. Als die Stunde heranrückte, ſah man alle Muſikanten und Dilettanten von Augsbueg dem Hauſe zueilen, mit Papierrollen in den Händen, und begleitet von Dieneen, welche die verſchiedenſten Inſtrumente trugen. Eine unzählbare Maſſe Neugierigee hatte ſich vor dem Thore verſammelt, um die Brautwerber hinein ziehen zu ſehen. Gortlinger, ſeine Rolle in der Hand, fand ſich zur beſtimmten Stunde ebenſalls ein. Viele der Umſtehenden, die ihn kannten, ſprachen ihe Bedaueen aus über ſeine hoffnungsloſe Liebe zu der ſchönen Eſther; andere raunten ſich in die Ohren: „Was will dee Franz Gortlinger mit einer Muſikrolle in der Hand, der wird doch wohl nicht mit den Muſikeen in den Streit gehen wollen?“

Als Gortlinger in das Haus trat, fand er es eefüllt von Mitbewerbern, von Muſikliebhabern und Freunden des alten Nieslinger, welche dieſer eingeladen hatte, dem Feſte beizuwohnen. Der alte Herr ſaß am oberm Ende des Saales in ſeinem Richterſtuhle und an ſeiner Seite Eſthee in vollem Schmucke gleich einem Opferlamme. Als Gortlingee mit ſeiner Rolle den Saal durchſchritt, zeigte ſich ein ſpöttiſches Lächeln auf den Lippen aller anweſenden Muſikanten die ſich alle gegenſeitig kannten und auch wohl wußten, daß Franz kaum den Parademarſch dee ehrſamen Stadtſoldaten auf dem Flügel zu ſpielen wußte, alſo noch weniger eine Sonate, ſelbſt wenn er eine hätte componiren können. Als Nieslinger ihn erblickte lächelte er, aus gleichem Grunde hö́niſch vor ſich hin, abee auch Eſther lächelte, als ihe Auge dem ſeinen begegnete, ob des Wiederſehens, doch nur ſchwach und wehmüthig unter Thränen, welche ſich bald über ihre blaſſe Wange ſtahlen.

Die Bewerber wurden nun aufgefordert herbei zu treten und ihre Namen auf Zettel zu ſchreiben, damit alsdann das Loos ihre Reihenfolge bei der Prüfung entſcheide. Der letzte, welcher erſchien war ein Fremder, dem Jedermann unwillkührlich Platz machte. Niemand hatte ihn je vorher geſehen, Niemand wußte woher er komme; doch war ſein ganzes Weſen ſo zurückſtoßend, lag in ſeinen Blicken etwas ſo Ungewöhnliches, daß ſelbſt der alte Nieslinger ſeiner Tochter zuflüſterte, er hoffe deſſen Sonate werde nicht als die beſte ſich erweiſen.

„Laßt nun den Wettkampf beginnen“, ſagte Nieslinger „ich ſchwöre, daß ich meine Tochter Eſther, welche hier an „meiner Seite ſitzt, mit einer Ausſteuer von zweimal Hun„dert Tauſend Gulden nur demjenigen zum Weibe gebe, der „die beſte Sonate componirt und die erſte Parthie darin ge„ſpielt hat.“ — „Und Ihr werdet Eueen Schwur halten? „fragte der räthſelhafte Fremde weiter vortretend. „Ich wer„de meinen Schwur halten“, erwiderte der alte Muſikus, „und ſollte Satan ſelbſt die Sonate componiren und ſie mit „höchſteigenen Händen ſpielen.“

Todtenſtille herrſchte im ganzen Saale; und nur ein fernes Geſauchze und höhniſches Gelächter ſchlug leiſe wie ein Echo an die Ohren der Verſammlung. Der Fremde allein lächelte; alle Andere überrieſelte ein unerkläebares Bangen. Das erſte Loos fiel auf den räthſelhaften Fremden der ſogleich ſeinen Platz einnahm und ein Muſikheft vor ſich auflegte. Zwei Andere, die bisher von Niemand waren bemerkt worden, nahmen ihre Inſtrumente zur Hand und ſtellten ſich neben ihn, das Zeichen zum Anfange erwartend. Aller Augen waren auf die Spielenden geheftet. Das Zeichen wurde gegeben, und als nun die drei Spielleute ihre Häupter erhoben, um in die vor ihnen liegenden Noten zu blicken, ſah jeder der Anweſenden mit Entſetzen drei vollkommen gleiche Geſichter. Ein allgemeiner Schauder befiel die Geſellſchaft; ſtumme Verwirrung herrſchte im Saale, Niemand wagte zu ſprechen, odee auch nue ſeinem Nachbarn etwas zuzuliſpeln. Einer nach dem Andern von all dieſen zahlreichen Anwerbern, hüllte ſich in ſeinen Mantel, und ſchlich leiſe davon, und bald waren im ganzen Saale nur noch die Drei, welche ihre Sonate ununterbrochen fortſpielten, und Gortlinger, der des guten Alten Vorſchrift nicht vergeſſen hatte, zu erblicken.

Nieslinger ſaß wie feſtgebannt in ſeinem Richterſtuhle, aber auch ihn hatte der ſchauerliche Anblick durchbebt, und zitternd gedachte er ſeines ſündlichen Schwures. Eſther war in tiefen Schlummer geſunken. Gortlinger ſtand dicht bei den drei Spielenden, und als er merkte, daß ſie an das Ende der Sonate kamen, ſchob er ſchnell und gewandt ſein Notenheft dem ihrigen unter. Da verfinſterten ſich plötzlich die Geſichter der drei Geſellen, ein dichter Nebel erfüllte den Saal, die Lichter erloſchen, kreiſchendes Wehklagen, wie ein Echo aus der Ferne, durchſchnitt die Luft. — Wenige Stunden nach Mitternacht ſah man den freundlichen, gütigen Alten Eſther und Franz aus dem Hauſe des alten Muſikus führen, aber in demſelben tönte die Sonate noch immer fort. Jahre gingen vorübee. Eſther und Gortlinger waren längſt ein glückliches Ehepaar, erfreuten ſich unter dem häuslichen Orcheſter lieblicher Kinder und ſtarben nach gebührend verlebter Zeit. Das fremde Terzett aber blieb ſpielend vor dem Pulte ſtehen, bis auf den heutigen Tag, und der alte Nieslinger ſitzt noch immer in ſeinem Richterſtuhle, und ſchlägt, emſig mit dem Kopfe winkend, den Takt zu ihrer Sonate, und wer nach der reichen Handelsſtadt am Lech kömmt, ihre Merkwürdigkeiten zu beſehen, der vergeſſe ja nicht, ſich zu erkundigen nach dem Muſikus von Augsburg. L.

Das Fest zu Peterhof 1836.

(Nach Loewe-Weimars.)

(Fortſetzung.)

Peter der Große feierte zu ſeiner Zeit ſeinen eigenen Namenstag zu Peterhof, Kaiſer Alexander aber den der Kaiſerin Mutter; Kaiſer Nikolaus aber verſammelt den ganzen Hof alljährlich am 1. Julius daſelbſt zur Feier des Namensfeſtes ſeiner Gemahlin, der mit vollſtem Rechte „die Mutter von Rußland“ genannten Kaiſerin Alexandra Feodorowna.

Die Beſchreibung einee ſolchen Feſtfeier wollen wit nun geben.

Schon bei Tagesanbruch bedecken zwei lange Reihen mit vier Pferden neben einander beſpannter Wagen, von ernſten, bärtigen Kutſchern in engen blauen Kaftans geführt, die Straßen von Petersbueg nach Peteehoſ. In einer nur in Rußland bekannten Schnelligkeit fährt man unter einem ſchönen Triumphbogen weg durch ein großes, mit Standbildern beſetztes Thor von Beonze; Soldaten im altruſſiſchen Natio-

Digitized by Google

naicoſtüme und in eiſernen Panzern, wie ſie ehemals wirklich getragen worden, halten hier die Wache. An beiden Seiten der Straße liegen zahlloſe, elegante Landhäuſer mit ihren Parks, Teichen und andern Anlagen. Hunderte von leichten, einſpännigen Droſky's und Wurſky's mit Offizieren in grauen, flatternden Mänteln und wogenden Federbüſchen, dazwiſchen Feldjäger in Telecken, mit drei Glocken behängten Pferden, fliegen pfeilſchnell vorüber, und kaum behält das Auge Muße für den Anblick der prachtvollen Luſtſchlöſſer des Grafen Zawadowsky, der ausgebreiteten Gärten des Oberjägermeiſters Nariſchkin, oder der bewundernswerthen Villa des Grafen Scheremetief, der, ſelbſt ein Mann von 6 Millionen Rubel jährlicher Einkünfte, unter ſeinen Leibeigenen einige Millionärs zählte, — ein Fall, der eben nicht in Erſtaunen zu ſetzen braucht, da heut zu Tage Rußland allerdings eine große Zahl Leibeigener aufweiſen kann, welche etwas mehr im Vermögen haben, wie ihre Herren ſelbſt.

Je näher man Peterhof kömmt, deſto häufiger und lauter ertönt das „Pade" und „Paſchol" der Kutſcher und jungen Poſtillione, womit ſie die Maſſen finniſcher Bauern auseinandertreiben, welche halb im Schlafe auf ihren kunſtreich ausgeſchnitzten hölzernen Karren langſam nach der Stadt ziehen. Bald erblickt man Strellna, das ſchöne, jetzt verlaſſene Landhaus des Großfürſten Konſtantin, dann das Kloſter St. Jergo mit ſeinen zahlreichen Thürmen, endlich das Meer mit einer Küſte, die ſich in ſo üppigem Grün dahin ſtreckt, daß man unwillkürlich an den Golf von Venedig, in dem das adriatiſche Meer mit den reichen Geſtaden buhlt, erinnert wird, zur lieblichſten Staffage aber des reizenden Gemäldes zeigen ſich längs der ganzen Straßenlinie auf den beſchatteten Teraſſen der Landhäuſer elegante Damen, Abends mit einem leichten, kurzen Hermelinpelze über den Schultern, die glänzend ſchwarzen, ſorgfältig geſcheitelten Haare über der Stirne mit einer goldenen Spange, an der ein Diamant oder eine Perle ſchimmert, zuſammengehalten, und am Fuße der Teraſſen die Dienerinnen mit dem Kopfſchmuck von großen, moskauiſchen Shwals, welche den traurigſüßen Liedern der Moujiks zuhören, die mit ihren frauenartig langen Haaren, blonden Bärten und höchſt regelmäßigen, ausdrucksvollen Geſtalten dem Bilde eine eigenthümliche Rundung geben.

Endlich gegen Mitternacht erreicht man das Ziel, man möchte beinahe fragen, ob Peterhof, ob Aleppo oder Bagdad, denn man glaubt ſich in den glühenden Orient verſetzt. In dieſer Jahreszeit hat Rußland keine Nacht, der Himmel leuchtet und der Horizont wird immer heller, je mehr der Abend heranbricht, bis zuletzt der Schatten völlig verſchwindet, und alle Gegenſtände in dem Mezzotinto, welches ſich dann gewöhnlich im Hintergrunde der Atmoſphäre bildet, noch ſchärfer hervortreten, und die ganze Beleuchtung auf den vergoldeten Kuppeln und Minarets von Peterhof ſich wieder ſpiegelt. Die tſcherkaſſiſchen Reiter in ihrer orientaliſchen Bewaffnung, Hals und Schultern mit einem Ringelpanzer beſchirmt, durchkreuzen ſich nach allen Richtungen, das Lager der jungen Adelskadetten bedeckt das Ufer des Sloboda, ein zweites, wahrhaft tartariſches Lager von Wagen, Karren, Pferden und Troß aller Art, nimmt den anderen Theil der Ebene ein, kurz die Täuſchung wäre vollſtändig, wenn ſich der heitere Occident nicht in den Melodien aus der Stummen von Portici oder den Contretänzen von Muſard verriethen, welche aus dem Schloſſe herüber tönen, woſelbſt der Kaiſer einſtweilen einen kleinen Familienball gibt, bis der folgende Tag die große Familie aller Gäſte zu einem grandioſen Balle verſammelt.

(Schluß folgt.)

Kleine Bücherſchau.

I. Welch eine Zukunſt unſerer Literatur bevorſteht, wie ſehr man Alles, was bisher geachtet wurde, niederzutreten bemüht iſt, davon hier eine Probe: Wolfg. Menzel ſagt in ſeiner Schrift, die „deutſche Literatur," von Johannes v. Müller: Unter allen deutſchen Schriftſtellern verehrte ich ihn am tiefſten. Unter der Maske des Republikaners diente er jedem Gönner und verrieth jeden. Unter der Maske der Freiheit war er ſtets ein Speichellecker, unter der Maske des Patriotismus ein Verräther, unter der Maske der Ehrlichkeit und Biederherzigkeit ein vollendeter Schurke. Dem nichtswürdigen Johannes v. Müller verdanken wir die Einführung des affektirteſten Styls in der Geſchichtſchreibung. Natürlich, dieſe eheloſe Seele, die kein Gefühl für Wahrheit hatte, konnte nur ſchön redneriſch heucheln. Den Schurken erkennt man allemal an der geſuchten Gemüthlichkeit, an der naſſen Kothwärme des Styls. — In welcher Zeit literariſcher Barbarei leben wir, und wie ſoll man den Schriftſteller bezeichnen, der nur auf den Trümmern der von ihm mit kecker Hand zerſchlagenen Werke der Heroen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt den Stuhl zu erhöhen vermag, von dem er ſie alle zu überſchauen und ſeine allein ſeligmachende Weisheit zu verkünden ſich anmaßet?

II. Der Dom zu Bamberg mit ſeinen Denkmälern, Inſchriften, Wappen und Gemälden, nebſt der Reihenfolge der Fürſtbiſchöfe von 1007 — 1803; beſchrieben von M. Landgraf. Mit einem Stahlſtiche und fünf Steinzeichnungen. Bamberg, 1836. Bei Rudolph Lachmüller.

Bambergs Dom, eines der ſchönſten Baudenkmale der Vorzeit, im byzantiniſchen Style erbaut, zieht durch ſeine großartige Schönheit im Aeußern, und ſeinen für den Künſtler und Gelehrten, insbeſondere den Architekten, Hiſtoriker und Antiquar intereſſanten Reichthum an Inſchriften, Wappen und Denkmälern aller Art, insbeſondere da jetzt ſein ganzes Inneres in der urſprünglichen Reinheit des byzantiniſchen Kunſtgeſchmackes theils ſchon wieder hergeſtellt iſt, theils noch wird, die Bewunderung aller in unſere Stadt kommenden Fremden auf ſich. In der genannten Schrift nun iſt dem Fremden, der weniger mit der Lokalgeſchichte vertraut iſt, und auch dem Einheimiſchen, welcher nicht die nöthige Gewandtheit in Leſung alter Inſchriften, dann die unumgänglich nothwendige Kenntniß der Heraldik beſitzt, ein vollkommen ausreichendes Hülfsmittel zum leichteren Verſtändniſſe, zur richtigen Auffaſſung und Beurtheilung des Einzelnen gegeben. Das Büchlein zeichnet ſich durch ſeine Vollſtändigkeit (es iſt nichts von einiger Bedeutung übergangen), dann durch die aus der erprobten Sachkenntniß des Verfaſſers hervorgehende Richtigkeit und Genauigkeit der Angaben, ſo wie auch durch ſeine äußere Ausſtattung vortheilhaft aus, und wird zumal jedem Fremden als ſicher belehrend willkommen ſeyn. Der beigegebene Stahlſtich von Ludwig Lange, den Dom vorſtellend, iſt bekannt, die übrigen lithographirten Abbildungen von mehreren vorzüglich ſchönen Grabmälern, dann der Grundriß der Domkirche von dem hieſigen Lithographen Röſſert, verdienen wegen ihrer Genauigkeit und Treue, und auch in Rückſicht auf die ſchöne und fleißige Zeichnung alle Anerkennung.

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. Nr. 9.

Ungenügſamkeit.

Wahelich Gott der Allgeechte
Hat doch Alles wohl beſtellt,
Sonſt müßt er für jeden Thoren
Bauen eine eig'ne Welt.

Nach der Freude ſchaut ihr immer
Die am fernen Pole glüht,
Während ihr ſie niedertretet,
Wenn ſie euch am Wege blüht.

Wenn der Lenz mit ſeinen Blüthen
Euch die Undankbaren ſchmückt,
Zürnt ihr nicht, weil bei den Blüthen
Ihr nicht auch die Frucht erblickt?

Wohl von Gold und Edelſteinen
Baut ihe Schlöſſee in die Luft,
Wäheend euch die morſche Hütte
Ihren nahen Sturz zuruft.

In die Zukunft greift ihe immer,
Nach der Freude goldner Frucht,
Und das Morgen iſt die Loſung,
Wo ihr eure Hoffnung ſucht.

Und das Moegen wird zum Heute,
Tage blätteen Tage ab,
Bis euch euer ſtetes Suchen
Statt zur Freude fühet ins Geab.

Schaut in eure eignen Herzen,
Drinnen ſteht der Feende Baum,
Suchet, was euch nahe ſtehet,
Nicht im feenen wirren Teaum.

Pfleget ſein und tilgt das Unkraut,
Welches an ihm Wuezel ſchlug,
Dürft ihe ſonſt vermeſſen hadern,
Wenn er noch nicht Früchte trug?

Mögt ihr goldne Welten ſuchen,
Freude wird euch nicht geſellt,
Glücklich, wer in ſeinem Buſen
Findet ſeinee Freude Welt.

Alois Rauch.

Zug des Biſchofs Günther von Bamberg nach Jeruſalem im Jahre 1064.

In jenen Tagen, welche unmittelbar der merkwürdigſten Erſcheinung des Mittelalters, dem Kampfe um den Beſitz des heiligen Landes vorangingen, faßten, wie ſo viele andere Chriſten, auch Sigfrid, der Erzbiſchof von Mainz, die Biſchöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht, nebſt vielen andern Edlen aus Franken den Entſchluß, im Heebſte des Jahres 1064 eine fromme Pilgeeſchaft zum Grabe des Heilandes vorzunehmen, welches ſich damals noch in den Händen der Muhamedanee befand und erſt küezlich in den Beſitz der ſeldſchukiſchen Türcken gerathen war. Der Zug, an 7000 Mann ſtark, brach am Tage des hl. Martins von Regensburg, der damals bedeutendſten Stadt Deutſchlands, auf, bewegte ſich längs der Donau nach dem noch unanſehnlichen Wien, berühete hierauf Buda (Ofen) die alte Hauptſtadt der ungariſchen Könige, und überſchritt bei Semlin die Donau, um in die Staaten des griechiſchen Kaiſers einzutreten. Von da ging er, den Hämus überſcheeitend nach dem prächtigen Conſtantinopel, dem Sitze der oſtrömiſchen Imperatoren. Dort pflegten die Pilger entweder ſich einzuſchiffen, und dann längs der Küſte hinfahrend, in irgend einem Haſen Syriens zu landen, um von doet die kurze Strecke nach der heiligen Stadt zurückzulegen; oder ſie ſetzten über den Bosporus, zogen quer duech Kleinaſien, der Straße über Iconium folgend nach dem weltberühmten Antiochia, und von da weiter nach Jeruſalem.

Auf dem ganzen Zuge hatten die erwähnten Biſchöſe in höchſt unvorſichtiger Weiſe, die Größe ihres Reichthums zur Schau geſtellt. Wo immer ſie ſich lagerten, wurden koſtbare Zelte aufgeſchlagen, purpurne, reich durchwiekte Teppiche umheegehangen und ausgebreitet, *) mit goldenen und ſilbernen Gefäßen gepeunkt. Die Barbaren aus den benachbarten Orten ſtrömten ſchaarenweiſe herbey, um ſo vornehme Reiſende zu ſehen. Anfangs wurden ſie zwar von iheer fremdartigen Tracht und von der Pracht dieſer Zurüſtungen mit Staunen erfüllt, dieß mußte jedoch bald der Begieede weichen, in den Beſitz ſo groſſer Reichthümer zu gelangen. So lange ſie durch die Länder der Chriſten zogen, ſchreckte die Ehefurcht vor den Kirchenfürſten und wohl auch die Wege der Pilger jeden thätlichen Angriff zurück. Als ſie aber Lyzien durchwandert, das Gebiet der Sarazenen betreten hatten, und von der Stadt Ramla **) noch eine Tagreiſe entfernt waren, ſahen ſie ſich am Charfreitage 1065 des Morgens gegen 9 Uhr plötzlich von einer großen Schaar Araber umringt und angegriffen, welche auf erhaltene Kunde von der Ankunft ſo vornehmer und reicher Männer von allen Seiten wohlbewaffnet zur Plünderung herbeigeeilt waren. Die meiſten Cheiſten achteten es für Sünde ſich mit bewaffneter Hand zu vertheidigen, und ihr Leben, das ſie für die ganze weite Fahet nur Gott allein zum Eigenthum geweiht hatten, mit

*) Als im Jahre 1832 bei einer Reparatur der Domkirche zu Bamberg unter andern auch der im Peterschor ſtehende Steinſarg des Biſchofs Günthee geöffnet wurde, fand man die Gebeine deſſelben in einem ähnlichen mit der ſchönſten Arbeit geſchmückten Teppich gehüllt. Was davon noch zu erkennen war, hat Herr Maler Ruppecht abgezeichnet, und ſo der Nachwelt aufbewahrt. Die Gebeine wurden hierauf wieder in ihrer urſprünglichen Hülle in den Saeg gelegt.

**) Etwa 4 deutſche Meilen nordweſtlich von Jeruſalem.

Digitized by Google

körperlichen Waffen zu ſchützen; und ſo wurden ſie beim erſten Anfalle niedergeworfen, mit Wunden bedeckt und all' ihrer Habe bis zu den Schuhriemen beraubt. Unter dieſen war auch der Biſchof Wilhelm von Utrecht, der mit einem durch Wunden faſt verſtümmelten Arm, nackt, und halbtodt zurückgelaſſen wurde.

Die übrigen Chriſten ſuchten mit Steinwürfen, welche Gattung von Waffen jener Ort überreichlich darbot, nicht ſo wohl die Gefahr abzuwehren, als den augenblicklichen Tod um weniges aufzuhalten. Langſam und allmählich zurückweichend bogen ſie ſeitwärts zu einem einzelſtehenden, mit einer Mauer umgebenen Gebäude ab, das etwas vom Wege entfernt lag und Karavanſerey genannt wurde. *) Als die Pilger in demſelben angelangt waren, beſetzten alle Biſchöſe zuſammen einen Hof, mit niedriger und ſo gebrechlicher Mauer umzogen, daß ſie auch ohne angewandte Mühe, durch bloßes Alter leicht einſtürzen konnte. In ſeiner Mitte lag das eigentliche Hauptgebäude mit ziemlich erhöhtem Speiſeſaal wie abſichtlich zur Vertheidigung eingerichtet. Den obern Theil deſſelben nahmen die Biſchöffe von Mainz und Bamberg mit ihren Geiſtlichen, den unteren die übrigen Biſchöſe ein. Alle Weltlichen ſtunden gerüſtet, um die Macht der Feinde abzuhalten und die Mauer zu vertheidigen, und hielten auch, wie bereits erwähnt, den erſten Sturm der andringenden Feinde mit Steinwürfen ab. Später abee, nachdem die Barbaren ganze Wolken von Wurfgeſchoſſen innerhalb der Mauer warfen, faſten die Chriſten Muth, brachen hervor, riſſen in wiederholtem Andrange Speere, Schwerter und Schilde aus den Händen der Sarazenen und fühlten ſich ſo ſtark genug, nicht nur zur Beſchützung der Mauer, ſondern auch zu fernern Ausfällen und kühnem Trotz des Angriffs. Schon vermochten die Araber nirgend mehr ihrem Eindringen zu widerſtehen, als ſie den Entſchluß faßten, ſich von einzelnen regelloſen Gefechten zur Umlagerung zu wenden, um jene durch Hunger und Ermattung zu tödten, welche ihr Schwert vergebens zu bezwingen geſucht. Sie theilten die Menge ihres Heeres, welches ſich nach und nach bis auf 12,000 Mann gehauft hatte, und führten ſie abwechſelnd zur Umringung des Platzes, der unaufhörlich aus der Ferne beſchoſſen wurde, um ſo den Chriſten auch die geringſte Erholung zu rauben, und ſo die längere Arbeit des Kampfes, bei dem Mangel an allen Dingen, womit das menſchliche Leben erhalten wird, unmöglich zu machen.

So verſtrich der ganze Charfreitag, der ganze heilige Samſtag und die Nacht vor dem Oſtertage, während welcher Zeit die Wachſamkeit der Araber und ihr unausgeſetzter Andrang den Belagerten jeden Augenblick raubten, um durch den Genuß des Schlafes ihre Körper zu ſtärken; denn nach Speiſe und Trank verlangten ſie nicht, die den Tod vor Augen hatten, und wäre auch die heftigſte Begierde darnach in ihnen erwacht, ſo beſaßen ſie, entblößt von Allem durchaus nichts, um dieſen zu ſtillen. Die dritte Morgenſtunde des Auferſtehungstages war angebrochen, ſie waren erſchöpft vor Anſtrengung und Hunger aufs Äuſſerſte gebracht und vergebens war all' ihre Tapferkeit geweſen, als einer aus der Zahl der Prieſter ausrief: „Wir handeln Unrecht, mehr Hofnung auf den Schutz unſerer Waffen als auf Gotteshilfe zu ſetzen; es iſt frevelhaft mit eignen Kräften die Abwehr des Unglücks zu verſuchen, in welches wir durch ſeine Zulaſſung gerathen ſind. Es iſt beſſer wir ergeben uns, da dreitägige Nahrungsloſigkeit uns ja ohnehin zu fernerm Kampfe untüchtig gemacht hat. Dem Herrn, der uns ſchon ſo oft wunderbarer Weiſe aus Todesgefahr errettet, iſt es leicht, uns auch unter dem Joche der Feinde ſeine Barmherzigkeit zu erzeigen. Ueberdies ſind die Barbaren nicht mit ſo großer Anſtrengung auf unſern Tod, ſondern vielmehr nur auf den Beſitz unſerer Güter bedacht, und werden uns, wenn ſie ſich dieſer bemächtigt haben, gewiß frey und ohne Gewaltthat ziehen laſſen.“ Allen ſchien die Rede des Prieſters gut, ſein Rath der einzige, den man befolgen müſſe. Alsbald wurde die Gegenwehr aufgegeben, und die Chriſten äuſſerten durch einen Dollmetſchee den Wunſch ſich zu ergeben. Auf dieſe Nachricht ritt der Fürſt der Araber eilends in die vorderſten Reihen und befiehlt den Andern ſich zurückzuziehen, damit die, ohne Ordnung eindringende Menge die Pilger nicht regellos plündere. Er ſelbſt nahm 18 der Angeſehenſten ſeines Volkes mit ſich und begab ſich in die nun offen ſtehenden Mauern, ließ jedoch am Thore derſelben ſeinen Sohn zur Bewachung, damit kein Unberufener aus Begierde nach Beute hinter ihm eindringe. Auf einer angeſetzten Leiter ſtieg er mit Wenigen in den Speiſeſaal hinauf, wo die Biſchöſe von Mainz und Bamberg mit ihren Prieſtern ſich aufhielten. Günther durch körperliche Größe, Schönheit und ehrfurchtgebietende Würde hervorragend, und deshalb von Allen beſonders geehrt ergriff das Wort mit der Bitte, er möge all' ihr Beſitzthum bis auf den letzten Heller hinnehmen, und ſie dann nackt und blos, aber frei ziehen laſſen. Der Araber jedoch, aufgeblaſen vom Siege, und auſſer angeborner Sittenwildheit, auch noch durch erlittenen Veeluſt in ſo vielen Gefechten ergrimmt, antwortete: er wolle niche deßhalb mit ſeinem ganzen Heere drei Tage gegen ſie gekämpft haben, um ihre Bedingungen anzunehmen, er wolle dieſe vielmehr ſelbſt vorſchreiben. Hierauf blickte er im Gemache herum, und als ſein Auge auf die koſtbaren Gefäße und aufgehäuften prächtigen Teppiche fiel, riß er das Tuch, womit er nach Weiſe ſeines Volkes das Haupt umwunden hatte, herab, warf es gleich einem Strick um den Hals des Bamberger Biſchofs und rief, auf deſſen Größe und Schönheit blickend, aus: „Du und dies Alles ſoll mein ſeyn!“ Günther fragte ihn durch einen Dollmetſcher: „Was willſt Du denn mit mir anfangen?“ Die Antwort war: „Ich will das ſchöne Blut Deiner Kehle ausſaugen, und Dich dann aufhängen vor dem Kaſtelle wie einen Hund.“ Der Biſchof empört über ſolche Schmach ſchlug den Anführer mit ſolcher Gewalt in's Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte, und rief zugleich: zuvor noch ſolle er für ſeine Gottloſigkeit Strafe leiden, weil er, ein Ungeweihter und Götzendiener, ſich erfrecht habe, ſeine unreinen Hände an den Geſalbten des Herrn zu legen. Sogleich fallen auch Andere Geiſtliche und Weltliche über ihn her und binden ihm und allen Uebrigen, die mit hineingeſtiegen waren, die Hände mit den Tüchern ihrer Turbane ſo feſtgeſchnürt auf den Rücken, daß den Meiſten das Blut unter den Nägeln hervordringt. Kaum war dies den andern Chriſten bekannt, ſo behandelten ſie die, bei ihnen befindlichen Abgeſandten auf gleiche Weiſe. Hierauf griffen alle mit lautem Geſchrei wieder zu den Waffen, und nachdem ſie Gott den Allmächtigen um ſeinen Beyſtand angeflebt, eilten ſie an die Mauer, ſchlugen und vertrieben in dichtgeſchloſſenen Reihen die Wachen am Thore und zeigten ſich allenthalben durch die unverhofft glückliche Wendung mit ſo verjüngten Kräften ausgerüſtet, daß man hätte glauben mögen, ſie empfänden

*) Solche Gebäude ſind noch jetzt im Oriente, da man unſere Gaſthöfe oder ihnen Aehnliches nicht kennt, und wo jeder Reiſender ſeinen Vorrath an Lebensmitteln ſelbſt bereitet, häufig, und dienen zur Aufnahme und zum Schutze der Karavanen, woher auch ihr Name rührt.

Digitized by Google

nach jener dreitägigen Nüchternheit nicht die mindeſte Ermüdung und Beſchwerde. —

Die Araber ſtaunend ob der plötzlichen Umwandlung des Verzagens und der äusserſten Verzweiflung in ſo freudige Rüſtigkeit, wähnten nur in dem Tod ihrer Fürſten den Grund dieſer neuen Erſcheinung zu finden, ſie ſtürzten mit erneuter Wuth in's Gefecht, und wollten mit dichten Haufen mitten durch die kampfbereiten Chriſten in deren Lager eindringen. Dieſe aber waren entſchloſſen, und ſtellten an den Ort, wo die Feinde am heftigſten anſtürmten und den dichteſten Pfeilregen ſandten, die gefangenen Fürſten, einen Henker mit gezücktem Schwerte über ihren Häuptern, neben welchem ein Dollmetſcher ſtand, der den Arabeen zurief, abzulaſſen vom Angriffe, ſonſt würden ſie ihnen nicht Wurfgeſchoſſe, ſondern die Schädel ihrer Fürſten entgegenſchleudern. Nun flehten auch die Führer gepeinigt von dem Schmerz ihrer Bande und geängſtet durch das drohende Schwert über ihrem Scheitel, ſie ſollten ſich mäßigen und nicht durch hartnäckigen Angriff die Feinde zur Verzweiflung treiben, die ihnen den Henkertod bereiten würde. Der Sohn des arabiſchen Anführers, den ſein Vater am Thore des Hofes zur Wache zurückgelaſſen, ſprengte, tief beſtürzt über die augenſcheinliche Todesgefahr deſſelben, in die dichteſten Haufen der Seinigen, hemmte den Angriff des erbitterten Heeres und verbot ihnen Pfeile zu werfen, die nicht, wie ſie wähnten, die Feinde treffen, ſondern die Bruſt ihres eigenen Fürſten durchbohren würden.

So ruhte auf kurze Zeit Angriff und Waffenlärm, als ein Bote im Lager der Chriſten eintraf, geſandt von jenen, welche am Charfreytage ganz ausgeplündert, nackt und verwundet Ramla erreicht hatten. Freude verbreitete ſich unter der hartbedrängten Schaar. Denn der Fürſt jener Stadt, obgleich ſelbſt ein Heide, hatte auf göttlichen Antrieb ſich mit einem ſtarken Heere zu ihrer Befreiung aufgemacht. Das Gerücht ſeiner Annäherung wurde den Belagerern bekannt, deren Schaaren ſich nun in wilder Flucht, auf eigene Rettung bedacht, über die Ebene ergoſſen. Nicht lange ſo nahte ſich der rettende Emir von Ramla ſelbſt mit ſeinem Heere. Zweifelnd wurde er von den Chriſten aufgenommen, die nicht wußten, ob ſie in ihm ihren Retter begrüßen, oder einen neuen Dränger fürchten ſollten. Er ließ ſich die Gefangenen vorführen, brach aber in die lebhafteſten Dankſagungen gegen die Chriſten aus, deren Geiſtesgegenwart es gelungen war, einen der ärgſten Feinde ſeines Herrn, der ſein Reich ſchon jahrelang mit unausgeſetzten Angriffen bedrängt, und ſelbſt große Heere, die gegen ihn ausgeſandt worden, in offener Feldſchlacht überwunden, lebend in deſſen Hände zu liefern. Nachdem er nun noch fünfhundert goldene Byzantiner von den Chriſten empfangen hatte, geleitete er ſelbe nach Jeruſalem und von da wieder auf ihre Schiffe zurück, die Gefangenen aber ſandte er lebend dem Sultan nach Babylon. So langten die Pilger wieder in Lycien an; ihre fernere Heimreiſe durch chriſtliche Länder ging von dort an glücklich von Statten, von ſiebentauſenden aber, die ausgezogen waren, gelang es nur zweitauſenden wieder ihr Vaterland zu erreichen. Biſchof Günther war nicht unter ihnen. Den kräftigen im blühendſten Alter ſtehenden Mann ereilte der Tod am 21. Julius 1065 in Ungarn, und nur ſeine Leiche wurde in das Vaterland gebracht, wo ſelbe nun in der Domkirche zu Bamberg ruht.

S. —

Ueberſicht
der zur Naturalienſammlung der Stadt Bamberg von 1835 bis 1836 wieder neuhinzugekommenen Gegenſtände vom königl. geiſtl. Rath und Inſpektor D. Lindee.

A. Thiere.

I. Säugethiere.

1. Der Schädel eines Bewohners von Java.
2. Der Schädel vom Hirſcheber (Sus babiruſsa) aus Amboina.
3. Der Schädel vom Königstiger (Felis Tigris).
4. Der Schädel vom wilden Schwein aus Java. (Sus ſcropha ferus).
5. Der obere Theil des Schädels von Antilope depressicornis (Smith). Das Thier lebt blos auf der Inſel Celebes, iſt aber auch dort ſo ſelten, daß bis jetzt blos zwei Köpfe davon nach Europa gekommen ſind, wovon der eine im brittiſchen Muſeum zu London, der andere zu Paris gezeigt wird.
6. Affenſkelet vom Semnopithecus maurus aus Java.
7. Die bärenartige Phalange (Phalangista ursina. Temmink) von der Inſel Celebes.

II. Vögel.

1. Neſt eines Colibri aus Surinam.

III. Amphibien.

1. Stellio griſeus. Cuw. (Cordylus griſeus. Voigt.) Die graue Eidechſe. Stachelſchwanz aus Algier. Das Männchen.
2. Dieſelbe, das Weibchen. — Beide höchſt ſeltene Eidechſen erhielt das Kabinet von dem allverehrten Fürſten Pückler Muſkau. Aus der nördlichen Küſte von Afrika.
3. (Tupinambis?) Auch der großmüthige Schenkee dieſes Exemplars folgte bei der Etiquettirung der allgemein üblichen Terminologie. Markgraf führt von der Warneidechſe an, daß ſie Teyu-Guazu, und bei den Tupinambusſtämmen Temepara heiße. Der als Naturforſcher und beſonders als Conchiliolog bekannte Seba ließ ſich täuſchen, den Namen des Volkes für den Thiernamen anzuſehen, und die Naturforſcher traten in ſeine Fußſtapfen; Cuvier reiht das Thier in die Gattung Monitor, und Fitzinger iſt nicht abgeneigt, ſein Geſchlecht Varanus durch dieſe Spezies mit der eigentlichen Warneidechſe zu verbinden. Daher wahrſcheinlich Monitor niloticus.
4. Acrochordus javanicus. Hornſtedt gab den Genusnamen her, und Lacepède beſtimmte die Spezies. Dieſe höchſtſeltene Schlange, welche bei den Eingebornen Oular Caron heißt, lebt auf dem Boden der Flüſſe von Java. Oppel hält die Schlange für giftig, Leſchenault widerſpricht dieſer Meinung.
5. Bufo obstetricans. Laur. nach Wagler Alytes obstetr. aus der Gegend von Zürich.

IV. Fiſche.

1. Ostracion cornutus aus Celebes.
2. Muraena anguilla, eine beſonders merkwürdige Spezies.

V. Inſekten.

1. Das kleine Nachtpfauenauge (Pavonia minor). Es wäre am unrechten Orte, eine ſo unbedeutende Aquiſition anzuführen, würde ſich nicht das Exemplar ganz beſonders auszeichnen. Es iſt die verſchiedene Bildung der Flügel und Fühlhörner an dem Einen Exemplare wohl

nicht ein bloßes Spiel der Natur, wohl nicht eine Bekümmerung des einen, oder des andern; denn, man halte die beiden Geſchlechter dieſes Schmetterlings getrennt gegen das in Frage liegende Stück, und die hermaphroditiſche Bildung des Schmetterlings wird höchſt unzweideutig ſich herausſtellen. Es iſt hier gar nicht der Ort, lange über die Wirklichkeit hermaphroditiſcher Bildungen im Thierreiche zu ſtreiten. Ich halte mich an Eſper, welcher der Sache ſo gewiß war, daß er es nicht für überflüſſig hielt, mehrere Blätter in ſeinem Schmetterlingswerk der Widerlegung des Vorwurfs zu widmen, als ſey die von ihm als Hermaphrodit erkannte Phaläne keine ſolche. — Herr Forſtamtskandidat Jäcklein hatte die Güte, den Schmetterling dem Kabinete zukommen zu laſſen. Er fing ihn zwiſchen Bamberg und Aurach. Indeß wäre allerdings zu wünſchen geweſen, daß das Exemplar der beſſeren Unterſuchung halber noch lebend wäre abgegeben worden, und Herr Forſtamtskandidat Jäcklein würde ſich der Naturgeſchichte ſehr verbinden, wenn er uns etwas Näheres über den Schmetterling mittheilte, beſonders über deſſen von ihm erkannte Begattungsfähigkeit.

2. Einige achtzig ſeltene Schmetterlinge und andere Inſekten aus der Schweiz, Tyrol, Ungarn, Dalmatien und den verſchiedenſten Gegenden Europa's.
3. Ein vorzüglich großer, wachsgelber Skorpion aus Algier; koſtbares Geſchenk von Sr. Durchl., Herrn Fürſten Pückler Muskau.
4. Mehrere Skolopendern; hierunter eine neue Spezies.
5. Einige kleine Paguri von der Küſte von England.
6. Geſpinſte von Inſekten. Aus Surinam.

VI. Würmer.

a. Molluſken.

1. Carinaria vitrea. Ihr zartes Gehäuſe übertrifft faſt Poſtpapier an Feinheit.
2. Haliotis tuberculata. Das runzliche Seeohr, zwar kleiner, als das im Verzeichniß von 1834 aufgeführte, aber von erſtaunlicher Dicke.
3. Eine höchſt ſelten vorkommende Landſchnecke aus der Umgegend.
4. Patella vulgata. An den in der Schale liegenden Thieren iſt auch nicht eine Wimper lädirt.
6. Pholas dactylus liegt noch im Kreidefelſen, in welchen ſie ſich einbohrt.
7. Mytilus edulis. Die drei letzten Conchilien ſind aus dem Kanale zwiſchen England und Frankreich.

b. Strahlenthiere.

1. Ophiura lacertina.
2 u. 3. Ophiura echinata.
4. Asterias discoidea, von außerordentlicher Größe.
5. Asterias spec. nov. das Exemplar iſt noch außerdem wegen Reproduktion eines abgebrochenen Strahls intereſſant.
6. u. 7. Echinus subcoeruleus.
8. Echinus subangulosus.
9. Echinus sp. nov. dem Echinus saxatilis der europäiſchen Meere ähnlich. Sämmtlich von Celebes.
10. — 14. Getrocknete Holothurien, wie ſie einen der theuerſten Handelsartikel auf dem Markte von China bilden.

c. Anneliden.

1. Terebella conchilega.
2. — 4. Halithea aculeata.
3. Amphitrite?
6. Aphrodite aculeata. Ein mit den köſtlichſten Regenbogenfarben prangendes Exemplar. Sämmtlich aus dem Meere bei Dieppe.

d. Polypen.

1. Actinia astreta. Meer bei Dieppe.

e. Korallen.

1. Millepora alcicornis.
2. Pocillopora coerulea.
3. Agaricia rugosa.
4. Madrepora prolifera.
5. Tubinna (Lamark) spec. nov.
6. Gorgonia?
7. Porites?
8. u. 9. Spongia? Zwei ſehr ſchöne Spezies.
10. Eschara? Sämmtlich von Celebes.
11. Campanularia? Celebes.
12. Sertularia pumila.
13. Sertularia abietina.) Meer bei England.
14. u. 15. Corallina laxa.)

f. Eingeweidewürmer.

1. Taenia elliptica (im Dünndarm des Murmelthieres)
2. „ „ pectinata.
3. „ „ perfoliata.
4. „ „ serrata.
5. Strongylus armatus, in den Gedärmen des Pferdes.
6. Ascaris gigas. Goetze.

B. Mineralien.

1. Granat mit Veſuvian und Eisſpath von Monte ſomma in Neapel.
2. Heſonit von wunderſchöner Rubinfarbe mit XXtem Diopſid und Talk von der Maſſaalpe im Abathal in Piemont.
3. Kaneelſtein. Ebendaher.
4. Topazolith von ſchöner weingelber Farbe von Balmi in Piemont. Sämmtlich Prachtſtücke.

C. Petrefakten.

Mehrere Abdrücke von Fiſchen; aus dem Pappenheimer und Solenhofer Thonſchiefer.

△ Düſſeldorf im Auguſt. Bekanntlich beſteht hier eine Kunſtſchule, und zwar eine geehrte, unter der Leitung des Hrn. Direktors Schadow, deſſen Verdienſte als Lehrer ſo anerkannt ſind, daß es überflüſſig iſt, noch weiteres Rühmen zu machen. Um ſo weher thut es uns, im Intereſſe der Kunſt über dieſen an ſich ſo tüchtigen Mann Einiges bemerken zu müſſen; aber das Intereſſe des Ganzen ſteht höher, als eine einzelne, auch noch ſo ſehr anerkannte Tüchtigkeit. Es verlautet nämlich, (und bald muß ſich die Wahrheit oder Unwahrheit davon herausſtellen) daß eine Menge rheinländiſcher Kunſtjünger und Maler mit dieſem Herbſte die rheinländiſche, auch von rheiniſchen Aktien großentheils unterhaltene Malerſchule in Düſſeldorf zu verlaſſen gedenken, weil Hr. Schadow angeblich nicht nur die einer ſolchen Stellung ſo nöthige Gerechtigkeit nicht übe, ſondern die Rheinländer auf jede Weiſe zurückſtelle, vom Genuſſe der Benefizien u. ſ. w. ausſchließe, ja unumwunden erkläre: was am Rheine geboren, ſey für die Kunſt nicht gemacht. Die Sache klingt faſt fabelhaft. Natürlich hat das Rheinland, das durch Schwaben, Franken bis zur Donau hin die Wiege deutſcher Kunſt bildet, nicht nöthig, ſich auf einen ſolchen Vorwurf, wenn er wirklich gemacht worden, einzulaſſen, der nicht einmal auf Hottentotten paßt: denn wo wäre der Nativitätsſteller künftiger Genieen? Ja wir würden eine ſolche Abgeſchmacktheit nicht glauben, würde ſie nicht überall und von glaubhaften Leuten wiederholt. Wie ganz anders denkt da unſere wahrhaft liberale preußiſche Regierung, die eine Menge Rheinländer in Gewerb- Kunſt- und Wiſſenſchafts-Schulen nach Berlin beruft, und auf Staatskoſten unterrichten und weiter bilden läßt. So wie es undankbar wäre, wenn das Rheinland dieſe Wohlthaten nicht anerkännte, eben ſo ungeeignet ſcheint es, wenn ein Lehrer, der überdies, bei all' ſeiner ſonſtigen Trefflichkeit, doch kein ſchaffender Genius iſt, und mehrere ſeiner Schüler z. B. den genialen Leſſing, Piſtorius, Schirmer u. ſ. w. für ſeine Meiſter anerkennen muß, auf das Rheinland, deſſen Brod er ißt, alſo auf ſeine Amme ſchmäht. Das ſchlimmſte dabei iſt, daß hierdurch das zu einer ſolchen Stellung nöthige Zutrauen, und alſo die Wirkſamkeit derſelben keineswegs befördert werden.

Die Biene
Bamberger Sonntagsblatt.

1836. №. 10.

Nachtfeyer der Natur.

Wich Göttin, deren dunkler Hülle
Der Wunder heil'ge Saat erblüht,
Dich grüßt in feyerlicher Stille
Mein tiefgefühltes, ernſtes Lied.

Es fliehe vor dir der Tag, erröthet
Ob deiner hehren Majeſtät.
Du haſt das Leben mild getödtet,
Damit es ſchöner nur erſteht.

Im Taumel ward es wild genoſſen;
Es ſchloß den mühbelad'nen Lauf.
Nun iſt der Farben Reich verſchloſſen,
Das Reich der Töne thut ſich auf.

Es klingt um uns wie Heimathlieder,
Es weht uns Hauch der Heimath an.
Ein Strahl der Heimath ſinkt hernieder,
Weiſ't unſre Sehnſucht himmelan.

Ein unbegreifbar, heil'ges Weſen,
Rings Blume, Blatt und Halm durchbebt:
Man kann in tiefen Zügen leſen,
Daß um uns Gottes Engel ſchwebt.

Das All liegt im Gebet verſunken,
Der Düfte Opfer ſteigt empor,
Und oben rauſcht, von Wonne trunken
Im Sphärengang ein Jubelchor.

Der Liebe ſelige Gefühle
Wird ſich das Herz in Dir bewußt;
Leiſ' thaut ſchon mit der Abendkühle
Die Hoffnung in die wunde Bruſt.

Sie mahlt auf ſternbeſätem Grunde
Ihr Bild, vom Zauberhauch umweht;
Und nieder flammt in ernſter Stunde
Erfüllung, die wir heiß erfleht.

Wenn in die wunde Bruſt hernieder
Des Friedens heil'ge Ruhe thaut,
Da findet ſeine Heimath wieder
Das Aug', das nun zum Himmel ſchaut.

Da findet ſeine Heimath wieder
Das Herz, das lange bebend ſchlug:
Das Land, von dem einſt ſiegend nieder
Der Glaube ſeinen Retter trug.

O was kann ſo der Tag noch bieten
Mit aller ſeiner Farbenpracht? —
Du birgſt der ew'gen Heimath Blüthen
In deinem Schoße glühn'de Nacht!

S. C.

Alix von Rothenfels.

(Eine Sage aus dem Mittelalter.)

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, einer Zeit, wo die deutſchen Fürſten in ihren Schlöſſern ruhig lebten, während die Völker zu ihren Füßen friedlich ſchliefen, wurde einſt in dem unermeßlichen Waffenſaale der Feſte Eberſteinburg ein glänzendes Gaſtmahl gehalten, denn der Herr des Ortes hatte Alix von Rothenfels als Braut heimgeführt. Wollte ich ſagen, daß die Neuvermählte jung, ſchön, ſanft und fromm war, ſo würde ich nur die Hälfte ihrer Eigenſchaften erzählen; auch werde ich mehr thun, indem ich ſage, daß der Graf von Eberſtein ſie ſchon zwei Jahre leidenſchaftlich liebte, und daß der Tag, wo er zu ihr geſagt hatte: Alix, du biſt mein! der ſchönſte Tag ſeines Lebens war.

Das Hochzeitmahl ging zu Ende, ſchon erwartete der Tanzſaal die zahlreichen Gäſte, und die ungeduldige Liebe des Grafen beſchleunigte Alles, um in der Stille wiederholen zu können: Alix, du biſt mein! Man war im Begriff die Tafel aufzuheben, als ein Ritter in glänzender Rüſtung, mit einer ſammetenen Mütze und einer ſchwarzen Feder auf dem Kopfe, in den Feſtſaal hereintrat. — Edle Ritter und mächtige Herren, ſagte er zu der Verſammlung, wird man mir, obgleich ich fremd und dem Herren von Eberſtein nicht bekannt bin, erlauben, ihm und ſeiner edlen Dame beſtändiges Glück und vollkommene Freuden zu wünſchen?

Die vom Rheinweine erhitzte Verſammlung ſtand auf, und wiederholte dieſen Wunſch mit lautem Zurufe. Der Burgkaplan allein ſtimmte den Gäſten nicht bei, und er ſagte ſogar zwiſchen den Zähnen, die Form ſeye ungewöhnlich, und man ſollte ſagen: Glück auf dieſer Welt und das Paradies in der andern! Wer hätte aber, mitten in dieſem Lärm und dieſer Freude, auf ihn hören können?

Ehe man in die zum Ball beſtimmten Zimmer ging, wollte der Stolz des Burgherrn eine unerwartete Gunſt genießen laſſen, er erlaubte einen Handkuß, den die edle Gräfin gewährte. Die edlen Herren gingen nacheinander vor den Ehegatten vorbei, und jeder verbeugte ſich vor dem Grafen, und küßte der Dame die Hand. Der fremde Ritter, dem der Herr von Eberſtein ſogleich Gaſtfreundſchaft angeboten hatte, kam zuletzt, und als er Alixens Hand küßte, zog ſie unwillkührlich ſie zurück, und fühlte einen Schauder in allen ihren Gliedern; da aber die Menge ſich in die Säle drängte und die Muſik gerade anfing, ſo bemerkte dies Niemand.

Der Graf reichte der Dame von Eberſtein die Hand, und die Menge trat auf die Seite, damit ſie ſich auf das ſchöne, für ſie bereitete Gerüſt ſetzen konnte; kaum hatte ihr Gemahl ſie auf ſeinen großen, mit Wappenſchildern geſchmückten Lehnſtuhl geſetzt, ſo wurde Alix blaß wie eine Leiche

Digitized by Google

und kalt wie Marmor.... Der Arzt und der Kaplan eilten beim Geſchrei der Anweſenden herbei, aber es war zu ſpät.

— Todt! rief der Arzt.

— Todt! wiederholte der alte Prieſter.

Man ſtelle ſich die Beſtürzung der Verſammlung vor! Der Schmerz des Grafen gränzte an Wahnſinn; wie ein Raſender lief er durch alle Zimmer des Schloſſes und rief derjenigen, die man ſeinen Blicken entzogen hatte; er fordert ſie zurück, er bietet demjenigen, der ſie ihm wieder gibt, ſein Vermögen, ſeinen Namen, ſeinen Rang an; vor Schmerz außer ſich, verwünſcht er das Daſeyn; er thut noch mehr, er ſagt, er würde ſeinen Antheil am Paradieſe, ſeine Seele hergeben, um die Todte wieder ins Leben zurückzurufen!...

Auf die Hochzeitfeſte folgten unterdeſſen die Zurüſtungen zur Beſtattung, und ohne daß der Graf etwas davon wußte, ruhete ſeine Frau ſchon in dem Gewölbe des Schloſſes!...

Es war die dritte Schmerzensnacht des Grafen, ſo eben hatte die zwölfte Stunde geſchlagen, und der Waffenknecht, der an der Thüre des Thürmchens ſeines Herrn Schildwache ſtand, hörte ein ſonderbares Geräuſch in der Schloßkapelle; darauf drehen die eiſernen Gitter von ſelbſt ſich herum, ein weißes Fantom kommt langſam heraus und ſteigt die Treppe des Thürmchens hinauf... Der Soldat klopft an des Grafen Thüre, um ihn von dieſer ſonderbaren Erſcheinung zu benachrichtigen. Der Unglückliche ſchlief nicht, und ſein Mund ſprach den Namen Alix aus....

Da iſt ſie, deine Alix, ſagte in dieſem Augenblicke eine Frauenſtimme, und das Fantom, in ein Leichentuch gehüllt, öffnete dem Grafen von Eberſtein die Arme; der Graf fiel in Ohnmacht. Bald war das ganze Schloß auf den Beinen, und am folgenden Tage erzählte man, die junge Alix habe nur in tiefem Schlafe gelegen, ſie ſey von ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen, und habe mit Staunen und Schrecken geſehen, daß ſie ſich im Todtengewölbe befinde; ſie habe jedoch Muth gefaßt, ſey zu der Kapelle herausgekommen und bis in das Zimmer ihres Herrn und Gebieters gelangt. Dies ſagte am folgenden Tage jedermann, aber der Waffenknecht ſagte es nicht.

Alle Freunde, die Vaſallen, die Nachbarn kamen mehrere Tage lang, um den Hrn. von Eberſtein Glück zu wünſchen. Er aber, wenn er allein war, fragte ſich, warum er nicht ſo glücklich ſey, wie er gehofft hatte? . . . Warum verwehte, wenn er ſeine Lippen denjenigen Alexis näherte, ſein Kuß ſich in eiſiger Kälte? Warum traf, wenn er ſeine Augen auf Alixens Augen heftete, er etwas Falſches darin an, das ſein Glück in Angſt verwandelte? Warum wurde er bei den ſüßeſten Umarmungen gewahr, daß er einen ſeelenloſen Körper hielt? Armer Graf! er hatte nur eine kurze Freude genoſſen! Sein Glück war vielleicht nur Täuſchung geweſen!

Bald lernte das ganze Schloß die Dame und ihren unbegreiflichen Humor kennen; nichts von Allem was die vornehmen Damen beſchäftigte, war ihr anſtändig; keine der Neigungen einer edlen Burgfrau gefiel ihr. . . . Ihre Leidenſchaften waren gemein, und ihre Begierden unedel; eine fixe Idee beherrſchte ſie; ſie ſuchte nämlich die Neigungen, die Vergnügungen, die Gefühle ihres Mannes zu erforſchen und Alles zu thun, was ihn verhindern konnte ſie zu genießen; ſo daß die Nachbarn — etwas leichtſinnig vielleicht — ſagten, daß der Graf, ſtatt eines Engels, einen Teufel geheirathet habe.

Unterdeſſen verlor der unglückliche Gemahl von Tag zu Tag ſeine Fröhlichkeit, er wurde mager und eine auszehrende Krankheit untergrub ihn. Die Familie that ohne ſein Wiſſen einen Verſuch, um ihn von dieſer Frau zu befreien, und ſuchte bei dem hohen kaiſerl. Gerichtshofe um Scheidung an; es geſchah aber etwas, das man zu jenen Zeiten nie geſehen hatte, die Richter ſchliefen auf ihrem Sitz' ein, und der Advokat verſtummte gleich am Anfang ſeiner Rede. Kurz, der Teufel miſchte ſich ins Spiel.

Endlich, als der Graf ſich ſeinem Ende nahe fühlte, wollte er den Kaplan herbeirufen laſſen, um für ſeine Sünden Abſolution zu erhalten; aber das fantaſtiſche Weſen, das ihn peinigte, warf ſich ſogleich auf ſein Bett, ſagte ein Wort zu ihm, das den Sterbenden ſchaudern machte, und er verſchied auf der Stelle in den Zuckungen eines Verdammten. Der Prieſter kam zu ſpät, der Körper lag leblos da, und ſeine Gefährtin war mit hölliſchem Gelächter entflohen. . . . Man ſah ſie ſeitdem nicht mehr.

Die ganze Familie war troſtlos und ſchämte ſich, daß eines der Mitglieder dieſes erlauchten Hauſes ein ſolches Schickſal hatte leiden müſſen; aber der Kaplan verſicherte, daß dem Grafen ſein Antheil an Paradieſe würde zurückgegeben werden, weil er auf dieſer Erde in einer Hölle geweſen war.

(N. C.)

Skizzen aus Südamerika.

II. Cuba.

Bei der Einfahrt in den Hafen bemerkt man ſogleich, daß man nun ein Land betritt, welches die Revolution noch nicht berührt hat. Welch' ganz verſchiedenes Schauſpiel gegen Vera-Cruz biethet die große Anzahl von Schiffen in der umfaſſenden Meeres-Bucht dar? Unſer Reiſender landete Oſtern, alle Schiffe hatten ihre Flaggen zur Ehre des Feſtes aufgezogen. Mitten unter zahlreichen ſpaniſchen, amerikaniſchen, holländiſchen und andern Schiffen gleichſam im ſonntäglichen Feſtgewande ragten wie Thürme einige alte Schiffe des ſpaniſchen Geſchwaders hervor, tauſende von bedeckten Barken waren längſt dem Ufer gereiht. Auch die beiden ſtarken Feſtungen Morro und Dela Labana hatten ſich mit großen flatternden Fahnen geſchmückt, ihre Baſtionen und Batterien decken die Felſen, welche im Angeſichte der Stadt die rechte Seite des Hafens umgeben. Eine Bevölkerung von 130,000 Seelen von allen Farben und Schattirungen erfüllte die Straßen und die Spaziergänge. Alle, die Sklaven, wie die Freien, ſcheinen zufrieden und heiter. In Cuba beſteht nicht, wie in Neu-Orleans eine beſchränkende Kleiderordnung, ſtolz ſchritten die Negerinnen mit ihren Tüllſchleiern und ſeidenen Gewändern einher. Statt der Soldaten mit rother Haut, kurzer Geſtalt, und kurz zugeſchnittener Tracht, wie ſie die Beſatzung von Mexiko und Vera-Cruz bilden, findet man Krieger vom beſten Ausſehen, mit kriegeriſcher Haltung, und in einem Anzug, welcher an die beſtgehaltene franzöſiſche Heeres-Abtheilung erinnert. Schwerlich dürften die Gardetruppen unter Carl X. in den glänzendſten Tagen ein ſtattlicheres Ausſehen gehabt haben, als die gegenwärtigen Truppen der Inſel Cuba.

Dieſe Colonie treibt gegenwärtig einen bedeutenden Handel. Seit 50 Jahren hat die Erzeugung der Colonialprodukte große Fortſchritte gemacht. Nach der Zerſtörungs-Periode von St. Domingo flüchteten franzöſiſche Pflanzer dahin, und brachten ihre Gewerbsthätigkeit mit, und Cuba erzeugt gegenwärtig eben ſo viel Kaffee als Domingo zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe. Auf Domingo benutzte man Gebirgsſtriche zum Kaffeebau, daher laſſen ſich auch die Franzoſen in den Gebirgen von Cuba nieder. Bei heiterm Him-

Digitized by Google

mel athmet man hier eine reine und balſamiſche Luft ein, und wenn man abwechſelnd die ſteilen Pfade, welche zu den Urwäldern führen, betritt, oder in die Ebene herabſteigt, wo das Bambusrohr und die Citronen wachſen, kommt man auf den Gedanken, dem Geiſte der Unruhe, welcher uns um die Welt treibt, eine Gränze zu ſetzen, und hier in ſtiller Zurückgezogenheit zu leben. Indeſſen ſind dieſe mahleriſchen Wohnungen, wo eine gefällige Gaſtfreundſchaft herrſcht, nicht die glücklichſten. Einige Jahre Bebauung reichen hin, den Boden dieſer bezaubernden Thäler zu erſchöpfen. Sind einmal die ſteilen Abhänge vom Gehölze entblößt, ſo reißen die heftigen tropiſchen Regen alles mit ſich ſort, oder löſen es auf. An einer Pflege oder Düngung des Bodens iſt daher nicht zu denken. Daher ſtieg die Cultur des Kaffees in die Ebene herab, und entfaltet ſich in dem Diſtrikt St. Mareo mit Pracht. Hier leben Franzoſen, Spanier und Amerikaner dicht neben einander. Allein der franzöſiſche Geſchmack blieb herrſchend, und gab dem Diſtrikt den Charakter von königlicher Größe.

Verſailles die Schöpfung Ludwigs XIV. galt als Vorbild bei den Pflanzungen von Domingo, und die Ebene von St. Mareo erinnert gleichfalls an den Garten, den Park und das Schloß von Veeſailles. Man erblickt große, breite, gradlinige Alleen mit immer grünen Bäumen beſetzt; ſtatt der Ulmen erblickt man den Mangobaum mit ſeinen dicken Laubwerk. Die Stelle der Linden vertritt die Palme, mit ihrem ſenkrechten Stamme, bis zum dritten Theile ihrer Höhe leicht ausgebaucht, die Rinde glatt und nett, als ob ſie des Morgens mit Seiſe gewaſchen wäre; die Blätter des Buſchwerks beim erſten Hervortreten glänzend grün, verdankeln ſich allmählich bis zur Spitze; die Kaſtanienbäume vertreten Maſſen von Bambusgewächſen; und die Stelle eiſerner Gitter undurchdringliche Citronengebüſche, 4 Fuß hoch und 6 Fuß im Umſang. Anſtatt der grünen Plätze, Caffeepflanzungen nach der Jahreszeit bald mit rothen bald mit ſchwarzen Bohnen. Hinter den Palmen folgt eine Linie von Orangen, allein nicht in Käſten, ſondern im freien Felde, ſie beugen ſich unter der Bürde ihrer goldenen Aepfel; hier und da ſieht man Bäume mit tropiſchen Früchten; dann Felder mit Bananen, Potreros oder große Parke für das Vieh, luftig liegende Häuſer mit Blumen umgeben, und zur Schattirung des Gemäldes elende Negerhütten. Dieſes iſt nur ein ſchwaches Gemälde vom Diſtrikte St. Mareo unter dem Himmel der Antillen.

So lange die Spanier Herrn vom ſüdlichen Amerika, Mexico und Florida waren, diente ihnen die Inſel Cuba als Abſteigequartier, als Herberge, als feſtes Magazin. Vermöge eines beſondern Ungeſchickes beſitzt die Küſte von Merico keinen einzigen guten Haſen. Louiſiana iſt eben ſo wenig damit begabt. Der Miſſiſſippi iſt ſelten zur Durchſahrt für große Kriegsſchiffe geeignet. Für Florida biethet Penſacota allein einen bequemen und geräumigen Haſen dar. Dagegen iſt Cuba reichlich mit Häfen, Rheden und Buchten verſehen. Es beherrſcht den Golf und die beiden Eingänge zu dem Kanal von Florida und Yukatan. Die Spanier beſtimmten daher dieſe Inſel zum Hauptquartier für ihre Seemacht in den tropiſchen Meeren, ohne ihr jemals die Ehre zu bezeigen, ſie als Colonie zu betrachten. Welchen Werth ſollte auch dieſe Inſel für eine Nation haben, welche ſich faſt im Beſitze eines ganzen Erdtheiles beſand, und in den Antillen zwei Drittheile von St. Domingo beſaß, ohne Portorico, die Trinitad und die verſchiedenen andern kleinen Inſeln zu gedenken? Die Spanier verſchwendeten Geld auf Cuba, unbekümmert darum, dort ein ſolches zu gewinnen. Der Boden war kaum angebaut. Im Jahre 1760 war die Ausſuhr von Zucker höchſt unbedeutend, während ſie heutzutag 80 Millionen Kilogramme beträgt. Den Character der ſpaniſchen Niederlaſſung kann man aus der Bauart erkennen, welche man in der Hauptſtadt Havanna befolgte. Die dortigen Beſeſtigungswerke ſind rieſenhaſt. Allein gegen die Stadt Mexico und Lima gleicht die eigentliche Stadt mit ihren niedrigen Häuſern, obwohl man hier Erdbeben nicht zu fürchten hat, und engen Straßen, der ärmlichen Wohnung eines Thürſtehers vor dem Pallaſte eines großen Herrn. Die Kirchen haben daſelbſt nichts mit der gebiethenden Größe und dem Reichthume jener von Mexiko gemein. Es ſind verhältnißmäßſig bloſe Dorfkirchen.

Nur erſt als die Spanier erwachten und ſich um den Beſitz eines Continents ärmer geworden ſahen, fingen ſie an den Werth von Cuba zu ſchätzen. Der Ruf, nieder mit den Spaniern! war von Californien bis zum Cap-Horn wiedergehallt. — Bolivar hatte im Süden geſiegt, und Iturbide die Trennung von Mexico vollendet. Die Spanier zogen ſich nach der Havanna zurück, voll jener Gefühle, welche das Herz von Pelagius bewegten, als er in Aſturien einzog. Nun erſt dachten ſie an die Vortheile, welche ihnen Cuba verſchaffen könnte. Sie entſagten dem ſehlerhaften Colonialſyſtem, welches auf Beſchränkungen und künſtlichen Hinderniſſen beruhte; und von dieſem Zeitpunkte an datirt ſich die hohe Blüthe von Cuba. Bisher hatte ſie über 10 Mill. Franken, oder 2 Millionen Piaſter jährlich dem Mutterlande oder vielmehr Mexico gekoſtet; denn letzteres war die Melkkuh für Spanien. Gegenwärtig liefert die Inſel jährlich 1 Mill. 500,000 Piaſter oder 8 Mill. Franken in den Schatz Sr. kath. Majeſtät, unterhält eine Beſatzung von 25,000 regelmäßiger Truppen, mit einem beiläufigen Aufwand von 12 Mill., und ein Geſchwader, der einzige Ueberreſt der ſpan. Marine, verſchlingt jährlich 8 Mill. Die Inſel zahlt dabei Penſionen und Ruhegehalte. Und wunderbar, demungeachtet gibt es dort keine direkten Abgaben. Zwei Drittheile der öffentlichen Einkünfte ſind das Ergebniß des Zolltarifs, deſſen einzelne Anſätze nichts Uebertriebenes darbiethen.

Während man im Allgemeinen dem Handel bedeutende Erleichterungen verſchaffte, war man durch beſondere Schutzverfügungen für den ſpan. Handel bemüht, denſelben für den Verluſt des Handels an der Küſte des feſten Landes zu entſchädigen.

Spaniſche Waaren auf ſpan. Schiffen verführt zahlen $6\frac{1}{2}$ %, während der Zoll für die fremde Flagge $9\frac{1}{2}$ % beträgt. Auch die ſpan. Landesproducte ſind begünſtigt. Das cataloniſche Faß Wein zahlt 1 Piaſter und 9 Centimes, jenes von Bordeaux $8\frac{1}{2}$ Piaſter. Der ſpaniſche Handel hat ſich ſeit dieſer Zeit gehoben, wiewohl die amerikaniſche Flagge noch die herrſchende in allen Häſen von Cuba iſt.

Kleine Bücherschau.

I. Allgemeine Geſchichte der Kriege der Franzoſen und ihrer Alliierten vom Anfange der Revolution bis zu Napoleons Ende, für Leſer aller Stände. Mit Schlachtplanen. Darmſtadt, bei C. W. Leſke.

Hievon ſind 32 Bändchen bereits erſchienen. Bis zum 26. Bändchen wurde dieſes Werk nach franzöſiſchen Originalen weniger überſetzt als neu bearbeitet. Von einem und demſelben Verfaſſer bearbeitet wurden darin geliefert:

1. Die Feldzüge in Frankreich, 1814 und 1815, von Mortonval. 3 Bändchen. Mit den Planen der Schlachten von Paris, Toulouſe und Waterloo.

2. Der Feldzug in Aegypten und Syrien. Von Ader. Zwei Bändchen. Mit den Planen der Schlachten bei den Pyramiden und bei Abukir und einem Kärtchen von Syrien.

3. Napoleon vor ſeinen Zeitgenoſſen. 3 Bändchen. Mit den Bildniſſen Napoleons als Obergeneral, als Kaiſer und auf St. Helena.

4. Die Feldzüge in Italien. I. Theil, die Feldzüge von 1792 — 1796. Von Saintine. Mit dem Plane der Schlacht von Loano.

5. Die Kriege der Vendee, von 1792 — 1796. Von Mortonval. 2 Bändchen. Mit der Karte des Kriegsſchauplatzes, einem Operationskärtchen und dem Plane der Halbinſel Quiberon.

6. Die Feldzüge in Italien. II. Theil. Der Feldzug von 1796 und 97. Von Saintine. 1s und 2s Bändchen. Mit dem Plan von Mantua und der Schlacht von Caſtiglione.

7. Die Revolutionsfeldzüge im Norden und Oſten von Frankreich. Von Viennet. 1., 2., 3. und 4. Bdchn. Mit den Planen der Schlachten von Valmy, Kaiſerslautern, Fleurus und Neresheim.

8. Die Feldzüge in Deutſchland ſeit dem Frieden von Amiens bis zum Frieden von Wien (1802 bis 1809). Von Saint-Maurice und Mortonval, 4 Bändchen. Mit den Planen der Schlachten von Auſterlitz, Jena, Eylau und Wagram.

9. Der Feldzug in Rußland, 1812. Von Mortonval. 3. Bdchn. Mit einer Ueberſichtskarte des Kriegsſchauplatzes und den Planen der Schlachten von Smolensk und an der Moskwa.

10. Der Feldzug von 1813. Von v. Norvins. 1s und 2s Bdchn. Mit den Planen der Schlachten von Lützen und Leipzig.

Als nun aber in Folge neuer Ereigniſſe das franzöſiſche Unternehmen in Stocken gerieth, konnte der bisherige Herausgeber neben ſeinen Berufsgeſchäften nicht die nöthige Muſe finden, um die noch fehlenden Feldzüge nach den Quellen zu bearbeiten. Deßhalb übernahm Hr. Profeſſor Dr. Schneidawind die Herausgabe einer vollſtändigen Geſchichte der Kriege vom Anfang der Revolution bis zum Jahre 1815, und bereits ſind hievon erſchienen:

Der Feldzug in Italien von F. Z. M. Alvinzi's erſtem Vorrücken gegen Mantua bis zum Frieden von Campo Formio in den Jahren 1796 und 1797. 3 Bändchen. Mit den Planen der Schlacht von Arcole und des Treffens am Tagliamento.

Der Feldzug der Franzoſen gegen die Verbündeten in Italien in den Jahren 1798 und 1799. 3 Bändchen. Mit dem Plane der Schlacht an der Trebbia.

Das Intereſſe, welches dieſe Schriften für jedermann, insbeſondere für Geſchichtsfreunde und Militairs haben, iſt ſehr groß, die Bearbeitung gelungen, und wir glauben unſern Leſern einen angenehmen Dienſt um ſo mehr zu erweiſen, wenn wir ihre Aufmerkſamkeit darauf hinlenken, als der Werth der hiſtoriſchen Arbeiten des jetzigen Bearbeiters, unſeres verehrten Landsmannes, des Hrn. Prof. Dr. Schneidawind längſt anerkannt iſt.

II. Hans Holbein der jüngere, in ſeinem Verhältniſſe zum deutſchen Formſchnittweſen. Von C. Fr. v. Rumohr. Leipzig, in der Anſtalt für Kunſt und Literatur (R. Weigel). 1836. 8. 127 Seiten. Preis 1. fl. 24. kr.

Längſt war den Sammlern von Kupferſtichen und xylographiſchen Werken das Bedürfniß eines vollſtändigen, kritiſch bearbeiteten Verzeichnißes über Holbeins Werke fühlbar; um ſo mehr, als über die Producte jener Künſtler, welche ihm gleich ſtehen, wie z. B. A. Dürer, L. Cranach, Rembrandt ꝛc. bereits mehrere ähnliche Schriften erſchienen ſind. Obiges Werk, mit vieler Sachkenntniß und Kritik verfaßt, wie ſich ſolches von Hrn. Rumohr vorausſetzen läßt, hilft nun dieſem Bedürfniſſe ab, und wird den Wünſchen jedes Kunſtliebenden vollkommen entſprechen. Mit Scharfſinn und Gründlichkeit wird darin mit Recht die irrige Meinung widerlegt, welche ſeit Bartſch's Auftreten als Kunſtſchriftſteller in neuerer Zeit ſo viele Anhänger fand, daß die Künſtler erſten Ranges, unter welche auch Holbein gehörte, ſich nie ſelbſt mit dem Formſchneiden beſchäftigt hätten. Auch die, welche dem Hans Lützelburger den Schnitt des vortrefflichen Todentanzes zueignen wollen, finden die geeignete Abfertigung. Das beigegebene fac simile aus dem Todtentanz, die Herzogin, als Titelvignette, iſt ſehr treu wieder gegeben. Druck und Papier ſind ſehr ſchön.

III. Muſeum der eleganten Welt, redigirt von Dr. J. W. Müller. Preis der Jahrgang 12 fl. rh.

Dieſe wöchentlich 2 Bogen ſtark in München erſcheinende Zeitſchrift zeichnet ſich nicht nur durch ihre Ausſtattung ſondern auch vorzüglich durch ihre Wohlfeilheit vor andern ähnlichen deutſchen und franz. Modeblättern vortheilhaft aus. Die neueſten franz., geſchmackvoll illuminirten Modekupfer, die ihr beigegeben werden, ſind ſehr elegant. Die Spalten des Blattes füllt eine Auswahl gediegener Orginalartikel, beſtehend in Gedichten, Novellen, Romanen, humoriſtiſchen Aufſätzen, Aphorismen, Miszellen, Charaden und fortlaufenden Berichten über öffentliches Leben, Kunſt und Bühnenwelt. Das Unternehmen iſt zeitgemäß, und um ſo erfreulicher, da es Bayern angehört, in welchem es bis jetzt an einer Zeitſchrift dieſer Art gänzlich fehlte. Wir wünſchen demſelben von Herzen den beſten Fortgang.

Die Flecken.

Vierſilbige Charade.

Die Erſte.

Meine ſchöne, blanke Fläche
Liebet zwar die Flecken nicht,
Schönheit können ſie mir rauben,
Aber meine Stärke nicht;
D'rum bin ich des Mannes Zierde,
Sein Begleiter in Gefahr,
Auch an ihm die kleinen Flecken
Nimmt man nicht ſo ängſtlich wahr;
Wenn er ſonſt nur ſtark ſich zeiget,
Und von Treue niemals weichet.

Die drei Letzten.

Bin ein liebliches Gebilde,
In ein leuchtend Kleid gehüllt,
Hehr und dennoch zart und milde,
Steh' ich rein und dufterfüllt.
Keinen Flecken darf ich dulden,
Der dem Glanz Verderben droht,
Meine Schönheit iſt die Reinheit,
Ohne Reinheit bin ich todt.
D'rum vergleicht man mir die Frauen,
Welche edel, ſchön und rein;
Soll ein Mann ein Weib verehren,
Muß ſie ohne Flecken ſein.

Das Ganze.

In den Garten, auch auf Auen,
Kann man mich zuweilen ſchauen.

Alois Rauch.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. N. 11.

Gedichte von Makarius Einsiedler.

(Proben aus einer demnächſt erſcheinenden Sammlung.)

II. Verſtandes=Ueberfluß?

Verſtandes, glaubt ihr, ſei zu viel,
Ihr weitbeblickten Zukunftsweiſen?
Ich fürcht', ihr treibt ein fähelich Spiel,
Und ſchlecht wird euch die Zukunft preiſen.
Verſtand hat nie ſich noch empört;
Denn er erwäget klug, bedächtig,
Wie Alles folgt, wenn Eins geſtört,
Wie jede That der Folgen trächtig,
Wie die Urſachen zwingend ſcharf
In ihrer Wirkung ſich verhalten,
Und ſelber Gott nicht kann noch darf
Als folgerechtlich nachgeſtalten.
Doch immee war die Leidenſchaft
Die blinde Mutter der Empörung,
Wird's bleiben mit der wilden Kraft
So Kind als Mutter der Bethörung.
Drum wollet ihe die Ruhe mehren,
Nehet nue den enhigen Verſtand!
Der Weiſe muß das Ganze ehren,
Den Tollen zähmt nur Kett' und Band.

Das Feſt zu Peterhof 1836.

(Nach Loewe=Weimars.) (Fortſetzung.)

Das Schloß Peterhof trägt gleichmäßig das Gepräge des Landes unter dem 59. Breitengrade und der Reiſen Peters des Großen an ſich. Die Façade iſt im ziemlich verdorbenen Style des Zeitalters Ludwigs XIV., aber geſchmückt mit einer Menge reich vergoldeter Kuppeln. Die Gewäſſer des Ladoga=Sees ſind in Aehrengarben, in Staubregen, Bouquets und Strahlenbüſchel verwandelt; Tritonen von Bronze, Neeeiden von Marmor im Geſchmack des „großen Jahrhunderts" gruppiren ſich an dem finniſchen Golf, und man glaubt, Verſailles, nachdem es von Raſtadt nach Dresden, Kopenhagen und Stockholm gewandert, habe hier außerhalb Petersburg wie an den Säulen des Hercules ſtille geſtanden, und ſich niedergelaſſen. Aber der franzöſiſche Himmel über den Schlöſſern und Gärten von Verſailles hat, um ſich hier zu acclimatiſiren, eine tartariſche Mütze und einen orientaliſchen Pelz nicht verſchmähen dürfen. Wie Verſailles ſeine Trabanten in Gros= und Klein=Trianon, ſo hat Peterhof die ſeinigen in Monplaiſir und Alexandria. Monplaiſir iſt ein kleines Haus von Backſteinen am Meeresufer, das Hotel Lesdignieres, wo Peter der Erſte als alter Soldat, wenn er ſeines Louvre ſatt war, ſein Schwarzbrod und Bier in einſamer Ruhe verzehrte. Man verwahrt hier mit religiöſer Sorgfalt mehrere ſeiner Kleidungsſtücke, die „Widercomes" von holländiſchem Thon, die Zinnſchüſſeln, die Stühle von grobem Holze, deren er ſich bediente, und das ſchmale, harte Bett, in dem er ſchlief. Hier genoß Peter ſein größtes Vergnügen, den Anblick ſeiner Flotte, die er, ohne von ſeinem Schemmel aufzuſtehen, aus den Fenſtern des kleinen Hauſes, unter denen ſich der Meerbuſen ausbreitet, überſehen konnte, und 8 Kriegsſchiffe erſten, 27 zweiten Ranges bildeten einen prachtvolleren Luxus, als wie von Gold und Seide prunkende Gemächer. Die weißmarmorne Teraſſe von Monplaiſir neigt ſich anmuthig gegen das Meer herab, vom jenſeitigen Geſtade herüber winken die Küſten Finnlands, zur Rechten ſieht man Petersburg und die ſtolze, an dieſem Feſttage von tauſend Feuerrädern wiederleuchtende Newa, zur Linken Cronſtadt mit ſeinem Hafen, in dem jetzt zwar nicht Peters Flotte, aber eine Zahl von vielleicht achtzig luſtig geſchmückten und tauſendfaltig beflaggten, hochbordigen Schiffen vor Anker liegt.

Am früheſten Morgen des Feſttages ſind in dem diplomatiſchen Pallaſte die Zeremonienmeiſter, die kaiſerlichen Hausoffiziere, die Lauſer und Lakeyen in vollſter Bewegung. Dieſe Lauſer ſind wohl noch der einzige Ueberreſt aus der Zeit Catharina's der Zweiten zu Peterhof, während Peter dee Erſte in Allem dort fortlebt. Ganz ſo, wie ſie einſt die geiſtreichen Billets der großen Kaiſerin an Herrn von Segur oder den Prinzen de Ligne überbrachten, gerade ſo galonnirt, geſtickt, in der Sammetmütze, die mit der langen, auf die Schulter herabfallenden Feder auf dem rechten Ohre ſitzt, tragen ſie jetzt noch die Einladungskarten herum, lebendige hiſtoriſche Erinnerungen aus einer vergangenen Zeit.

Ein Feſt am ruſſiſchen Hofe kann nur mit einer militäriſchen Feierlichkeit beginnen. Das hier beſchriebene fing an mit einer Revue des Regiments der Chevaliergarde, deſſen Chef die regierende Kaiſerin ſelbſt iſt. Die Kaiſerin hielt mit den beiden Großfürſtinnen, ihren Töchtern, in der Toilette eleganter Pariſerinnen in einer höchſt zierlichen, nach dem feinſten, engliſchen Geſchmack beſpannten Kaleſche die Revue ab. Der Kaiſer, in glänzender Uniform, ſtand zu Fuße an der Wagenthüre, die Hand ehrfurchtvoll am Tſchako, bei ſeiner Gemahlin den Dienſt eines Obriſtlieutenants verſehend, und ſchlug ihr einige Beföederungen im Regimente vor, welche ſie natürlich zu bewilligen ſich beeilte. Der kaiſerliche Generalſtab, eine Menge junger Tſcherkeſſen und uraliſche Linienkoſaken umgaben dieſe Kaleſche, in der ſo einfache, graziöſe und beſcheidene, jugendlich blühende Geſtalten ſaßen, und der Großfürſt Thronfolger, ein Jüngling von ſchlankem, hohem Wuchſe, zeigte ſich in der Uniform eines Generaloffiziers von Zeit zu Zeit in der Nähe ſeiner Schweſtern.

Digitized by Google

Nach Beendigung der merkwürdigen Uebungen der Reiterei der Caucaſiſchen Bergbewohner, empfingen der Kaiſer und die Kaiſerin im Pallaſte die Fremden, welche noch nicht vorgeſtellt waren. Unter dieſen neuen Ankömmlingen befanden ſich auch einige Franzoſen, der Kaiſer benahm ſich gegen alle mit der, nur ihm eigenthümlichen Gaſtfreundlichkeit und hinreißenden Liebenswürdigkeit, ſo daß ſie von ihrem Empfange im Innern entzückt waren. — Kurze Zeit vorher hatte er zu einem franzöſiſchen Reiſenden geſagt: „Ich ſehe mit „Vergnügen, daß Sie Rußland kennen zu lernen wünſchen; „unterſuchen Sie es genau, aber Alles in eigener Perſon, und „glauben Sie nichts nur aufs Anſehen hin.“ Dabei hatte er in das Lagerzelt, in dem er ſich eben befand, eine Anzahl junger Polen, die er mit ſeinen eigenen Kindern erziehen läßt, berufen, und ſie dem Fremden gezeigt, lächelnd beifügend: „Sie ſehen, daß ich noch nicht alle aufgegeſſen ha„be“. — Dieſe Worte bedürfen keiner Erläuterung, — aber immerhin muß man zugeſtehen, daß Kaiſer Nikolans gewichtige und edle Beweggründe für den Wunſch hat, daß helle Köpfe ſeine Reiche beſnchen, und durch eigene Anſchauung kennen lernen. (Schluß folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

III. Statthalter Michael Tacon auf Cuba.

Seit 2 Jahren beſitzt die Inſel Cuba einen Gouverneur mit perſönlichen Eigenſchaften, dergleichen man ſehr ſetten in ſpan. Colonien findet; es iſt der General Don Miguel Tacon. Seine Vorgänger folgten der abwaltenden Umſtände wegen einem bloſen Schlendrian, oder ſtellten aus ſchuldhafter Weichlichkeit ihre Macht in den Hintergrund. Allein während die Staatsgewalt aus Furcht, die Cubaner aufzureitzen, welche darauf dachten, die Colonien des feſten Landes nachzuahmen, immer mehr in Ohnmacht dahin ſank, oder feig ſchlummerte, erhoben heftige und wilde Leidenſchaften das Haupt. Die Umgebungen der Städte, beſonders der Hauptſtadt, waren mit Böſewichtern angefüllt. Nach Sonnenuntergang verwandelten ſich die Straßen von Havanna in wahre Mördergruben. Die ganze Nacht hindurch vernahm man den Ruf: Diebe! Mörder! Auf unbegreifliche Weiſe ertrugen die Bewohner dieſe Tyrannei der Räuber, und beſchränkten ſich darauf, von der Obrigkeit Hilfe zu verlangen, welche ihnen einmal durch den Mund des Gouverneurs autworten ließ: Machet es wie ich, und geht des Abends 7 Uhr zu Bette. Man verfolgte die Verbrecher nicht, und wenn man ihnen auch bisweilen den Proceß machte, ſo fehlte es am Ende an Vollziebung des Urtheils. Richter und Gefängnißwärter lieſſen die Gefangenen um einige Unzen los. Das Räuberhandwerk war einträglich und anſehntich geworden. Kaum wagten es die Opfer Klage zu ſtellen, und wenn es auch trotz der Furcht, die Rache der Banditen gegen ſich zu erwecken, einmal Zeugen gab, ſo fürchtete man auf der andern Seite wieder den Schutz der Gerichte ſelbſt, weil ein Criminalproceß für den Ankläger zu ungeheueren Koſten führen kannte.

General Tacon benahm ſich gleich bei Uebernahme ſeines Amtes wie ein Mann, dem es Ernſt iſt, dem Unweſen der Räuber und Meuchelmärder ein Ende zu machen. Er vergoß kein Blut, nur einige Köpfe wurden in einem eiſernen Käfig auf der Promenade von La Punta ausgeſtellt, welche des ſchauerlichen Schauſpiels ungeachtet nichts an ihrer Frequenz verloren. Er erließ ein Dekret gegen das Herumſtreunnen, und verbot Jedermann, reich oder arm, bei Strafe von gezwungener Arbeit, verborgene Waffen zu führen. Täglich zagen zahlreiche Patrouillen herum, wovon der Statthalter oft ſelbſt die Leitung übernahm. Verdächtig herumſtreifende Perſonen wurden durchſucht. Fand man einen Dolch oder ein Meſſer (Contelas) bei ihnen, ſo mußten ſie die Nacht auf der Feſtung de la Cubana zubringen. In 8 Tagen, ja ſogar oft des andern Tags, ward ihnen der Prozeß gemacht; der Verurtheilte erhielt eine Kette an den Füßen. Ferner verbot er, den Anklägern die Koſten der Criminal-Prozeſſe aufzubürden, und machte die betreffenden Beamten für die genaueſte Vollſtreckung der richterlichen Urtheile verantwortlich. Einſt entwiſchte ein verurtheilter Bandit, man ſah ihn wieder auf der Landſtraße, dem Schauplatz ſeiner Unthaten. Der General Tacon erhielt Wind von einer freundſchaftlichen Uebereinkunft, welche deſſen Verwandte und Mitſchuldige mit einem der vorzüglichſten Beamten getroffen hatten; ſogleich wurde dieſer Beamte abgeſetzt, und mußte ſofort im Gefängniß die Stelle ſeines Schützlings einnehmen.

Nachdem der General in der Hauptſtadt und deren Umgebung eine Geſellſchaft von 2000 Taugenichten geſammelt hatte, ſo dachte er darauf, ſie nützlich zu machen; in unſerm Jahrhundert dürfte man auch ſchwerlich geneigt ſeyn, 2000 ſtarke und geſunde Menſchen zu ernähren, ohne ſie zu irgend einer Produktion zu veranlaſſen. Er verwendete daher die Galeerenſträflinge zu öffentlichen Arbeiten; ſie mußten auf den Straßen Steine ſchlagen, Wege macadamiſiren und reinigen, Heerſtraßen, Promenaden, ein großes Gefängniß, dann Abgüſſe, woran es in Havanna gänzlich fehlte, und Waſſerleitungen herſtellen. Er ſchloß die Spielhäuſer, verbot in Privathäuſern das leidenſchaftlich beliebte Hazardſpiel Le Monte. Die Uebertreter mußten Geldſtrafen erlegen, welche zur Unterhaltung der öffentlichen Arbeiten verwendet wurden, daher koſtet auch der größte Theil der von General Tacan hergeſtellten Baulichkeiten dem Staatsſchatze beinahe nichts. Zugleich berechtigte er einige Geſellſchaften, Märkte und andere öffentliche Anſtalten zu errichten. Endlich ſoll unter ſeiner Leitung eine Eiſenbahn gebaut werden, um Havanna mit Guines, welcher Ort in Mitte von Cuba liegt, zu verbinden.

Die Spanier mögen ein großes Volk ſeyn, aber Sinn für Verbindungsſtraßen beſitzen ſie nicht; auf Cuba kümmern ſie ſich eben ſo wenig, als anderswo, um gute Transportwege; ſie kennen deren Vortheile nicht. Es würde ein Leichtes ſeyn, die Hauptſtadt und den Zuckerdiſtrikt von St. Markus zu verbinden; der Boden iſt eben, und an Steinen fehlt es nicht. Bis auf den heutigen Tag haben ſie nicht einmal daran gedacht, obgleich zur Regenzeit jede Verbindung mit der innern Inſel abgeſchnitten iſt. Der Transport einer Kiſte Zucker in einen Hafen kommt höher zu ſtehen, als von da nach Europa. Die Herſtellung von Eiſenbahnen und ſonſtigen guten Wegen dürfte in der Induſtrie von Cuba eine Revolution mit den beſten Folgen herbeiführen. Von der Thatkraft des Generals läßt ſich übrigens noch vieles erwarten. Die übrige amerikaniſche Bevölkerung unterſcheidet ſich weſentlich van den Spaniern, und hauptſächlich von den ſpan. Creolen. In den nordamerikaniſchen Staaten wird man ſich ſchwerlich von einer Stadt einen Begriff machen können, welche bei einer Bevölkerung von 130,000 Seelen und einer Beſatzung von 10,000 Mann vor den Dolchen der Mörder zittert. Dagegen iſt auch ein nordamerikaniſcher Gouverneur himmelweit von einem ſpaniſchen verſchieden. Mag indeſſen immer zwiſchen einem Gouverneur von Ohio,

Digitized by Google

von Virginien und dem General Tacan ein groſer Abſtand obwalten, ſa iſt er doch ein Gauverneur, welcher wirklich gouvernirt oder regiert. Er iſt Deſpot, Paſcha ader Satrap, allein aufgeklärter Deſpat, ein Paſcha, welcher die Inſel der Civiliſation entgegenführt, endlich ein gerechter, wachſamer und feſter Satrap. Er befehligt das Heer, beaufſichtigt die Finanzen, ertheilt Gerechtigkeit, iſt Graßrichler und Geoß-vollzieher. Er wacht für die Sicherheit des Staats, für die Reinlichkeit der Straßen, und iſt aft Schiedsrichter in häuslichen Angelegenheiten; um alle Machtvollkammenheit in ſeiner Perſan zu verbinden fehlt ihm blas das oberſte Prieſterthum. Während ein nordamerikaniſcher Gauverneur, um der Demakratie zu ſchmeicheln, gezwungen iſt, einen ſchmutzigen Hut und einen abgeſchabten Rock zu tragen, und in einem Wagen mit einem einaugigen Pferde beſpannt zu reiſen, erſcheint der General im Oeffentlichen niemals Anders, als im vallen Anzuge eines Generals, umgeben von ſelnen Adjutanten, und einer Abtheilung feuriger Cavallerie begleitet. Auf den öffentlichen Spaziergängen genießt er das Varrecht in einem vierräderigen Wagen zu fahren, während alle Havanner ſich mit der Velante, einem Fuhrwerk mit 2 Rädern, und einem Pferde begnügen müſſen. Er iſt der Alter Ego des ſpan. Königthumes, daher van dem Glanze der Macht umſtrahlt, und mit großen Vorrechten ausgeſchmückt. Die Spanier gehören zu den Völkern, wo ein Bauernkänig nicht wahl möglich iſt. Es gleicht einem arabiſchen Pferde; um ſich gerade zu halten, muß es von Zeit zu Zeit den Reiter fühlen, den Zügel und Sporn empfinden.

Die Runkel-Rüben-Zuckerfabrikation.

I. Die Arnoldiſche Runkel-Rüben-Zuckerfabrik in Gotha, nebſt Bemerkungen über die inländiſche Zuckerfabrikation überhaupt.

△ Gotha im Auguſt 1836. Bei dem allgemeinen Intereſſe, welches die Runkelrübenzuckerfabrikation in ganz Deutſchland findet, wird es vielen unſeree Leſer nicht unangenehm ſeyn, genauere Details über die Entſtehung und Einrichtung der Zuckerfabrik van den verbundenen Handlungen Ernſt Arnoldi's Söhne und J. G. Arnoldi und Söhne, in Gatha zu erfahren, deren Gebäude in graßartigem Maßſtabe auf dem Schlichteuhofe bei Gatha ſich erheben, und bald ihrer Vollendung nahen. Wir legen dabei eine eben erſt erſchienene Broſchüre des Raths Arnoldi*), welche zunächſt als Schreiben an den Herzag von Sachſen-Caburg und Gatha gerichtet iſt, zu Grunde, ſind aber durch reichliche Privatmittheilungen in den Stand geſetzt, die darin enthaltenen Angaben weſentlich zu ergänzen und zu erweitern.

Der Rath Ernſt Wilhelm Arnoldi, welchee mit ebenſo viel durchdringendem Scharfſinn als uneigennütziger Geſinnung die auf Oeffentlichkeit und Gegenſeitigkeit gegründeten Feuer- und Lebensverſicherungsbanken füe Deutſchland ins Leben gerufen und dadurch in einer Reihe von Jahren unſerm Vaterlande große Summen erhalten hat **), hatte ſchan ſeit längeree Zeit auf die Fortſchritte der Zuckerbereitung

*) Der vollſtändige Titel iſt: „Die Begründung und Verbreitung der Zuckergewinnung aus der weißen ſchleſiſchen Runkelrübe in Deutſchland, angedeutet in einem Schreiben der Unternehmer der Zuckerfabrik zu Gotha, an Se. Durchl. den regierenden Herzog von Sachſen-Cobnrg und Gotha. Mit Vorwort von Matthieu de Dombasle und Auszügen aus deſſen Schriften und aus dem Dictionary of Commerce von M. Culloch. Nebſt Marggrafs (wohlgetroffenem) Bruſtbilde. Weimar, W. Hofmann. 1837.

**) In Anerkennung dieſer Verdienſte des Rathes Arnoldi hat

aus Rüben ſein beſonderes Augenmerk gerichtet. Noch war in Deutſchland nicht die lebhafte Theilnahme füe dieſen neuen Gewerbszweig erwacht. Während in Frankreich mehr als 400 Rübenzuckerfabriken beſtehen, welche jährlich mehr als 60 Mill. Pf. Zucker liefern *), wäheend in Böhmen ſeit 1832 allmählig 12 — 16 Fabriken entſtanden, während in Rußland die Zahl der Fabriken bis auf 80 geſtiegen iſt, die, wie man behauptet, den achlen Theil des Zuckerbedarfs dieſes graßen Reiches decken, waren in Deutſchland nur 5 kleine Fabeiken verſuchsweiſe errichtet worden; dagegen betrug die Zahl dee Raffinerien indiſchen Zuckers in den Zollvereinſtaaten einige Hunderte. Der Grund einee ſolchen Lauheit bei einem für das geſammte Deutſchland ſo wichtigen Gewerbszweig lag in dem Zweifel Vieler, daß in Deutſchland gleiche Erfalge, wie in Frankreich, bei der Zubereitung aus der Rübe zu erzielen ſein möchten. Dieſe Zweifel ſchwanden bei Arnoldi beſonders durch die in Rußland gemachten Erfahrungen, welche zur Genüge zeigten, daß in nördlichern Gegenden der Rübenbau aft beſſere Reſultate liefert, als in Frankreich, ja daß der Zuckergehalt dee Rübe in denſelben den in Frankreich erzielten noch übertrifft.

Dieſe Erfahrungen bewogen den Rath Arnoldi ſafort Verſuche im Kleinen anzuſtellen. Im Jahre 1835 bepflanzte er mehrere Ackee im Brachland am Gallberge bei Gotha mit der bis daher hiee unbekannten ſchleſiſchen weißen Runkelrübe und der Ertrag dee Ernte übertraf mit Rückſicht auf die trockene Witterung des verflaſſenen Jahres die gehofften Erwartungen. Der Ackee lieferte zwar nur gegen 76 Centner, dagegen war der Zuckergehalt der Rüben ungewöhnlich graß. In dee Zwiſchenzeit hatte Arnaldi auf ſeine Koſten die Fabriken in Darmſtadt und München, desgleichen in Böhmen beſuchen laſſen, um die ſelbſt gemachten Erfahrungen zu benutzen; auch von Paris aus hatte ein deutſcher Palytechnicker für Rechnung der hieſigen Fabrikunternehmee die franz. Fabriken zu gleichem Zwecke bereiſt. Nach der Rückkehr der Reiſenden wurden in einer, dem Handelshauſe Arnaldi zugehörigen Farbenfabrik bei Remſtädt, nahe bei Gatha, Anſtalten getroffen, um auf dem Grund dee eingeſammelten Erfaheungen die geernteten Rüben zu Zuckee zu verarbeiten, und noch im Oktober deſſelben Jahres war der ſchönſte Runkelrübenzucker **) dargeſtellt und dee eeiche Zuckergehalt der Rüben erwieſen.

In dieſee Zeit geſchah es, daß Dr. Zier in Zerbſt, welcher mit Hanewald in Quedlinbueg eine Runkelrübenzuckerfabrik errichtet hatte, bei der Gewinnung des Zuckers aus Rüben ein Verfahren erfunden hatte, welches an Sicherheit und Ertrag alle andern bisher bekannt gewardenen Methoden weit zu übertreffen verſprach.

Dr. Ziee, dem die hochherzige Geſinnung Arnaldi's wohl bekannt war, bewies dieſem das ſeltene Vertrauen, daß ee ihn einlud, nach Quedlinburg zu kammen und ſich van der Varzüglichkeit der neuen Methode durch den Augenſchein zu übeezeugen; zugleich bat er ihn, die Verbreitung derſelben durch ganz Deutſchland von Gotha aus zu übernehmen. Ein Bruder des Raths Arnoldi, dee ſelbſt

ihm auch ſein Landesfürſt das Verdienſtkreuz des Sachſen-Erneſtiniſchen Hausordens verliehen.

*) Ein merkwürdiger Triumph für die Manen Napoleons iſt es, daß auf dem Schlachtfelde von Waterloo in dieſem Jahre eine große Menge Rüben für eine daſelbſt von einer Aktiengeſellſchaft errichtete Rübenzuckerfabrik gebaut wird.

**) Dem Einſender dieſes wurde eine Probe dieſes Zuckers mitgetheilt und er kann verſichern, daß dieſelbe nichts zu wünſchen übrig läßt.

Digitized by Google

Techniker iſt und auch ſchon Zucker aus Rüben bereitet hatte, übernahm die Reiſe nach Quedlinburg. Sowohl die beſtimmte Erklärung dieſes, als auch die gleichzeitig eingegangenen Berichterſtattungen der nach Böhmen und Frankreich geſendeten Chemiker konnten die Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit der neuen Verfaheungsart bei Arnoldi hervorbringen. Er ging daher in die Vorſchläge von Zier ein, und ſuchte deſſen Methode nach beſtimmten Grundſätzen für ganz Deutſchland nutzbar zu machen. Auf dem Weg der Privatcoerreſpondenz, welche auf die deutſchen Bundesſtaaten und ganz Preußen, mit Ausſchluß der öſterreichiſchen Monarchie, ausgedebnt wurde, wurde die Errichtung von 100 Fabriken zu Stande gebracht; deren Unternehmer ſich zur Geheimhattung des Zier'ſchen Verfahrens verpflichteten, und dem Dr. Zier den geforderten Preis für die Mittheilung ſeines Geheimniſſes zugeſtanden. Sa entſtand der Verein zur Beebreitung der Runkelrübenzuckerfabrikation nach bee Zier'ſchen Methode in Deutſchland, dem mit Recht die Benennung „der deutſchen Zuckerhanſa" beigelegt worden iſt. Sein Zweck iſt die Verbreitung der Erfahrungen und Verbeſſerungen der Vereinsmitglieder unter einander, auf welchem Wege die möglichſten Fortſchritte in Anwendung des Verfahrens in der kürzeſten Zeit gemacht werden dürften.

Als unerläßliche Bedingung war für jedes einzelne Fabrikunternehmen feſtgeſetzt, daß es einen Bereich von je 100,000 Seelen nachweiſen mußte; dieß war nathwendig, wenn die Fabriken nicht gleich bei ihrem Entſtehen zu Grunde gehen ſollten, weil die Herbeiſchaffung des nöthigen Materials (von Rüben und thieriſcher Kohle) die Grundbedingung des Fortbeſtandes der Fabriken iſt. Auf dieſen Punkt nun weiſet auch Arnaldi in ſeinem, an den Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha gerichteten Schreiben beſonders hin, deſſen Zweck eben iſt, der Arnoldiſchen Fabrik eine Conceſſion für den alleinigen Betrieb einer ſolchen Fabrik im Herzogthum Gotha auf eine kleine Reihe von Jahren zu erwerben. Von der Weisheit des Gouvernements läßt ſich auch eine beifällige Reſolution mit Sicherheit erwarten, da ahne eine ſolche dies mit vielen perſönlichen Opfern begonnene, und anſehnliche Fonds in Anſpruch nehmende Werk gehemmt werden würde. Auch liegt klar am Tage, daß eine derartige Begünſtigung dem Ackerbautreibenden keinen Nachtheil, vielmehr durch Befeſtigung des großen Unternehmens nur Gewinn bringt. Denn wenn bei irgend einer Fabrikation das wechſelſeitige Intereſſe für Produtenten und Fabrikanten gleich iſt, ſo iſt dies bei der Rübenzuckerfabrikation der Fall, welcher gegen das concurrirende Ausland Schutz und innerhalb der Zollgrenzen die freie Bewegung zu Statten kommt, deren ſich auch der Landwirth zu erfreuen hat; dieſer wird durch vorerwähnte Conceſſion keineswegs gehindert, ſeine Rüben über die Grenzen des gothaiſchen Gebietes zu verkaufen. Nur durch reichliche Production der Rüben wird die Fabrikation möglich gemacht, nur durch den guten Preis, den der Fabrikant bietet, der Ackerbautreibende zum Anbau der Rüben aufgemuntert. Indem dieß Arnoldi wohl erwog, ſetzte er auch keine Preiſe feſt, ſondern machte ſie von dem Ertrag der Ernte abhängig. Uebrigens thut er alles, um möglichſt viele Landwirthe zum Anbau der Rüben anzutreiben. Er vertheilte die Kerne zu Einkaufspreiſen (die ſich beim ſpätern Steigen derſelben wie 1:3 verhielten), er ließ nach den in Frankreich und anderwärts gemachten Erfahrungen eine Anleitung über den Anbau der Rüben drucken und austheilen, ja er ſetzte Prämien in Belauf von 200 Thalern zur Belohnung an die Oeconomen aus, welche die beſten Rüben nach Vorſchrift liefern würden. Der Erfolg war, daß Contracte auf den Ertrag von Rüben auf 600 Margen Landes abgeſchloſſen wurden, welche eine Ausſicht auf eine Ernte von 5 — 6 Millionen Pfund gewähren. Dieß würde auch dem ohngefähren Bedürfniß der Fabrik für den Anfang entſprechen, die darauf berechnet iſt, täglich 500 Centner Rüben, in einer Campagne *) 10 und mehr Millionen Pfund zu verarbeiten. (Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Δ Erlangen, 8. Sept. Man muß thalaufwärts, d. h. von Norden her in Erlangen einziehen, um gleich vorn herein das ganze daſige Leben in zwar kurzen, aber deſto kräftigeren Umriſſen vor Augen zu haben, ein Leben, das mit nur wenigen Nuancirungen in Müh' und Luſt beſteht. Zuerſt die berühmte Fiſcher'ſche Folienfabrik, deren links aufgeführte Neubauten wohl dem Canalbett werden weichen müſſen, dann zwei Tuch- und Papierfabriken, und in allen dieſen Werken eine Maſſe von Menſchen, die wir elend nennen würden, wüßten wir nicht, daß die wohlthätige Natur jedem derſelben in ſeinem Magen eine Dampfmaſchine gegeben hat, die ihn nicht ruhen und raſten läßt, bis er das Bischen Brod verdient hat, mit welchem er ſich und die Seinigen immer noch leidlich über Bord erhält. Aber hart an dieſen Stätten emſiger Betriebſamkeit, und zwar am Fuß eines wunderlieblichen Privatberggartens, deſſen Beſitzer liberal genug iſt, um ihn für Heimiſche und Fremde zum öffentlichen zu machen, erhebt ſich auch ſchon zu beiden Seiten der Straße die altbekannte Windmühle als Doppelwirthshaus, dem zur Rechten bald ein zweites folgt, während links unter dem Schatten mächtiger Eichen und Linden eine Reihe von Kellern beginnt, um welche Erlangens Brauer ſelbſt von den Gewerbsgenoſſen Münchens beneidet werden dürfen, die wohl Hunderttauſende auf ihre rieſigen Bierfeſtungen zu wenden, aber doch im Innern derſelben die einem Bierbachustempel unentbehrliche Friſche nicht zu erzielen vermochten. Wärſt Du, lieber Leſer, vor wenigen Wochen endlich durch ein hochgethürmtes Thor, auf deſſen Spitze aus vorbayeriſcher Zeit noch der brandenburgiſche Adler thronet, in das Innere der Stadt eingetreten, ſicher hätte Dich eine ganz außergewöhnliche militäriſche Regſamkeit mehr an eine Garniſon als an den Muſenſitz erinnert, und während der ſich wiederholenden Nachtmuſiken bei deutſchem Fackellicht und griechiſchem Feuerſchein würde nicht viel gefehlt haben, daß Dir Erlangens Hauptſtraße wie ein Kaliſch en miniature vorgekommen wäre. Wir Erlangee ſind jedoch, gerade ſo wie manche Sylben nach altüblichem Ausdrucke auctoritate kurz oder lang ſind, ungemein höflich, ohne daß man bei genauer Unterſuchung erfährt, woher ſich dieſe Tugend ſchreibt, ſomit hätte Dir jeder geſagt, daß man den Uebergang des Landwehrbataillonskommando's in neue, bewährte Hände militairiſch feiere. Aber wie ſoll, wer dem Biergram iſt, ſeine Abende in Erlangen zubringen? Alle gute Mächte wollen verhüten, daß ſolcher Grämlinge viele zu uns kommen; aber geſetzt auch, haben wir nicht immer ein Theater und manchmal auch eine ſpielende Truppe? Noch ſind's wenige Wochen, ſeit Hugo's ſchrecklicher Glöckner von Notre Dame zu ungetheiltem Beifall ſo erſchrecklich gegeben worden iſt, daß er zwei Tage darauf, zwar bei völlig leerem Haus, dagegen auf allgemeines Verlangen wiederholt werden mußte. Aber welch' ein Jugendſtreich der hehren Melpomene iſt es auch, einer nicht biergramen Stadt bei der unerträglichſten Hitze zuzumuthen, die brettermen Kunſttempel den gewölbten Bierkellern vorzuziehen. Und dennoch hätten wir während der letzteren Zeit faſt den Muth zum Ausflug auf dieſelben verloren, ſo toll ging's in der Stadt und in der Umgegend her mit tollen Hunden. Dank ſei der energiſchen Thätigkeit der Behörden, ein Menſchenleben iſt nicht gefährdet worden. Aber ſollten nicht Zeiten, wie die jetzige, auch anderwärts und vorzüglich auf Dörfern und in Landſtädten zu ſtrengeren Maßregeln gegen den vielfachen Hundeunfug, dem nur hohe Beſteuerung Einhalt thun kann, auffordern? Doch auch in größeren Städten und ſelbſt in München, wie wir uns haben ſagen laſſen, ſoll die Kynomanie, um durch ein fremdes Wort die Sucht zu bezeichnen, mit ein zwei drei und noch mehr ungezogenen Beſtien Straßeauf Straße ab zu ziehen, durch alle Bevölkerungsklaſſen außerordentlich überhand genommen haben. Welche Unfälle müßte da ein Ausbruch der Hundswuth zur Folge haben!

Räthſel.

Erringſt du 's über dich, ſo iſt ein Held vor dir noch klein,
Drehſt du's herum, ſo ſpringt's behende über Stock und Stein.

W.

Auflöſung der Charade in Nro. 10: Schwertlilie.

*) So nennt man die Zeit der Fabrikation. Sie beginnt im Oktober und wird ſo lange fortgeſetzt, als noch Rüben zu verarbeiten ſind, die in mit Stroh und Erde bedeckten Haufen über der Erde während des Winters im Freien aufbewahrt werden.

Die Biene
Bamberger Sonntagsblatt.

1836. N. 12.

Abſchied von den Heilbädern.

Lebt wohl an euren Uenen, ihr Najaden,
Des Heilquells Spenderinnen, ledet wohl!
Ihe hadt der Gäſte viele eingeladen,
Sie ſageu euch ein dankend „Lebewohl!"
Und ſingt die Nachtigall dee Liebe Lieder,
Kehrt mancher Freund zu euren Geotten wieder.

Dank euch! Ihr ſcheukt den Nerven neue Kräfte,
Wenn Hand und Fuß den regen Dienſt verſagt;
Dem Blut verleiht ihre friſche Lebensſäfte,
Wenn langes Siechthum an dem Korper nagt;
Und iſt der Geiſt in Trübſinn ſchier veeloeen,
Ihr ſchafft ihm Heiterkeit, wie neu geboren.

Und nah und feen, in Thälern und auf Höhen,
Wo die Natur zu Frohgenüſſen winkt,
Wenn taue Lüſtchen in den Wipfeln wehen,
Und mancher Kranke die Geneſung trinkt,
Da ſieht man ringsum Menſchenſchaaren waudern
Zue Luſtpartie von einem Ort zum andern.

Auch ſchwinget ſich beim Klange ſüßer Lieder,
Wenn Luna ihr verklärtes Antlitz zeigt,
Die Liebe von dem Aether ſanft hernieder,
Im linden Säuſeln, heit'een Blickes neigt
Sie ſich heeab zu Scherz und trautem Koſen,
In zarter Hand Vergißmeinnicht und Roſen.

Die Freude zieht zu Spiel und Tauz bei Feſten
So gern in euee Grotteuhallen ein,
Sie reicht den Blüthenkranz den munt'ren Gäſten,
Und labee ſie mit ihrem Nektarwein.
Das Schöne ſieht man maglſch ſich entfalten
Im Wounekreis mit lieblichen Geſtatten.

Drum Dank euch, Gütige! In euren Auen
Rinnt ewig friſch dee Ledensfülle Quell;
Es weicht der Schmerz, und die Geneſ'nen ſchauen
Entzückt die Schöpſung wieder ſonnenhell.
Ledt wohl an eueen Urneu, ihe Najaden!
Die Roſſe eilen nach der Heimath Pfaden.

Meiningen. Dr. J. E. Ihling.

Biographiſche Denkmale.
II. Franz Ludwig von Erthal,
Fürſtbiſchof zu Bamberg und Würzburg.

Der Geburtstag eines Mannes, der durch ſeine großen Tugenden als Menſch und Regent das Intereſſe der ganzen Menſchheit im hohen Grade in Anſpruch nimmt, eines Mannes, der ſeiner Zeit und ſeinem Volke als leuchtende und wärmende Sonne aufging, deren ſeanende Wirkungen noch die ſpaten Enkel empfinden, iſt ein Feſt der Liebe und Dankbarkeit, deſſen Feiez zu den theuerſten Pflichten der Zeitgenoſſen, wie der Nachkommen gehört. Den ehemaligen Fürſtenthümern Bamberg und Würzburg, dem geſegneten Frankenlande wae das Glück beſchieden, einen Regenten und Landesvater zu beſitzen, deſſen Weisheit und Güte noch jetzt in zahlreichen edlen Früchten ſich bewährt, und deſſen Andenken ſortlebt in ſeinen Thaten, wie in den Herzen ſeiner Nachkommen, obwohl Einhundert und ſechs Jahre Menſchen und Ereigniſſe zwiſchen ihn und dieſe geſtellt haben, die vorher kaum in Jahrtauſenden aufgetreten waren. Ihm widmen wir dieſe Zeilen, ein ſchwaches Opfer freudig dankbarer Huldigung für Sein thaten- und ſegenreiches Leben.

Franz Ludwig, aus dem reichsfreiherrlichen Geſchlechte deren von Erthal, wurde den 16. Sept. 1730 zu Lohr, einem Städtchen im Speſſart geboren. Sein Vater, Chriſtoph Freiherr v. Erthal, ſoll unter den Staatsmännern der damaligen Zeit einen nicht unbedeutenden Rang eingenommen haben, ſeine Mutter, aus dem freiherrlichen Geſchlechte Echter von Meſpelbeunn, wae die Nichte des hochgefeierten Fürſtdiſchofs Julius. In ſeinem 9. Jahre erhielt Feanz Ludwig eine Präbende am hohen Domſtifte zu Würzburg, und trat dadurch in die Reihe der dortigen Domizellaren ein. Seine Studien betrieb er an der Univerſität zu Mainz mit ſo ausgezeichnetem Eefolge, daß ee bereits in ſeinem 19. Jahre dieſelben vollendet hatte, und mit den beſten Zeugniſſen nach Würzburg zurückkehrte. Als er darauf der Verbindlichkeit, zwei Jahre lang die Chorſtunden zu beſuchen, Genüge gleiſtet, begab er ſich nach Rom, um dort zu ſeiner weiteren Ausbildung die Vorleſungen der berühmteſten Männee über Theologie, Philoſophie und Rechtskunde zu hören. Von da beſuchte er mehrere deutſche Höſe, beſonders aber Wien, um daſelbſt dee Reichshofrathspraris ſich zu widmen. Nach ſeiner Zurückkunft in Wüezburg wurde er (1763) in ſeinem 33. Jahre wirklicher Domherr, würzbuegiſcher Regierungsrath, und ſpäter Regierungspräſident. Im J. 1768 ſchickte ihn der Fürſtbiſchof Adam Friedrich v. Seinsheim nach Wien, um für ihn vom Kaiſer die Belehnung mit den Fürſtenthümern Bamberg und Würzburg zu empfangen. Bei dieſer Gelegenheit lernte der ſcharfſichtige Kaiſer Joſeph II. die geoßen Kenntniſſe, die glänzeaden Talente und den edlen biedern Charakter Franz Ludwigs kennen und ſchätzen, und ernannte ihn zum wirklichen kaiſeel. Geheimerath, ſpäter im J. 1775 zum Commiſſair bei der Unterſuchung des Reichskammergerichts in Wetzlar, und im J. 1799 zum Concommiſſair auf dem Reichstage zu Regensburg. Als im Februar deſſelben Jahres durch den Tod des Fürſtdiſchofs Adam Friedrich von Seinsheim der biſchöfliche Stuhl von Bamberg und Wüezburg in Erledigung kam, wurde Franz Ludwig am 18. März in Würzburg und einen Monat ſpäter auch zu Bamberg von den geſammten Domkapiteln zum Fürſtbiſchof gewählt.

Als er den doppelt erhabenen Beruf eines Biſchofs und eines Regenten antrat, ſchienen alle ſeine Talente und Tugenden ſich zu erhöhen, und ſeine Kräfte faſt über das Menſchliche hinaus ſich zu erheben. Nur ein Ziel hatte er ſich geſucht, es zu erreichen, war ſein raſtlos feuriges Streben, ſeinetwegen ſcheute er keine Anſtrengung und Mühſeligkeit, verſagte er ſich Ruhe und Lebensvergnügen, ihm opferte er ſeine Neigungen, ſein Vermögen und ſeine Geſundheit — und dieſes große Ziel ſeines unermüdeten Ringens war die geiſtige und leibliche Wohlfahrt ſeines Volkes, die Beglückung ſeines Landes. In Allem was er anordnete erkannte man ſeine ſelbſtändige perſönliche Leitung, immer gieng er ruhig und beſonnen, nie ſtürmiſch zu Werke, ein Schritt bereitete den andern vor, und durch die rechtzeitige Anwendung ſeines Sprichworts: „Eile mit Weile" brachte er es dahin, daß er nie in dem Fall kam, etwas zu wiederrufen und dadurch ſich vor ſeinem Volke bloß zu geben, nirgends vom Anfange bis zum Ende ſeiner Regierung findet ſich eine Inconſequenz. Stets hatte er das Intereſſe aller Stände ſeines Volkes im Auge, keinen bevorzugte er, jedem ließ er gleiche Gerechtigkeit, gleich Sorge, gleiche Liebe angedeihen.

Wir wollen zuerſt die Verdienſte Franz Ludwigs um Kirche und Staat als Biſchof betrachten, obwohl nach ſeiner Regierung und ſeinen Grundſätzen die kirchliche Würde von der weltlichen nicht getrennt war, wie unter andern folgende, von ihm ſelbſt niedergeſchriebene Maxime bekundet: „Ein geiſtlicher Fürſt ſollte ſich in der Regierung „ſeines Landes beſtreben, daß das alte Sprichwort: „Unter „dem Krumſtab iſt gut wohnen" ſich noch heute zu „Tag wenigſtens gewiſſermaßen beſtätigen möge, daher ſeine „Regierung mehr gegen eine väterliche Gewalt als gegen eigentliche ganz weltliche Beherrſchung ſich hinzuneigen ſuche."

Als Oberhirt wollte er, nach ſeinem eigenen Ausdrucke ſeine Herde ſelbſt weiden; er leuchtete ihr nicht allein durch ſeinen reinen fleckenloſen Wandel und durch ſeine Frömmigkeit und raſtloſe Thätigkeit als Muſter vor, und verkündete in den Cathedralen von Bamberg und Würzburg ſelbſt mit dem Feuer der Begeiſterung das Evangelium des Herrn, ſondern ſein Auge drang in die Tiefe der Religion und ihrer Verhältniſſe zum Staate. Wohl erkennend, daß Geſittung und Wohlfart eines Volkes immer Hand in Hand gehen, und daß keine Geſittung ohne Religion beſtehen kann, folglich die Religion eine Grundlage des Staates iſt, mit dem ſie in beſtändiger Wechſelwirkung ſtehe, daß aber anderes Theils wahre Religion und Sittlichkeit ohne Bildung des Volks, ohne Unterricht und zweckmäßige Aufklärung nicht beſtehen kann, wendete er ſein Hauptaugenmerk zuerſt auf die Lehranſtalten und Lehrer des Volkes, namentlich aber auf den Clerus.

Da dieſer ſo mächtig auf das Volk wirken kann, ſo widmete er ihm fortwährend ſeine beſondere Aufmerkſamkeit und ſtrebte deſſen Geiſt auf alle Weiſe zu heben und zu veredeln. Demnach ſuchte er Pfarrer und Kapläne ſelbſt kennen zu lernen, ſich von ihren Kenntniſſen und Verhalten ſelbſt zu überzeugen, lobte die Eifrigen und ſpornte den Eifer der Saumſeligen durch väterliche Ermahnungen oder ernſte Zurechtweiſungen; gab ihnen Preisfragen über die Gegenſtände ihres Berufes auf und lohnte die Löſenden freigebig aus ſeiner Privatkaſſe. Vorzügliche Sorgfalt verwendete er auf die Heranbildung des jungen Clerus, deßwegen beſuchte er öfters die Seminarien zu Würzburg und Bamberg, unterhielt ſich mit den Alumnen über ihren Beruf, hörte ihre Kanzelvorträge an und ermunterte ſie in jeder Art. Mit dem Seminarium in Würzburg nahm er eine Reform vor, indem er es nach den beſten Anſtalten der Art in Deutſchland und Frankreich einrichtete; er ſtiftete in Bamberg und Würzburg die Lehrſtühle über Pädagogik, Kanzelberedſamkeit und Katechetik und beſetzte ſie mit den tüchtigſten Männern des In- und Auslandes.

Nicht minder eifrig ließ er ſich das andere Beförderungsmittel der Volksbildung die Schulen angelegen ſein. Schon in den erſten Jahren ſeiner Regierung durchreiſte er ohne Prunk ſeine beiden Diözöſen; die entfernteſten Gegenden, die beſchwerlichſten Wege konnten ihn nicht abhalten, den Zuſtand und die Mängel ſeines Landes näher kennen zu lernen und ihnen abzuhelfen. Auf den Zuſtand der Kirchen und der Schulen richtetete er bei dieſen Reiſen, die er, ſo lange ſeine ſchwächliche Geſundheit es ihm erlaubte, fortſetzte, dann dem würdigen Weihbiſchofe Fahrmann übertrug, ſein Hauptaugenmerk. Er wohnte den Prüfungen bei und belohnte den Fleiß der Lehrer und der Kinder. So blühten allenthalben neue Schulen empor, verſchwanden kirchliche Irrthümer und Mißverſtändniſſe, und erlangte durch Franz Ludwig die Geiſtlichkeit Frankens in Deutſchland den von da an ihr treu gebliebenen Ruhm gründlicher Kenntniſſe und eines aufgeklärten, vorwärtsſtrebenden Geiſtes.

Die Verdienſte, die ſich Franz Ludwig als Regent erwarb, ſind unſterblich, und auch ſchon von vielen ausgezeichneten Männern gewürdiget worden, uns iſt nur eine kurze Anführung derſelben hier vergönnt.

Franz Ludwig war Selbſtregent im edelſten Sinne des Wortes, er vertraute die Leitung des Staates nicht fremden Händen an, ſondern führte ſelbſt die Ruder deſſelben, ſein prüfender geübter Blick drang in alle Zweige der Staatsregierung, ſeinen Erfahrungen und tiefen Kenntniſſen verdankte ſein Volk eine Reihe von trefflichen Verordnungen und Belehrungen, aber dabei verſäumte er dennoch nie die Rathſchläge ſeiner Gerichtsſtellen und Räthe einzuholen. Durch weiſe Sparſamkeit in der Verwaltung des öffentlichen Schatzes, durch Einſchränkung ſeiner ſelbſt und zum Theil durch Aufopferung ſeines Privatvermögens brachte er es dahin, daß die von ſeinem Vorfahrer ererbten, aus dem ſiebenjährigen Kriege herrührenden Schulden getilgt wurden. Er leiſtete, ohne ſeinem Volke neue Abgaben aufzulegen, 1791 die Kriegskoſten für die Stellung des dreifachen Reichscontingents, verwendete über ¾ Million fränk. Gulden auf Gebäulichkeiten und eben ſo viel zur Unterſtützung ſeiner Unterthanen, und hinterließ bei ſeinem Tode noch eine durch die vorhandenen Naturalien anſehnliche Summe.

Nicht weniger verdient als um die Staatswirthſchaft machte er ſich um die Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege. Er hob die geiſtliche Gerichtsbarkeit auf, ſelbſt bei Eheſtreitigkeiten. Zu Bamberg ließ er unter ſeiner Leitung und mit Zuziehung der oberſten Gerichtsbehörden durch ſeinen geheimen Referendair Pflaum, einen ausgezeichneten Juriſten, einen Entwurf zur neuen bamberg. peinl. Geſetzgebung bearbeiten, welcher die Todesſtrafe verminderte, die Tortur und den criminellen Reinigungseid abſchaffte, die Vertheidigungs-Freiheit erweiterte, die Strafanſtalten verbeſſerte. Er ließ die Geſetze mit der größten Strenge und Unpartheilichkeit handhaben, er beſchleunigte den Gang der Gerechtigkeitspflege, verfolgte die Mißbräuche bei Erhebung der Sporteln; bei Beſetzungen der Gerichtsſtellen beobachtete er die größte Vorſicht, nur Kenntniſſe, Moralität und Verdienſt galten bei ihm, niemals Empfehlungen oder Schmeicheleien, er wollte wo mög-

Digitized by Google

lich alle ſeine Beamten ſelbſt kennen und ſich von ihrer Brauchbarkeit überzeugen, ohne gehörige Prüfung wurde keiner angeſtellt. Eben ſo muſterhaft wie die Juſtitz, war ſeine Polizei. Er ſtiftete Feueraſſekuranzen, Verſorgungs-Anſtalten von Wittwen und Waiſen und Nothleihhäuſer. Um die Verarmung des Volkes von Grund aus zu heben, ſteuerte er dem Müſſiggange und ſtellte die Bettelei ein, indem er Arbeitshäuſer, in denen die rüſtigen Armen beſchäftigt wurden, erbaute, Induſtrie- und Gewerbsſchulen errichtete. Er gab Geſetze über die Anſäßigmachung; um keine fremden Armen ins Land zu ziehen und die Einheimiſchen nicht zu vermehren, ſchaffte er die überflüſſigen Feiertage ab, und hob das verderbliche Lotto auf. Er ſtiftete durch das ganze Land Armenkommiſſionen, bei denen er ſelbſt den Vorſitz führte, und eiferte durch reichliche Gaben aus ſeiner Privatkaſſe den Gemeinſinn ſeines Volkes zur Unterſtützung der Nothleidenden an. Namentlich iſt das Armen-Inſtitut zu Bamberg ſeine Schöpfung, die er durch Vereinigung zerſtreuter Stiftungen und ihrer Renten gründete, dann durch eigene reiche Gaben ausſtattete.

Ein glänzendes Zeugniß ſeiner Weisheit und Vatergüte iſt die auf ſeinen Befehl und unter ſeiner Anleitung verfaßte Armenordnung, Behufs welcher er Preisaufgaben ausgeſetzt hatte, die vom Auslande bewundert, und bis auf die neueſte Zeit vielfach nachgeahmt wurde. Um die Induſtrie in ſeinem Lande zu heben, verbot er die Einführung gewiſſer Produkte des Auslandes, die im Inlande ſelbſt erzeugt wurden, ſetzte Preiſe auf das Emporblühen der Fabriken, der Viehzucht und des Ackerbaues, ließ gemeinnützige Bücher unter das Volk vertheilen, ſendete junge Männer ins Ausland zur Erweiterung ihrer gemeinnützigen Kenntniſſe, ermunterte Künſtler und Handwerker durch Beifall und Belehrungen, und griff ihnen, ſo wie dem Landmanne durch Summen aus ſeiner Privatchatulle unter die Arme.

Eine Hauptangelegenheit *Franz Ludwigs* war die Emporbringung der Bildung und der Wiſſenſchaften in ſeinem Lande; ſie zu befördern ſcheute er keine Mühe und keine Koſten; um ſeine Volksſchulen emporzubringen, ſorgte er vor Allem für zweckmäßige Bildung der Lehrer derſelben, indem er in ſeinen beiden Hauptſtädten eigene unentgeldliche Lehrkurſe für dieſelben theils neu errichtete, theils verbeſſerte. *Franz Ludwig* iſt der Stifter der Gewerbs-Sonn- und Feiertagsſchulen, er iſt es, der zuerſt für die weibliche Jugend weibliche Lehrerinen anordnete, und namentlich Bamberg verdankt zum Vollzuge dieſer Anordnung dem Fürſten namhafte Summen. Mit beſonderer Liebe umfaßte er ſeine Univerſitäten, dieſe Pflanzſchulen alles Edeln und aller wahren Bildung, durch ihn erhoben ſie ſich zu einem Standpunkt nie geahnter Höhe, und die Univerſität *Würzburg* vorzüglich, hat den hohen Ruhm, den ſie erlangte, faſt nur allein ihm zu verdanken. Das zweihundertjährige Säkularfeſt derſelben, dem Abgeordnete von allen Univerſitäten Deutſchlands beiwohnten, feierte er mit ausgezeichneter Pracht und ſolcher Würde, daß die erſtaunten Fremden die Kunde ſeiner Weisheit in ferne Länder brachten. Er errichtete neue Lehrſtühle an ſeinen Univerſitäten, und namentlich iſt bemerkenswerth, daß auf dieſen zu einer Zeit die kantiſche Philoſophie vorgetragen wurde, wo ſie auf manchen proteſtantiſchen Univerſitäten noch für Ketzerei galt. Er ſtiftete in Würzburg das anatomiſche Theater, den botaniſchen Garten, das chemiſche Laboratorium, das phyſikaliſche Kabinet rc. In Bamberg erweiterte er die akademiſche Bibliothek, legte ein Naturalienkabinet an, ließ junge Gelehrte auf ſeine Koſten ins Ausland reiſen, ſich dort für das akademiſche Lehrfach noch weiter auszubilden, und eine große Reihe anderer Verordnungen und Einrichtungen wurde von ihm zum Gedeihen der ſtudirenden Jugend hervorgerufen.

Aber die Werke *Franz Ludwigs*, in denen ſeine reine Menſchlichkeit und Vatergüte im hellſten Lichte ſtrahlte, ſind ſeine Anſtalten und Einrichtungen zum Beſten der *leidenden Menſchheit*, ſeine väterliche Fürſorge für alle *Bedrängten* und *Unglücklichen*. Nur wenige Fürſten mit größern Mitteln haben Aehnliches geleiſtet, *keiner* hat ihn überboten; manche mögen wohl größere Summen zu milden Zwecken hergeſchoſſen haben, aber beſſer und für die Zukunft fruchtbringender gewiß nicht. *Franz Ludwig* verſtand nicht allein zu geben, ſondern auch das *Wann*, *Wie* und *Warum* der Gabe war bei ihm weiſe abgegränzt; *darum* ſteigen auch noch täglich die Dankopfer des Gebetes und der Thränen für ihn empor, *darum* hat auch der Himmel ſeinen Werken Dauer verliehen; trotz der Zeiten Stürme, die ſie umbraußten, trotz der Verheerungen, die die Grundfeſten der Erde erſchütterten, und ewige Reiche aus ihren Angeln drehten, ſtehen ſie feſt — redende Denkmale eines unvergeßlichen *Menſchenfreundes*. Viele ſind den Augen noch ſichtbar, viele leben noch in dankbaren Herzen fort, viele äußern ungeahnt und ungekannt von der Menge ihre ſegnenden Wirkungen auf ferne Geſchlechter. — Zu Würzburg baute er das von ſeinem Oheim errichtete Juliushoſpital großen Theils neu auf, und gab ihm eine ganz neue Einrichtung, ſo daß er mit Recht der zweite Stifter deſſelben genannt werden kann. Die Stiftung eines Waiſenhauſes, des ſogenannten Hoſſpitales daſelbſt, ſo wie das Inſtitut zur Aufnahme und Verpflegung kranker Handwerksgeſellen und Lehrjungen, das ſpäter zu Bamberg ebenfalls eingerichtet wurde, ſind ſein Werk. Auch die Errichtung einer Penſionsanſtalt für die Wittwen und Waiſen der Civilſtaatsdiener, dann die Erbauung eines neuen Kurhauſes in Bocklet, die Verbeſſerung der Saline zu Kiſſingen leiten ihren Urſprung von ihm ab.

Ein unſterbliches Monument hat ſich *Franz Ludwig* durch die Erbauung und reiche Einrichtung des ſchönen Krankenhauſes zu Bamberg aus ſeiner Privatkaſſe geſetzt. Noch heute führt dieſes Inſtitut, in dem Tauſenden von Leidenden Geneſung und Linderung zu Theil wird, ſeinen Namen, obgleich er es zu ſeinen Lebszeiten nicht duldete, ſondern blos die einfachen und bezeichnenden Worte über den Haupteingang deſſelben ſetzen ließ: „Der leidenden Menſchheit gewidmet.“ Bei der feierlichen Eröffnung dieſer Anſtalt, wo ſein Auge von Thränen der Rührung und Freude glänzte, war es, wo er die denkwürdigen Worte ſprach: „Der Fürſt ſey für das Volk, und nicht das Volk für den Fürſten da.“

Aber wie er in ſolchen Anſtalten wirkte über ſeine Zeit und ſein Leben hinaus, und ſelbſt im Tode noch für deren Fortdauer ſorgte, da er die von ihm geſtifteten Armeninſtitute zu Bamberg und Würzburg in ſeinem Teſtamente zu Erben ſeines ganzen Privatnachlaſſes einſetzte, ſo ergriff er nicht minder eifrig jeden augenblicklichen Anlaß, um für ſein Land, und namentlich für Bamberg wohlthuend zu ſeyn. Um der Theuerung vorzubeugen, ließ er Getreidemagazine anlegen, aus welchen die Dürftigen um niedern Preis ihren Bedarf bezogen. Gleiches verordnete er zue Beſeitigung des drückenden Mangels an Brennholz in Bamberg; er ließ aus den fürſtb. Wäldern Voräthe beiſchaffen, und daraus den Dürftigen das Holz unentgeldlich, den Bemittelten um geringen Preis abgeben. In den Kriegszeiten blieben ſeine Unterthanen von Kriegsſteuer frei, indem er die Geiſtlichkeit

Digitized by Google

die Klöſter und Stifter vermochte, den zehnten Pfennig ihres Einkommens zur Erhaltung des Soldatenſtandes abzugeben, und die Laſten der Einquartierung mit dem Bürger- und Bauernſtande zu tragen.

Als im Jahre 1784 die Stadt Bamberg durch die große Ueberſchwemmung hart mitgenommen wurde, forderte er nicht allein die verſchont gebliebenen Unterthanen ſeines Landes zu milden Beiſteuern für die Verunglückten auf, ſondern unterſtützte ſelbſt die Beſchädigten durch alle ihm zu Gebot ſtehenden Mittel. Bei einer im Jahre 1789 in dieſer Stadt entſtandenen Feuersbrunſt ſah man den edlen Fürſten, unbekümmert um die Gefahr, von den einſtürzenden Gebäuden zerſchmettert zu werden, von Straſſe zu Straſſe eilen, ſchnelle Hülfe anordnen zur Thätigkeit ermuntern, die Ordnung aufrecht halten, die Unglücklichen tröſten.

Noch viele dergleichen Züge bietet Franz Ludwigs Leben als Regent und Menſch, und aus ihnen allen tritt ſein Charakter klarer, wie aus jeder andern Schilderung hervor. Doch finde eine Stelle aus der Trauerrede von Leibes für ihn hier nach Platz:

„In ſeinem Äuſſern, ſagt dieſe, lag etwas Edles und Erhabenes, die Würde eines in ſich großen Namens, der ruhige Ernſt des Herrſchers durch Güte gemildert. Die Achtung welche man ſeiner Privatperſon leiſtete, hielt derjenigen das Gleichgewicht, die man ſeiner öffentlichen Perſon ſchuldig war. Seine Fürſtentugend gründete ſich auf die unerſchütterliche Tugend ſeiner Privatperſon. Er ließ ſeine hohen Gefühle und Fürſtenempfindungen in das Gebiet ſeiner Unterthanen herab, ſo daß ſich die ihrigen an die Seinen anſchlieſſen und ſie auch die Seinigen mit ihm theilen konnten. Hold und menſchenfreundlich kam er denen entgegen, die ſeiner Hilfe bedurften. Seine Güte flößte ihnen Vertrauen ein und ſie gingen mit der Zufriedenheit hinweg, ihre Leiden einem Herzen geklagt zu haben das Gefühl für ſie hatte." — „Er hatte Schonung und Nachſicht mit den Gebrechen der Menſchen, mit ihren Vorurtheilen, Leidenſchaften und Uebereilungen. Sein etwaiger Unwille war vorübergehend und ohne Rache. In ihm konnte wohl der Staat oder die gute Sache, ſelten aber ſeine Perſon beleidigt werden.

So war Franz Ludwig. Mit Staunen blicken wir zurück auf das viele Große und Edle, das ſeine Weisheit mit kleinen Mitteln hervorgerufen hat, mit Wehmuth aber auf die Entwürfe, die in ſeiner Seele ſchlummerten und auch zum Ruhm und Wohl ſeines Landes wären ausgeführt worden, wenn ihn der Tod nicht zu frühe abgerufen hätte? —

Franz Ludwig beſaß einen von Natur geſunden Körper, aber die unermüdete Anſtrengung mit der ſein ſtarker, immer reger Geiſt den Körper vorwärts ſpornte, ihm Ruhe und Schlaf verſagte, die Regierungsſorgen, denen er ſich hingab, die beſchwerlichen Viſitationen, die er in der rauheſten Witterung zu Pferde vornahm, hatten bald ſeine Geſundheit untergraben. Eine Lungenentzündung, die er ſich durch Erkältung zugezogen, wurde zwar geheilt, ließ aber eine totale Schwäche des Nervenſyſtems zurück, in Folge deren er am 14. Februar 1795 in ſeinem 65. Jahre nach einer 16jährigen Regierung zu Würzburg ſtarb.

Als die Kunde von ſeinem Tode erſcholl, breitete ſich ſtille, ernſte Trauer über Stadt und Land; aber bald brach ſie in lauten Jammer und Wehklagen aus, denn der Wohlthäter der Armen und Waiſen, der Beſchützer der Unterdrückten, der Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, der Vater ſeines Volkes war nicht mehr! Vielen dünkte es unglaublich, daß ſo reiche und große Tugenden ſo ſchnell von der Erde entſchwunden ſein ſollten.

Doch bei Allen lebte er fort in ſeinen Werken, ſeinen Grundſätzen, und obwohl ein Jahrhundert vorüber gegangen ſeit dem Tage ſeiner Geburt, und bald ein halbes Jahrhundert ſeit dem ſeines Todes, ſo iſt das Andenken an Ihn eben ſo geliebt, geehrt, geſegnet, als wenn ſtatt ſeiner unvergänglichen Thaten und Stiftungen noch Er ſelbſt unter uns wandelte und wirkte. Denn:

Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan.
Der hat gelebt für alle Zeiten!

Bamberg, am 16. Sept 1836. (Alois Rauch.*)

Korreſpondenz.

** München, 9. Sept. Die Abweſenheit des Allerhöchſten Hofes macht ſich für unſere Königsſtadt ſehr fühlbar, wenn nicht das Zuſtrömen vieler Fremden dem Leben periodiſch einige Bewegungen verſchafft.

Die neu erſtehenden Dome, Paläſte und Denkmäler — unter den letzteren beſonders die koloſſale Reiterſtatue des mit Recht ſo genannten Großen Maximilian I.; die ihrer Vollendung immer nähere, kunſtvolle Ausſchmückung der Allerheiligen Kirche, die von Fremden nicht genug bewundert werden kann; das raſche Vorſchreiten der herrlichen Ludwigskirche und die Anfänge der majeſtätiſchen Baſilika, die wir ſchon als architektoniſches Tableau anzuſtaunen Gelegenheit hatten, die polychromiſche Verzierung des neuen Poſtpalais u. ſ. w. bieten den Einheimiſchen und Fremden immer reichhaltigen Stoff zur Betrachtung und zum Kunſtgenuſſe.

Das unermüdliche Streben und Wirken der zahlreichen Künſtler, der ausgezeichnetſten Meiſter und aller talentvollen Kunſtjünger beurkundet ſich nicht blos in öffentlichen Gebäuden, Tempeln u. ſ. w., ſondern auch im Kunſtvereinslokale im Bazar, wo Sie beinahe jeden Tag intereſſante Kunſtſchöpfungen überraſchen. Höchſt erfreulich für den Patrioten darf es ſeyn, daß fremde Künſtler, die hier domiziliren, mit einheimiſchen Talenten wetteifern, die pittoresken Parthien des bayeriſchen Oberlandes durch die Meiſterſchaft ihres Pinſels dem Auslande gegenüber zu feiern. Der unbändige Enthuſiasmus für die Schweiz erhält dadurch ein großes Gegengewicht, und der Fremde aus Norden nimmt gerne den Pilgerſtab nach jenen romantiſchen Thälern, Bergen und Seen, die oft ſogar wegen hiſtoriſcher Erinnerungen merkwürdig ſind. Möchte die Literatur bei der Fülle ſo mannichfacher Anlagen ſich bald gleichmäßig mit dem regen Kunſtleben aufſchwingen und das Ausland zur Anerkennung veranlaſſen! — Vor einigen Tagen belebte der ſeit alten Zeiten berühmte Keferloher-Markt die nächſten Umgebungen Münchens. Auf dieſem Markt werden jährlich ſehr große Geſchäfte gemacht. Pferdhandel iſt das Hauptmoment. Die Bewohner Münchens verſchmähen es nicht, zu Caroſſe und zu Fuß an dieſem bachantiſch-ſtürmiſchen Treiben und Drängen Theil zu nehmen. Die Derbheit, welche ſich an dieſem Tage auf eine zuweilen empfindliche Weiſe hervorhebt, darf nicht befremden. Dieſe wilde Luſt hat ein bürgerliches Recht ſeit uralten Zeiten und man darf Einmal im Jahre „Keferloheriſch" trinken und das Leben auffriſchen; der gemeine Mann ruft an dieſem Tage: „Keferloheriſch!" Man verſteht ſich auf das Etymologiſche des Wortes und nimmt die Erſcheinungen an den Buden und an den Wurſtherden, wo geſchmort wird, an den Bierfäſſern u. ſ. w., als ein Schauſpiel unter freiem Himmel. — Wir ſehen freudig dem Oktoberfeſte entgegen, das uns S. M. den König Otto im ſchönen Kranze der Königlichen Familie begrüßen läßt. Wir wünſchen nur zur vollen Entfaltung dieſes Nationalfeſtes ſchöne Oktobertage, die demſelben immer den höchſten Reiz verleihen.

△ Gotha, 15. Sept. Das gothaiſche Gymnaſium behauptet den Ruhm, den es ſeit Jahren im Ausland genießt, fortwährend mit Recht. Bei der am 3. Sept. zu Jena ſtattgefundenen Preisvertheilung an die Studierenden haben zwei Zöglinge des hieſigen Gymnaſiums in der philoſophiſchen und mediziniſchen Fakultät den Preis gewonnen: gewiß der genügendſte Beweis der gedeihlichen Wirkſamkeit der Lehrer der Anſtalt. Ueberdieß müſſen wir rühmend anerkennen, daß unter der Direktion des Ober-Conſiſtorialraths Dr. Jacobi, dem im Laufe dieſes Sommers die theologiſche Facultät zu Heidelberg das Ehrendiplom als Doctor theologiae überſendet hat, auch die Disciplin nichts zu wünſchen übrig läßt. Möge das Gymnaſium, welches auf die geiſtige Bildung des Landes ſo wohlthätig wirkt, auch ferner des kräftigen Schutzes unſeres Herzogs, der jede Leiſtung in Kunſt und Wiſſenſchaft mit beſonderer Vorliebe achtet und belohnt, ſich erfreuen. — Während der am 28. d. Mts. zu Jena beginnenden Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte erſcheint allda unter der Direktion ihrer Geſchäftsführer ein Tagblatt, welches neben der Liſte der ankommenden Mitglieder und anderer Fremden kurze Berichte über die Verhandlungen ſowohl der allgemeinen als der Sektionsſitzungen, und alle ſonſtige dahin gehörigen Mittheilungen enthalten wird.

---

*) Der Verfaſſer dieſer Skizze beſchäftigt ſich mit einer ausführlichen Geſchichte des Lebens und der Zeit Franz Ludwigs von Erthal aus den Quellen, worauf wir einſtweilen aufmerkſam machen wollen. Die Redaktion.

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. N. 13.

Der Strohhut.

An die Kronprinzeſſin Eliſabeth von Preußen.*)

Wem längſt dee Tugend Eugel Kränze wanden,
Hellſtrahlend, wie des Himmels ſchönſter Stern,
O! dee vermiſt den Schmuck von Diamanten
Und Perlenpracht in ſeinen Locken gern.

An fremden Wimpern eine einz'ge Zähre,
Die eines Armen heißer Dank gebar,
Glänzt ſchöner, als die Perlen aller Meeee,
Und jeder todte Schmuck im eignen Haar.

Auch Dich, Erhabne! ſchmückt im Lenz des Lebens
Schon herrlich jeder hohen Tugend Kranz,
Ihn zu verſchöneen, ringt die Kunſt vergebens,
Dein Haupt braucht keines Diademes Glanz.

Drum wage ich, als der Verehrung Zeichen,
(Vergieb es mir, wenn ich zu kühn geſtrebt!)
Ein ſchlichtes Hütchen Dir zu überreichen,
Das Dir dee vaterländ'ſche Fleiß gewebt.

Srin Stoff ſtammt nicht aus italien'ſchen Garben,
Er iſt auf heimathlicher Flur gedieh'n;
Ich gab ihm Deines Vaterlandes Farben,
Damit ſie auch am Strand der Sprre Dir blüh'n.

Vertrau'ſt dem Hütchen wenige Secunden
Ein einzig Mal Du Deine Locken an;
Dann hat es ſeines Strebens Ziel gefunden,
Und meinen Wünſcheu iſt genug gethan.

Doch wahrlich, nein! noch heißre Wünſche regen
In meinem Buſen heute mächtig ſich:
„Leb' lange Du dem Brenner Land zum Segrn!"
Das flehn Preußens Völkee inniglich.

Wall' glücklich mit dem trefflichrn Gemahle,
Für den ſo waem der Preußen Herzen glüh'n;
Die Liebe reich' Euch ihre goldne Schaale,
Bis Silberhaare Eure Schläf' umziehn.

Und daß Euch himmliſch jeder Tag verfließe,
Schreib' liebreich Eures Lebens Engel dann
Die Namen: Friedrich Wilhelm und Eliſe
Im Buche dee Beglückten oben an!!!

*) Dieſes ſinnige Gelegenheitsgedicht wurde der Kronprinzeſſin Eliſabeth von Preußen, geb. kgl. Prinzeſſin von Bayern, von einem Strohhutfabrikanten zu Berlin bei Ihrem Einzuge daſelbſt, am 28. Novembee 1824, mit einem Strohhute, der die bayeriſchen und preußiſchen Nationalfarben hatte, als Weihgeſchenk überreicht. In der offiziellen Beſchreibung der Feierlichkeiten dieſes Einzuges mit der Sammlung aller dabei erſchienenen Gedichte, Reden ꝛc. (Berlin bei Enslin 1824) iſt es nicht enthalten, auch ſonſt unſeres Wiſſens noch nicht gedruckt, und uns durch beſondere Güte aus den Papieren einer geiſtvollen Verſtorbenen mitgetheilt worden.
Die Redaktion.

Das Feſt zu Peterhof 1836.

(Nach Loewe-Weimars.) (Schluß.)

Der Abend iſt der eigentliche Glanzpunkt des Feſtes in und außer dem Pallaſte. Man denke ſich die ganze Bevölkerung von St. Petersburg nach Peterhof verpflanzt, alle die langen Wege nach dem Schloſſe, die weiten Raſenplätze rings um daſſelbe bedeckt von Kaufleuten mit ihren Frauen und Kindern, einer Volksklaſſe, die ihren Reichthum wie ihren Luxus tagtäglich ſteigert; dabei die ungeheueren Gerüſte und Lattenwerke für die brillanteſte Beleuchtung, die man, ſelbſt die alle drei Jahre wiederkehrende der St. Peterskirche zu Rom nicht ausgenommen, neben der des Sternenhimmels nur irgend auf der Erde ſehen kann; die vielen Tauſende von blond- oder ſchwarzbärtigen, mit ſprühenden Augen umherwandelnden Geſichter aus allen Zonen, die Trachten aller Gouvernements von Rußland, d. h. von Europa, Aſien und Amerika, die Menſchenmaſſen aus Finnland und Eſthland, wohin ſich der lappländiſche und kamtſchadaliſche Schmutz aus einem großen Theile des Reiches vor der europäiſchen Civiliſation zurückgezogen hat, — und alle dieſe ſind Gäſte des Kaiſers, die er zweimal des Jahres zu Peterhof empfängt, für die er und ſein Hof ſich in die koſtbarſten Kleider werfen, in deren Mitte er, die Kaiſerin, ſeine Kinder, und alle ihre Damen eine Nacht zubringen. — Die ſtrenge ruſſiſche Dienſtregel erlaubt dem Kaiſer ſo wenig, wie ſeinen Adjutanten und Generalen, den Degen auch nur für eine Minute jemals abzulegen; aber zweimal des Jahres, und namentlich bei dieſem Volksfeſte entwaffnet ſich der Kaiſer und gibt ſich ohne Garden, ohne Beſchützung und ohne Mißtrauen ganz dem Volke hin, welches ihn hier umfluthet und heute auch nur ihm ausweicht. Peter der Große hat es ſo gewollt, und ihm wird jetzt noch Gehorſam geleiſtet. Man muß dieſes ſeltene Schauſpiel ſelbſt geſehen haben, um ſeinen Eindruck recht lebhaft zu begreifen, und kann ſich dabei des Rückblickes auf jene Attentate nicht enthalten, welche auf Louis Philipp, inmitten der Bevölkerung des hochverfeinerten Paris nun ſchon ſo oft gelauert haben.

Im Pallaſte muß jeder in ſeiner Gallauniform erſcheinen, der Degen aber iſt ſtreng verboten, dagegen ein kurzer ſchwarzer venetianiſcher Spitzenmantel um die Schultern vorgeſchrieben; ſo fordert es die Etikette. — Das diplomatiſche Corps iſt im Saale der Bronzelüſtee vor dem Privatgemache des Kaiſees verſammelt, die Damen funkelnd von Diamanten, die Miniſter, die Geſandten mit den reichen Ordensſternen auf der Bruſt, die Kammerherrn und Pallaſt-Cavaliere in blendenden Uniformen, die den mit Gold verbrämten, goldgeſtickten und golddurchwirkten Hof-Röcken aus der Zeit Ludwigs XIV. ſehr nahe kommt; da auf einmal öffnen die Abyſſinier, welche an allen Thüren die Wache halten, zugleich die Thüren des kaiſerlichen Zimmers und die gegenüberſtehen-

Digitized by Google

de, und der Kaiſer eilt durch den erſten Saal furchtlos in die anſtoßenden Säle, eigentlich ſollte man ſagen, in die anſtoßenden Straßen, denn gewiß zehntauſend Moujiks, Bauern und andere Leute, ſchmutzig, haarig, zerlumpt, zugleich nach Juchten, Fett und Knoblauch dünſtend, ungeachtet der drückenden Hitze in ihre Schafpelze und bis an die Kniee reichenden Juchtenſtiefeln vergraben, erwarten hier in dieſen Prunkſälen den glänzendſten, eleganteſten und delicateſten aller europäiſchen Höfe, den kaiſerlichen Hof von Rußland! Ein wahres Glück noch, wenn man in dieſem Gedränge unter eine Gruppe gravitätiſcher Kaufleute von Petersburg oder Moskau, mit langen Kaftans und wohlgekämmten langen Bärten geworfen wird; aber viel häufiger geräth man zwiſchen etliche Jswoschnicks, ſchmutzige immer ſtill betrunkene Kutſcher, oder in die unglückliche Nähe eines Dwornicks, eines Thürhüters, der die Nächte hindurch auf der Thorſchwelle liegt, und jetzt ſeinen wohldurchfetteten Pelz an ſeinen Nachbaen abreibt, und dadurch ſich am leichteſten hier Platz macht. Allein während wir vergeblich nach einer Ausflucht aus dieſen Umgebungen ſeufzen, durchſchreitet der Kaiſer ruhig, frei und ohne die mindeſte Behelligung, eine Polonaiſe anführend, die dichteſte Menge gerade ſo wie den glänzendſten Zirkel ſeines Hofes, und ſcheint die Hitze, die Dünſte, welche die Maſſe ſeiner populairen Gäſte ausſtrömt, nicht im geringſten zu bemerken; um 8 Uhr den Ball beginnend befindet ſich der Kaiſer oft um 11 Uhr noch in den dichtgefüllten Sälen von Peterhof! —

Bei ſeiner Reiſe nach Frankreich hatte **Peter I.** vorzüglich die Manufaktur der Gobelinstapeten bewundert, und in der That war dieſe ganz geeignet, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Sobald man ihre Räume betritt, glaubt man den franz. Boden verlaſſen zu haben. Der ſonſt ſo lebhafte, aufgeweckte und in ſeiner Sphäre ſo nachdenkende franzöſiſche Arbeitee erſcheint hier auf einmal träg und ſchweigſam; derſelbe Menſch, der ſonſt uberall nach dem Warum fragt, und ganz treffend wie einſt Pope als ein lebendiges Fragezeigen charakteriſirt weeden könnte, iſt hier zu einer Arbeit verdammt, die zu ihrer größten Vollkommenheit beim Arbeiter die completeſte Unkenntniß ſeinee Arbeit erfordert. Der Arbeiter iſt der Einzige, der ſein eigenes Werk nicht ſieht; man übergiebt ihm einen Faden, und dieſen zieht er nach beſtimmten vorgeſchriebenen Linien auf, unbekümmert ob dieſe Linien einen Körper, eine Figue bilden oder nicht, ob unter ſeinen Händen ein Gemälde von **Guido Reni** oder **Paul Veroneſe** ſich wieder giebt, ob er **Gerard**, **Girardet**, **Gros** nachahmt, unwiſſend, daß er ſelbſt ein großer Maler, ein vollendeter Coloriſt iſt, und daß ein Meiſterſtück von Kunſt und Geſchmack aus dem Knaul hervorgeht, den er maſchinenmäßig zwiſchen ſeinen Fingern abrollt. Wahrhaftig der Menſch, der ſich dieſem Tagwerk der Geduld überliefert, iſt kein Menſch mehr; er wird ſelbſt zur Farbe, zur Halbtinte, zur Schattirung, er wird ſelbſt blau, roth, blaßgelb, wie der Muſiker in der altruſſiſchen Hornmuſik auch nichts weiter iſt, als ein einziger Ton oder Halbton. **Peter I.** der die Welt und Frankreich durchreiſte, um dann aus ſeinen Ruſſen Franzoſen zu machen, mußte in dieſer Fabrik der Gobelins Franzoſen erblicken, die man duech Studium und Müheſeligkeit in vollendete Ruſſen umgewandelt hatte. Sehr begreiflich, daß **Peter der Große** ſofort von Errichtung einer Gobelinmanufaktur an der Newa träumte, und daß ihm das Geſchenk des Regenten Frankreichs von prachtvollen Teppichen im Werthe zu mindeſtens 60,000 Thl. großes Vergnügen verurſachte. Indeß dieſe Sammlung von Gobelins, die beſten Arbeiten Jouvenet's, findet ſich nicht mehr zu Peterhof, ſondern nur noch ein einziger, auch ein franzöſiſches Geſchenk, ein Bild von Steuben, **Peter der Geoße** auf einer vom Sturme herumgeſchleuderten Baeke, mit einer wirklich frappanten Treue der Darſtellung der halbnackt auf dem eiſigen Golfe einheimiſchen finniſchen Newaſchiffer und der feurigen Phyſiognomie des Czaars. Jetzt ſtehen unter dieſer Tapete einige Armſtühle und Seſſel, und verirren ſich noch hie und da einzelne Perſonen des Hofes, welche dem beſchwerlichen Freudetaumel entfliehen wollen, in dieſes Gemach; der Kaiſer kömmt nie hieher, und eben ſo wenig die Kaiſerin, die ohnehin nur ſeinen Schritten folgt.

Endlich iſt der Ball beſchloſſen und beginnt die Rutſchfahrt. Auch dieſe hat **Peter I.**, wie ſo vieles Andere aus Verſailles hieher verpflanzt. Die Rutſchwagen beſtehen aus zwei Sophas, die, zu vier Perſonen jedes, mit den Rucklehnen aneinander auf vier niedrigen Rädern liegen, und von zwei koloſſalen Pferden, die man dem Marſtall **Ludwigs XIV.** entſtiegen glauben könnte, gezogen werden. Der Kaiſer eröffnet den Zug in einer Kaleſche, dann aber kommen Geſandte, Miniſter, Ehrendamen, Generale, die ganze Geſellſchaft bunt durcheinander auf ſolche Rutſchwagen geſetzt, und durchſchneiden langſam die Reihen des Volkshaufen, der Matroſen, des Pöbels, der Lampen und Gerüſte in den ungeheueren Gärten von **Peterhof**.

Die Wirkung der Beleuchtung dieſer Gärten iſt unbeſchreiblich. Hier erheben ſich Lichtmaſſen bis in die Wolken, dort überdecken andere die Spiegelfläche der Baſſins und vermählen ſich ſelbſt mit den Springbrunnen und Caſcaden; weiterhin fallen ſie wie glühende Regen herab, oder ſcheinen die Gewäſſer mit Feuerwellen zu überſtrömen, und alle dieſe zahlloſen Sterne, Blitze und Flammen, welche von fünftauſend dazu kommandirten Matroſen in einem Augenblicke entzündet werden, vervielfältigen und brechen ſich tauſendfach in dem Glanze der von Gold und Silber ſtrotzenden Uniformen, die ſich in dieſem Lichtmeere bewegen, in den bunten Reihen der Maſſe von Tartaren, Finnen, Muſelmänner und Ruſſen, welche zu dieſem Schauſpiele derbeieilen, und in dem Putze der Feauen, die ſich neugierig überall dazwiſchendrangen, wobei die vielleicht nur allzuſtrenge Ordnung und Zurückhaltung der zuſchauenden Menge einen eigenen Contraſt bildet. In der Ferne ſtrahlt auf der einen Seite der Pallaſt von **Peterhof**, aus dem die rauſchendſte Muſik heeüberſchallt, im hellſten Lampenglanze, während ſeine vergoldeten Kuppeln die Beleuchtungen des Barks wiederſpiegeln; auf der andern Seite fluthet das Meer in ſtiller Majeſtat, und läßt aus ſeinem Dunkel die bis an die höchſten Maſtſpitzen erleuchteten Schiffe wie Feuerrieſen auftauchen. — Aber ſo wie zu dieſer Jahreszeit hier zu Lande die Nacht mit einem Schlag hereinbricht, ſo auch der Tag; plötzlich erlöſchen alle Lichter, alle Flammen, die Morgenhelle iſt da, die Sonne erleuchtet die weiten feſtlichen Räume, die Colonaden des Pallaſtes, blitzt ſtatt der Lampen auf den blanken Rüſtungen der Garden und Tſcherkeſſen, und — das Feſt iſt verſchwunden.

Am Morgen nach dem Feſttage, unmittelbar nach der Parade, kehrt der Kaiſer, der nicht im Pallaſte von **Peterhof**, ſondern in ſeinem kleinen bürgerlichen Hauſe wohnt, mit ſeiner Frau in das ſchlichte, einfache Leben von **Alexandria** zurück. — Auf der Rückfahrt von **Peterhof** nach **Petersburg** paſſirt man die **Sloboda** von **Peterhof**, einen großen Flecken von den anmuthigſten mit Gärten umgebenen Häuſern, deren Eingänge alle offen ſtehen; von einem derſelben jedoch iſt das Thor viel weiter geöffnet, wie von den übrigen, und es ſcheint, als wolle der Thür:

Digitized by Google

ſteher zum Eintritte einladen ſo daß man der Luſt, dieſen hübſchen, freundlichen Park zu beſehen, nicht widerſtehen mag. Eine in ſanften Windungen ſich hinziehende Allee führt allmählig zu einem kleinen hölzernen mit Schnitzwerke verziertem Hauſe, das eben ſo wenig einem engliſchen Parkhäuschen, wie einer ruſſiſchen Bauernhütte ähnelt, es iſt ganz weiß angeſtrichen und mit den wunderſchönſten Blumen beſtellt; durch die offenen Fenſter erblickt man Bücher, Mahlergeräthe und das Kreuz eines Betaltars. An üblichen zahmen Elennthieren, die da ruhig herum lagern, vorbei, kömmt man zu einem indianiſchen Baldachin, worunter eine Dame in weißem Kleide ſitzt, mit Leſen beſchäftigt; man grüßt, erhält den Gegengruß, die Lektüre wird ungeſtört fortgeſetzt, Niemand zeigt ſich ſonſt in der Nähe; die Thore des Gartens ſind offen und unbehütet, einige Schritte davon, am Fuße der kleinen Anhöhe, auf der die Dame und der fremde Spaziergänger ſich befinden, wogt das Meer, und — man hat ſo eben die Kaiſerin gegrüßt. — Wenige Augenblicke nachher begegnet man dem Kaiſer, der ſeiner Gemahlin an ſeinem Arme die Blumen ſeines Gartens zeigt; er bewohnt einen Theil des Sommers dieſen Pavillon mit ſeinen Kindern. Zwei Kammerdiener und zwei Kammerfrauen bilden das ganze Gefolge der kaiſerlichen Familie; die nächſte Schildwache iſt eine halbe Stunde von da, am Palais von Peterhof. Geht der Kaiſer von hier nach Petersburg, ſo fährt er ſich ſelbſt ohne Diener in einer kleinen, niedrigen zweiſpännigen Kaleſche.

Indeß von Zeit zu Zeit muß er auch als Kaiſer erſcheinen, ſo namentlich bei der feierlichen Revue der Flotte mit der Barke Peters des Großen am zweiten Morgen nach dem Feſte von Peterhof. Dieſes Baot eine kleine Schaluppe, wurde Czar Alexis Mikhallowitſch, Peters des Großen Vater, geſchenkt. Der junge Fürſt hatte ſie in einem Schupfen des Dorfes Ismailof bei Moskau, woſelbſt er den Sommer zubrachte, alt und unbenützt liegen ſehen, und mit größter Neugierde unterſucht. Segel, Maſt, Kiel ſtellten ihm etwas ganz Anders vor, als wie die platten viereckigen Fahrzeuge auf den Flüſſen des Reiches. Zum Glücke für Peter und für Rußland befand ſich gerade damas ein Holländer, der Midſchipman auf der Fregatte Orel (der Adler), welche die Ruſſen auf dem kaſpiſchen Meere hatten, geweſen war, in dieſem Dorfe und in der Nähe der Barke.

Brandt, ſo hieß er, lebte wie ein Matroſe in einem Lande ohne Marine, d. h. er litt an allem Mangel, und ergriff alſo begierig die Gelegenheit, dem jungen Czar dienſtbar zu ſeyn. Er richtete den Maſt der Schaluppe auf, beſſerte die Segel aus, und ſchon nach wenigen Tagen befuhr Peter mit ihm die Jouſſa. Auf dieſem Strome und mit dieſer geſtickten wurmſtichigen Barke nahm die ruſſiſche Seemacht ihren Anfang. Aber ſo beginnt in Rußland Alles. Das Reich iſt bedeckt mit bewunderungswürdigen Kirchen und üppigen Klöſtern, und die Urſache davon? — daß eines Tages ein Prieſter von Bareſtor dieſen Ort verließ, und ſich am Dnieper eine Höhle grub, um darin ſein Leben zuzubringen; ein vorüberziehender Kaufmann ſah die Höhle, bewunderte ſie, und niſtete ſich bei dem Prieſter ein; noch ein Dritter kam, und alsbald war ſie von dreißig Menſchen bewohnt. Jetzt verließ man ſie, und baute aus ihr ein Kloſter, das Stammhaus aller Klöſter von Rußland, ſo wie das aus dem Schupfen von Ismailof vorgezogene Boot Peters des Großen Urahn aller ſeiner Schiffe war. Selbſt die ruſſiſche Sprache gieng einſt aus einem ſolchen Winkel hervor. Zwei Mönche, Brüder, die ſich in Theſſalonich langweilten, wanderten von da nach Mähren, und vertrieben ſich die Zeit mit Erſinnung von Buchſtaben für die Töne, welche ſie allda hörten, und die noch nicht durch Zeichen feſtgehalten wurden. Peter fand die Sprache ſo vor, wie die beiden griechiſchen Mönche ſie geſtaltet hatten; er veränderte ein Dutzend Buchſtaben, erſetzte ſie durch andere, und noch jetzt bedient man ſich der Schriftſprache, welcher Peter der Große den Bart eben ſa, wie ſeinen Bojaren, abgenommen hatte, nicht ohne Widerſtand gerade bei denen, die gar keinen Bart hatten, oder ſelbſt nicht leſen konnten. — Als Peter ſchon eine Flotte beſaß, erinnerte er ſich jener Barke, mit großem Pompe ließ er ſie in dem Schupfen, wo ſie neuerdings zur Verfaulung lag, wieder aufſuchen, und dann von der ganzen Artillerie ſeiner Flotte auf der Newa begrüßen, die damals an 15,000 Matroſen, 2000 Feuerſchlünde und eine Menge Galeeren zählte. Auf eine reich vergoldete Galiote geladen durchzog die Barke die lange Reihe der Schiffe, umgeben von neun Schaluppen in Geſtalt von Rieſen-Vögeln, deren glänzend weiß angeſtrichene Ruder die Flügel vorſtellten. So kam ſie nach Petersburg zurück, wurde in der Citadelle des hl. Peter und Paul in Mitten der Newa aufbewahrt, und denſelben feierlichen Zug macht nun der jetzige Kaiſer alljährlich mit ihr. Bei ſeinem Regierungs-Antritte war die Marine bedeutend herabgeſunken. Peter I. hatte 8 Dreidecker, 27 Zweideckrr und 5 Fregatten, Katharina I. zwei Zweidecker und [illegible] Galeeren, Peter II. eine Fregatte und 60 Galeeren, Anna einen Dreidecker, 16 Zweidecker, 6 Fregatten und 26 Galeeren, Eliſabeth 2 Dreidecker, 19 Zweidecker, 4 Fregatten und 111 Galeeren, Peter III. nichts, Katharina II. fünf Dreidecker, 19 Zweidecker, 18 Fregatten und 112 Galeeren, Paul I. drei Dreidecker, 5 Zweidecker und 1 Fregatte bauen laſſen von allen dieſen Fahrzeugen waren beim Tode des Kaiſers Alexanders nur nach zwei große Schiffe, und ſelbſt dieſe dienſtuntauglich, im Hafen von Kronſtadt übrig, und es befand ſich die ruſſiſche Flotte in dem Zuſtande, in welchem ſie Peter der Große angetroffen. Allein jetzt bei der Ceremonie mit ſeiner Barke im Jahre 1836 ſah man auf der Rhede von Kronſtadt eine neue Werſte, eine etwa drittehalb Stunden lange Linie von 89 Schiffen von hohem Bord, an welcher die Barke auf einem kaiſerlichen Fahrzeuge, umgeben von einer Compagnie Gardegrenadiere, genau mit allen Ceremonien von 1723 vorbeigeführt wurde. Kaiſer Nikolaus, die Kaiſerin und das ganze diplomatiſche Corps folgten auf einem anderen Fahrzeuge; ſo wie die Barke der Flotte ſich näherte, wurde die Admiralsflagge aufgezogen, jedes Schiff, an welches ſie heran kam, ſenkte ſeine Flagge bis an den Fuß ſeines Maſtes und gab eine Salve mit allen Kanonen, die Tambours ſchlugen den großen Wirbel, die Matroſen an Bord und Bugſprieten in Parade aufgeſtellt, begrüßten den Urahnen aller dieſer Schiffe mit donnerndem Hurrah, und erſt, wenn die Barke vorüber war, zog jedes Schiff ſeine Flagge und Wimpeln wieder auf, und der Kaiſer ſelbſt bezeugte ihr ſeine Ehrerbietung, indem er in einem kleinem Kahne, deſſen Steuerruder er ſelbſt führte, zu ihr herankam. In einem Punkte wich er jedoch dabei von den alten Gebräuchen ab; er hatte Lord Durham neben ſich am Steuer, — ahne Zweifel, um dem Großbotſchafter Englands die Seemacht Rußlands in ihrer vollen Entwickelung ſeit Peter I., und in ihrem ganzen nebenbuhleriſchen Prunke vor Augen zu ſtellen, und ſo mit der ihm eigenthümlichen Klugheit den Feſten dieſer Tage auch eine hohe politiſche Bedeutung zu unterlegen.

Digitized by Google

Die Runkel-Rüben-Zuckerfabrikation.

I. Die Arnoldiſche Runkel-Rüben-Zuckerfabrik in Gotha, nebſt Bemerkungen übee die inländiſche Zuckerfabeikation überhaupt.

△ Gotha im Auguſt 1836. (Schluß.) Erwähnen wir mit wenigen Worten des Nutzens, der durch Anlegung dieſer Fabrik zunächſt unſerm Lande erwächſt. Gegen 600 Morgen Landes werden auf eine möglichſt einträgliche Weiſe benutzt, und in höhere Kultur gebracht, indem die Rüben auf tiefgeackertem Boden, der ſchon getragen hat und nicht friſch gedüngt zu werden braucht, gezogen werden; der Ertrag des Morgens ſteigt bis zu 26 und 30 Thalern; den Landwirthen wird für 600 Acker ein Geldertrag von 16 — 18,000 Thalern, gewiſſermaßen auf dem Acker ſelbſt, zu Theil. „Aber auch über die ärmſte Klaſſe verbreitet die inländiſche Zuckergewinnung ihre Wohlthaten. Denn erſtens wird der Vorrath von Knochen (für mehr als 6000 Rthlr. Knochen ſind ſchon gegenwärtig geſammelt) durch viele aeme Leute zuſammengebracht. Sodann fällt die Zuckerfabrikation in die Zeit des Winters und verſpricht während deſſelben vielen Menſchen in der Stadt Nahrung, welche ohne dieſen neuen Erwerbszweig darben oder der Armencaſſe zur Laſt fallen würden.

Aber erheben wir uns auf einen höhern Standpunkt. Blicken wir auf den Nutzen, den die inländiſche Zuckerfabrikation für das geſammte Deutſchland zu gewähren verſpricht. Wir wollen jetzt den wichtigſten Punkt, die Erhaltung der ungeheueren Summen, die wir ins Ausland ſchicken müßten, nicht erwähnen. Die Rübenkultur wird das einträglichſte Bodenerzeugniß abgeben, und durch den geſteigerten Werth des Bodens eine Grundlage zu einer außerordentlichen Vermehrung des Nationalreichthums werden. Die Produktion der Rübe wird aber noch lange Zeit in ſtets progreſſivem Maße zunehmen, da zugleich mit jener der Bedarf an Zucker ſteigen wird. Wir entlehnen in dieſer Beziehung einige intereſſante Notizen aus der Schrift von Arnoldi. Der Zuckerverbrauch, heißt es darin, wird beſtimmt von der größern oder kleinern Wahlfeilheit des Zuckes, zweitens von dem Umſtande, ob er im Lande erzeugt, oder aus der Ferne bezogen wied, endlich von der Stufe der Wohlhabenheit. Auf Cuba ſteigt der Verbrauch eines Einwohners auf 120 Pfund jährlich, in England iſt er nach M. Culloch 25 Pfund und in Irland nur 5 Pfund. Nach dieſen Verhältniſſen möchte anzunehmen ſein, daß der Verbrauch in Deutſchland ſich bald auf 10 Pfund ſtellen und ſonach nicht unter 300 Millonen Pfund ſein würde. Wenn man aber ferner berückſichtigt, daß der Zucker künftig nur im Inland gebaut wird, daß in England auf den Zuckee eine Steuer von 100 ₤ liegt, ſo möchte die fernere Annahme nicht zu kühn ſein, daß der Zuckerbedarf ſich leicht bis auf 100 Pfund heben wird. Welche Ausſicht aber eröffnet ſich für den Ackerbau, wenn er nur ſo viel Rüben zu produciren hat, als für die Fabrication von 600 Millionen Pfund Zucker erforderlich ſind! Gedenken wie noch eines wichtigen Punktes ſchon jetzt. Wie ſoll, ſo fragt wohl der Finanzmann, wie ſoll der Steuerausfall gedeckt werden, der durch den verminderten Verbrauch des indiſchen Zuckers ſich ergeben wird? eine Frage, welche bekanntlich in Frankreich ſtark discutirt worden iſt. Allerdings muß, ſobald der Ausfall fühlbar wird, das inländiſche Erzeugniß beſteuert werden. Aber ja nicht die Rübenäcker, ſondern der fertige Zuckee. Jenes würde eben ſo ſchwierig als nachtheilig ſein, dieſes aber leicht ins Werk geſetzt werden, da man jede größere Fabrik unter Controlle ſtellen kann.

Die Fabrik von Arnoldi wird noch in dieſem Herbſte in Thätigkeit treten, und dann wollen wir von dem Betriebe und Erfolge weitere Mittheilung machen.

Korreſpondenz.

† Coburg, 16. Sept. Sie wünſchen über unſere Induſtrie, unſeren Handel, unſer Leben u. ſ. w. Auskunft. Wir wollen verſuchen, Einiges darüber zu berichten. Vor der Hand wollen wir der großen Beſchäftigung im Bauweſen gedenken, welchem eine ziemliche Menge Arbeiter jeder Art Fortkommen verdankt, und zwar nicht allein von der Stadt, ſondern auch von den benachbarten Dörfern, denn allenthalben wird gebaut. Zu erwähnen ſind ferner die anſehnlichen Fabrikunternehmungen in Webereien, die ſich in neuerer Zeit vermehrt haben, von denen die des Herrn Giorg Schmidt (der auch im Meining'ſchen ſehr viele Arbeiter hat, und früher Aſſocie des hieſigen, ebenfalls höchſt thätigen Fabrikbeſitzers Finanzrathes Schreidt war) den Beifall des reg. Herzogs von Sachſen-Meiningen ſo ſehr erwarb, daß er ihn zum Commerzienrath ſehr ehrenvoll ernannte. Eine Ausſtellung vorzüglicher Produkte jeder Art von Gewerben beabſichtigte der hieſige Kunſt- und Gewerbs-Verein, und zwar in dieſem Herbſt; nun hört man aber klagen, daß Viele ihr Wort nicht halten, und Verlängerung der Einſendungsfriſt verlangen: ein Beweis, daß dieſe Leute doch die Hände voll zu thun haben, und daß es mit dem Erwerb nicht ſchlecht ſteht! Daß unſere Bräuer am Meiſten zu thun haben, und ſich von dem auch hier ausgeſchenkt werdenden Culmbacher Bier nur zur Veredlung anfeuern laſſen, dürfen Sie mir aufs Wort glauben. Muſik und Theater nimmt das öffentliche Leben ſehr in Anſpruch. Zwar leben unſere zurückgekehrten Jünglings-Meiſter Eichhorn ſeit ihrer Zurückkunft im Stillen, und haben ſich öffentlich noch nicht hören laſſen, ſo daß das Publikum nur ihren großen Gelderwerb beſpricht, und ihren Vater ein Rittergut nach dem andern kaufen läßt, aber die übrigen Muſiker und das Theater ſchaffen uns einen neuen Genuß nach dem andern. Letzten Sonntag z. B. führte der Genfer Muſikdirektor Späth (ein Landsmann von uns) ſeine neue Oper, der Aſtrolog, hier auf, die viel muſikaliſchen Werth beſitzt, deren Text jedoch zu oratorienartig iſt, und vorgeſtern ſahen wir das neue Luſtſpiel, der Ball in Ellerbrunn, wobei ſich die Darſtellung unſerer Mimiker aufs Glänzendſte bewährte. Dabei macht unſere, mit der Gothaer vereinte Militär-Muſik und das Aus- und Einrücken der exerzirenden Truppen ebenfalls viel Unterhaltung, und faſt überſieht man es, daß der Taubſtummenlehrer Seligsberger eine Unterrichtsanſtalt hier gegründet hat, in welcher auch auswärtige Kinder der Art Unterkunft finden können, was gewiß nicht ohne Werth iſt! —

Anekdoten.

Der Generallieutenant Freiherr von Kyau, geboren 1654, geſt. 1733, ſtand wegen ſeiner munteren Laune und witzigen Einfälle bei dem Churfürſten von Sachſen ſehr in Gunſt. Einſt ſpeiſte Kyau zur Zeit eines Landtags in einem Gaſthofe in Dresden. Hier traf er einen anſehnlichen Bürger in ſchwarzer Kleidung an, der nachdenklich und gravitätiſch im Zimmer auf und abging. Wer ſind Sie mein Herr? fragte ihn Kyau. Ich bin, erwiderte jener, ein Landtag von Schandau (er meinte, ein Landſtand von Schandau, glaubte aber, ſich ſchöner und gelehrter auszudrücken). Kyau verbiß das Lachen und ſchwieg. Bald darauf wurde der Landſtand von Schandau dreiſter, ſetzte ſich zu Kyau an den Tiſch, und fragte Kyau: Wer ſind Sie denn aber, mein Herr? Kyau antwortete ſehr ernſthaft: ich bin der Evangeliſt Markus, denn ich habe den Ochſenkopf neben mir.

Bei der letzten Feier des Jahrestages der Conſtitution ward von der Bürgergarde zu *** ein glänzendes Diner in einem öffentlichen Garten veranſtaltet, wobei unter andern auch eine Schüſſeln gebratener Hühner am obern Ende der Tafel aufgetragen wurden. Als man ſich nicht ſehr beeilte, ſie den weiter unten ſitzenden Gäſten zukommen zu laſſen, ſtreuete einer derſelben Brodkrummen auf ſeinen leeren Teller, und rief dabei, indem er die Hühner lorgnirte: Put! Put! Put! — Man verſtand bald ſeine Meinung, und die Hühner folgten der rufenden Stimme unter allgemeinem Gelächter über den guten Einfall.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 11: Sirg, Geis.

Berichtigung. In der Biene Nro. 12, Seite 45, Sp. 2, Zeile 8 von unten an lies ſtatt „1799“ „1779“ und Seite 48, Sp. 1, Zeile 22 ſtatt „Namens“: „Mannes“.

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. Nr. 14.

Ghaſelen.

I.

Es trübt die ſchmutz'ge Welle die reine Perle nicht,
So ſehr ſie ſich auch wüthend an ihrer Schaale bricht.
Nicht ſtürzet je der Ephen der Eiche ſtolzes Haupt,
So ſehr er auch voll Tücke den hohen Stamm umflicht.
Es dränget vor die Sonne die Wolke ſich voll Neid,
Doch glänzt darum wohl minder ihr diamantnes Licht?

II.

Der Vogel irr't am öden Strand heimatlos.
Die Wolke ſchwimmt am Himmelsrand heimatlos.
Das Veilchen trauert, das der Gärtner
Nicht in des Hauptes Kranz dir wand, heimatlos.
Narciſſen ſenken ihre Kelche,
Weil nicht gepflückt ſie deine Hand, heimatlos.
Leiſ klagt das Lüftchen, das die Roſen
Der Lippen dir vorüberſchwand, heimatlos.
Der bleiche Mond zieht ſtill und einſam,
Von deinem Antlitz fortgebannt, heimatlas.
So iſt des Dichters Traumgewinde,
Das ſegnend nicht die Liebe band, heimatlas.

S. C.

Terence O'Flaherty.

Der Teufel fiedelnd durch's Städtchen kam,
Den Manthner tanzend er mit ſich nahm.

Burns.

Wenn ihr mir hübſch aufmerken wollt, erzähl' ich euch die Geſchichte von dem kleinen, rothhaarigen Schneider Terence O'Flaherty, der drunten in Kilraady wohnte, da wo man bei Dermot Rrilly vorbei, auf die Gemeindeflur kommt. Ich will euch von ihm und ſeiner ſauertöpfiſchen Frau Judith erzählen, wie er mit dem böſen Feind ſchnupfte, plauderte und Poteen trank, und wie er dem Teufel ein Paar bocklederne Hoſen machte, und zuletzt ſein Weib loswurde und bis an ſein Ende glücklich lebte, — wenn er nemlich wirklich geſtorben iſt, denn das iſt der einzige Punkt, den ich nicht genau weiß.

Nun ſeht, es begab ſich einſt Nachts um 11 Uhr, daß Judith zu Bett gegangen war und Terence auf dem Werktiſch gelaſſen hatte, wo er für den Pfarrer O'Phelim ein Paar Hoſen machte. Ihr müßt wiſſen, daß Judith, eh' ſie ſich zur Ruhe begab, einen kleinen Strauß mit dem Schneider hatte, und ihm mit einem großen, dreieckigen Kartoffel einen Stumpf an die Schläfe verſetzte, der Thränen in ſeine Augen preßte. Doch weiß ich wahrhaftig nicht, ob der Kartoffel oder ein tüchtiges Glas Whiskey, das er kurz zuvor getrunken hatte, ihn alſo afficirte. „Ach! ſagte Terence, wie er an Pater O'Phelim's Hoſe weiter nähte, ich bin recht ſchlecht daran, ich weiß gar nicht, was ich thun ſoll."

„Ja, Ihr ſeid recht ſchlecht daran, wie ihr da ſagt", bemerkte Jemand ganz in der Nähe. Terence ſchlug die Augen auf, und ſah einen ehrſamen, ältlichen Herrn, der mit einem finſtern Geſichte, ſchwarz gekleidet, einer Holländer Brille auf der Naſe, ihm gerade gegenüber ſaß, die Ellbogen auf den Werktiſch geſtemmt, das Kinn auf die Hände geſtützt und die Augen auf O'Flaherty gerichtet.

„Ich bin, wenn's Euer Gnaden beliebt, auf Seel und Gewiſſen ſchlecht genug daran", ſagte Terence, „aber ich fürchte, ich muß es gehen laſſen, wie es geht, denn da iſt eben nicht zu helfen!"

„Das wird ſich zeigen", erwiederte der Fremde. „Ich weiß beſſer als Ihr, daß Ihr unter dem Pantoffel ſteht trotz einem in Irland."

„Ja, das iſt klar, wie der Tag", ſeufzte Terence.

„Und dann eure Frau — "

„Element, haltet mir's zu gut, hochwürdiger Herr", ſagt nichts über ſie, denn ſie ſchläft im nächſten Zimmer und kann jedes Wort hören, das aus eurem Munde kommt."

„Ja, ſo ſeid ihr! entgegnete der Herr. Ich wundre mich, Meiſter O'Flaherty, wie ihr euch nicht ſchämt. Nicht ein Sterbenswörtchen traut ihr euch laut zu ſagen. Schüttelt dieſes ſchmähliche Joch ab und ſeid ein Mann, könnt ihr nicht ſprechen?" — Aber Terence war ſtumm, wie ein Fiſch, und ſtatt dem würdigen, alten Herrn zu antworten, hub er an zu ächzen und zu ſeufzen, wie ein Quäcker, und dabei ſah er melancholiſch aus, als ob er ein Pfarrer wäre, der Todtenmeſſen lieſt.

„Meiſter, hörtet ihr wohl, was ich ſagte!" fragte der Herr.

„Ach ja", ſagte Terence, „aber mein Weib —"

„Pah! jagt euer Weib zum Teufel, das könnt ihr ja."

„Ich wünſche von ganzer Seele, daß ſie bei ihm wäre", ſagte O'Flaherty.

Es würde euch in der Seele wohl gethan haben, zu ſehen, was für ein Geſicht der Fremde bei dieſen Worten machte. Er ergriff Terence's Hand und ſchüttelte ſie ſo heftig, daß dieſem die Thränen in die Augen kamen, und er ſich im Fegfeuer glaubte, oder an einem ſchlimmern Ort.

„Wohl, Meiſter, es freut mich, euch ſo reden zu hören, Mord und Todtſchlag! Ich bin der Teufel in Perſon, und bin hier, euch von Judith zu befreien. So ſprach der alte Herr und Terence umarmte und drückte ihn vor Freude, als wenn er ſein Großvater geweſen wäre.

„O, wenn ihr deßhalb gekommen ſeid, ehrwürdiger Herr, ſeid ihr wahrhaft der trefflichſte Kumpan in ganz Kilraady, und ich will euch auf's Wort gehorchen und jeden Tag des Jahres und jede Stunde des Tags euere Geſundheit trinken."

Digitized by Google

Was glaubt ihr, daß der alte Herr jetzt that? Er nahm aus ſeiner Seitentaſche ein kleines Notizenbuch, ein Fläſchchen rothe Tinte und eine Feder, dann tauchte er die Feder in die Tinte, gab ſie Terence, und hieß ihn auf eine Seite des Buchs, die er ihm mit dem Finger bezeichnete, ſeinen Namen ſchreiben.

Als Terence das thun wollte, fiel ihm auf einmal ein, daß er keinen Buchſtaben ſchreiben könnte, aber der Fremde ſagte ihm, daran läge nichts, ſein Zeichen wäre eben ſo gut. Da machte Terence ſein Zeichen, und fragte, ob er noch was zu thun hätte.

„Ihr habt nichts mehr zu thun, ſagte der Herr, als meine Hoſe ſo ſchnell als möglich zu machen.“

„Welche Hoſe, wenn's euer Gnaden beliebt?“ fragte O'Flaherty.

„Nun Terence, ſeid ihr nicht ein ausgemachter Dummkopf, nicht zu wiſſen, was ihr unterſchrieben habt? Seht ihr nicht, daß ihr euch verpflichtet habt, mir ein paar bocklederne Hoſen zu machen, unter der Bedingung, daß ich euch von eurem Weibe befreie? und ſeht ihr nicht ferner, daß eure Seele für immer mein iſt, wenn ihr den Contract brecht?“

„Ah, ihr ſeid fein!“ ſagte Terence, indem er den Kopf ſchüttelte und den Fremden gutmüthig anlächelte. „Aber thut nichts! ich mache euch ein paar bocklederne Hoſen, auf deren Beſitz jeder Sheriff ſtolz ſeyn dürfte. Doch vergeßt nicht, ihr müßt für meine Judith ſorgen; aber wenn ihr ſie nicht im Schlaf erhaltet, bekommt ihr weder meine Seele, noch die Hoſen; bedenkt das, euer Gnaden.“

„Seid unbeſorgt,“ ſagte der alte Herr. „So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ihr könnt euch auf mich verlaſſen — wahrhaftig, das könnt ihr, Terence O'Flaherty.“

„Eurem ganzen Weſen nach,“ erwiederte Terence, denn der Burſche mußte immer plaudern, „ſeid ihr ein Ehrenmann. Wenn alle Chriſtenmenſchen euer Gnaden gleichen, wäre es recht angenehm hienieden zu leben. Aber bei Jeſus —“

„Wollt ihr das Maul halten?“ ſagte der alte Herr ganz unmuthig, als Terence das letzte Wort ſprach. „Ich will euch was ſagen, O'Flaherty — wenn ihr in meiner Gegenwart noch einmal ſchwört, gebe ich beim Himmel eure Bekanntſchaft für immer auf, und Judith mag euer Leben lang wie ein Mühlſtein an eurem Halſe hängen. Was Henker, könnt ihr euch nicht enthalten, ohne nach der verdammlichen, unchriſtlichen Gewohnheit heidniſch zu ſchwören?“ Als Terence das hörte, dachte er, der alte Herr wolle Ernſt machen; da fiel er auf die Knie und bat um Vergebung. Doch konnte er ſich zugleich des Gedankens nicht erwehren, daß ſeine Ehrwürden ſich ſelbſt eben nicht ſo unlieb ſchwören hören, als andere Leute.

Darauf ging der Schneider ohne ein Wort zu ſagen, über ſeine Kiſte, und holte 3 oder 4 Stücke gutes Bockleder heraus, die er einige Wochen zuvor bei einem ſehr berühmten Kleiderhändler gekauft hatte. Er nahm ſeinem neuen Kunden das Maaß, und machte ſich in allem Ernſte an die Arbeit; wobei der alte Herr ihm gegenüber ſaß. Manchmal pfiff er ein Liedchen, manchmal brummte er Verſe in ausländiſcher Sprache und manchmal plauderte er mit dem Schneider über gleichgültige Dinge. Was den betrifft, ſo war das Hirn dieſes armen Jungen der Sünde des Denkens nicht allzuergeben, und eine Zeitlang erwehrte er ſich jeder Schwachheit dieſer Art. Doch demungeachtet konnte er ſich ſeines bischen Verſtandes nicht ſo weit überheben, daß er nicht über ſeine Lage und den Character des würdigen Fremden, der ihm glücklicher Weiſe zu Hülfe gekommen war, gewiſſer Maßen hätte nachdenken ſollen. Sobald alſo ſeine Gedanken etwas geordnet waren, begann er ſich zu verwundern, wie ſeine Gnaden — die Gott geſund erhalten möge! in dies Haus gekommen waren. —

Es war noch ein Umſtand, mit dem es ihm nicht ganz richtig ſchien und zwar, daß die Hoſen, an denen er arbeitete, ſchon vor Verlauf einer Stunde beinahe fertig waren. Aber das Wunderſamſte von Allem war, daß der Faden mit dem er angefangen hatte, gar nicht kürzer wurde. Er blieb ſich gleich, und es hatte ganz den Anſchein als ob alle Hoſen in Irland damit genäht werden könnten. Doch machten ihm dieſe Dinge, ſo ſehr ſie ihn überaſchten, gar nicht Angſt, er betrachtete die ganze Geſchichte als ein Wunder, und Wunder hatte Pater O'Phelim, der Pfarrer, ſchon hundertmal vor ſeinen Augen gethan.

Während er dergleichen dachte, bot ihm der alte Herr eine Priſe, und fragte, wie ſie ihm ſchmecke: „Ja, wenns euer Gnaden beliebt, ſie iſt ganz vortrefflich,“ ſagte Terence, „aber hol mich der Henker, wenn mich nicht dünkt, ſie rieche nach Bimſtein.“ Des Fremden Güte blieb nicht dabei ſtehen, er praktizirte eine Flaſche und ein Glas aus ſeiner Seitentaſche heraus, ſtellte ſie auf den Tiſch und forderte den Schneider auf, ihm in einem Fingerhut voll Beſcheid zu thun. O'Flaherty war nicht der Mann, ſolch eine Herausforderung zurückzuweiſen; er trank auf einen Schluck ein Glas von dem Getränke, das ſich gar ſehr zu ſeinem Behagen als treffliche Poteen erwies. „Nun macht einmal ein Ende mit eurer Arbeit,“ ſagte der Herr, wie er gerade ein Glas auf des Schneiders Wohl geleert hatte. „Das will ich euer Gnaden,“ erwiederte Terence, und er nähte ſo verzweifelt ſchnell, wie nicht erhört war ſeit den Zeiten O'Brien's, des Erſten aller Schneider in Irland. Seine Nadel bewegte ſich ſo flink, daß er ſie ſelbſt nicht mehr ſehen konnte; und er mehr in einer Art infernaliſcher Begeiſterung, als kraft eines freiwilligen Entſchluſſes zu arbeiten ſchien. Ich weis nicht, war der Whiskey, der in Terence's Kopf ſtieg, Schuld daran, oder nicht, aber ſo oft er ſeinen alten Freund anſchaute, ſah er etwas anders an ihm, das ihn frappirte. Die Augen des alten Herrn, die von Natur braun waren, wie der Sumpf von Allan, leuchteten wie glühende Kohlen. „Was mag das bedeuten?“ ſagte Terence, ſicherlich iſt es mit meinem Hirn nicht mehr richtig, oder es geht mit euer Gnaden Augen etwas Wunderliches vor.“

„O Terence! ihr ſeid ein großer Narr,“ ſagten ſeine Gnaden, „könnt ihr nicht auf eure Arbeit ſehen und die zu Ende bringen?“ Da machte ſich der Schneider wiederum daran und in 3 Minuten war die Hoſe fertig.

„Nun, O'Flaherty,“ ſagte der Fremde, „ihr müßt ſie auf der Stelle anziehn, wir werden nachher ein erquickendes Gläschen trinken.“

„Mit Gunſt, euer Gnaden, ich habe nichts gegen das Glas, aber henkt mich, wenn ich die Hoſe anziehe.“

„Ihr müßt ſie anziehen, Terence, ich beſtehe darauf, ihr müßt.“

„Mag ich ewig im Fegfeuer braten, wenn ichs thue!“ antwortete der Schneider.

„Dann“ ſagte der Andere, „iſt der Handel aus. Ich überlaſſe euch eurer Frau, ſie mag euch in dieſer Welt und in der andern peinigen. Nun machts mit eurem Gewiſſen aus, O'Flaherty.“

Dieſe Drohung hatte die beabſichtigte Wirkung, Terence zog die Hoſen an, wie ihm geheißen war, und machte ſich daran, die Whiskeyflaſche leeren zu helfen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kleine Bücherſchau.

†† Das erſte Abendmahl (La prémiere Communion) von Deléeluze (Paris 1836) iſt eine der lieblichſten anmuthigſten neuen literariſchen Erſcheinungen. Auf einem engbegränzten Felde, bei einem ſeiner Natur nach abgeſchloſſenen Gegenſtande, entwickelt der Verfaſſer eine ganz ausgezeichnete Gabe der Compoſition und des Styles. Das Buch kann als ein bleibendes Erzeugniß guten Geſchmakes, reiner Empfindungen und edler Betrachtungen den gemüthlichſten Idyllen und Elegieen an die Seite geſtellt werden. Es war ein ſehr glücklicher Gedanke des Verfaſſers, ſein Werk dem Schuze der Kinder anzuempfehlen. In gewiſſem Sinne gehören die Männer manchmal, die Leute von gutem Geſchmacke oft, die Frauen aber immer zu dieſen, — und ſo können wir daſſelbe den Freunden vorzüglicher franzöſiſcher Literatur mit vollem Grunde empfehlen.

H—l.

△ Wie höchſt nothwendig und erſprießlich es beim Schulunterricht iſt, den religiöſen Sinn zu erwecken, davon iſt unter erfahrenen Schulmännern nur eine Stimme. Vorzüglich aber befördert die Andacht, gemeinſames Gebet am Morgen, bei jedem größern Zeitabſchnitt, bei jeder für die Schule wichtigern Veranlaſſung. Es fehlte uns bisher an einem Buche, in welchem eine Anzahl ſolcher Schulgebete in größerer Mannichfaltigkeit und in ein ſchickliches Gewand eingekleidet ſich findet. Ein ſolches iſt jezt erſchienen unter dem Titel: Die Weihe des Schulunterrichts durch Geſang und Gebet, von Kieſelhauſen. Gotha, 1836. Preis in Parthien, 9 kr. Wir glauben Vorſteher und Lehrer an Schulen auf dieſes zweckmäßige Büchlein aufmerkſam machen zu müſſen.

—nn.

* Harl, Hofrath und Ritter in Erlangen, Syſtem der Geſezgebung der innern Politik. Daſſelbe umfaßt folgende Hauptgegenſtände und beſondere Arten der poſitiven Geſeze: I. Die Polizeigeſezgebung, folglich diejenigen Geſeze, welche ſich auf die unmittelbare Herſtellung und Erhaltung der öffentlichen und Privatſicherheit und auf die Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt beziehen. Die Gründe, warum die Polizeigewalt den Vorrang vor der Juſtiz- und Finanzgewalt habe, und warum die Thätigkeit der erſteren die Grundbedingung der beiden lezteren ſey, findet man in Harl's Entwurf eines vollſtändigen Polizeigeſezbuches. Erlangen, in der Palm'ſchen Verlagsbuchhandlung. — Die Sicherheitspolizeigeſezgebung umſchließt auch: 1, Die Religionsgeſeze oder die geſezlichen Beſtimmungen in Anſehung der äußeren Religionsverhältniſſe der Staatsangehörigen; 2, die Preßgeſeze oder die Vorſchriften zur Verhütung der Mißbräuche der Preßfreiheit. II. Die Juſtizgeſezgebung und zwar: 1, Die Civiljuſtizgeſezgebung und alſo diejenigen Geſeze, wodurch die Rechte der einzelnen Staatsglieder gegen einander beſtimmt werden; 2, Die Kriminalgeſezgebung und mithin ſolche Geſeze, durch welche alle Vergehen und Verbrechen beſtimmt und dagegen angemeſſene Strafe angedroht werden. III. Die Finanzgeſezgebung oder die Geſeze, welche beſtimmen, wie das zur Deckung des Staatsbedarfs nothwendige öffentliche Einkommen erhoben, verwaltet, verwendet und vermehrt werden ſoll. IV. Die Staatswirthſchafts- oder Nationalökonomiegeſezgebung und folglich die Geſeze in Beziehung auf die Induſtrie (im weitern Sinn) und den Reichthum der Nation. Dieſer Zweig der Legislation hat die Aufgabe, nachſtehende beſondere Geſeze zu liefern: 1. Das Kulturgeſez oder die geſezlichen Beſtimmungen in Anſehung der größtmöglichen Ausdehnung und Verbeſſerung der geſammten Landwirthſchaft — des Pflanzenbaues und der Viehzucht in jeder Hinſicht und in dem ganzen Umfange des Staats; 2. das Forſtgeſez und alſo geſezliche Vorſchriften rückſichtlich der zweckmäßigſten Bewirthſchaftung der Waldungen und der Erzielung des größten reinen Ertrages derſelben, ohne der fortdauernden Nachhaltigkeit Abbruch zu thun; 3. Das Bergbaugeſez, wodurch der vollſtändigſte und vortheilhafteſte Betrieb des Bergbaues im ganzen Lande bezweckt werden ſoll; 4. Das Gewerbsgeſez oder die geſezlichen Beſtimmungen in Hinſicht auf die größte Erweiterung und Vervollkommnung der Kunſtgewerbe und Fabriken; 5. Das Handelsgeſez und folglich diejenigen Geſeze, welche die größte Beförderung des geſammten Handelsverkehrs und die Entfernung der dem Handel von Seite der Natur und der Menſchen entgegenſtehenden Hinderniſſe beabſichtigen. Sonach umfaßt das Syſtem der Legislation der inneren Politik nach dem vom Hofrathe und Ritter Harl neulich gelieferten Entwurf die Polizei-, Civil- und Kriminaljuſtizgebung, dann die Finanz- und Staatswirthſchafts-Geſezgebung und die leztere umſchließt noch insbeſondere die Kultur-, Forſt-, Bergbau-, Gewerbs- und Handelsgeſeze.

Korreſpondenz.

** An den Ufern des Starnberger Sees, 14. Sept. 1836. Ich kann Ihnen ſeit einigen Tagen mit dem Horaziſchen: Beatus ille ꝛc. von den maleriſchen Ufern des Starnberger Sees in das joniſche Franken zurufen, und auf einige Stunden von der Reſidenzſtadt entfernt, eine Skizze des idylliſchen Lebens mittheilen, das den Städter in ſeinen Schoos lockt. Hier verſtummt zwar die Politik; Niemand bekümmert ſich in dieſer ländlichen Zurückgezogenheit um die Ereigniſſe jenſeits und dieſſeits der Pyrenäen, Niemand um St. Ildefonſo, wo eine Königin auf den Bajonetſpizen die berühmte Conſtitution von 1812 empfängt, und ſich mit dem ſtrahlenden Diadem dem rohen Willen einer aufgeregten Soldateska beugt; aber auch eben ſo wenig um den Thron-Prätendenten, der in Biskaya's und Navarra's Bergſchluchten einen wandelnden Thron errichtet, oder in Onate ſich von den Engländern huldigen läßt, die mehr von der Poeſie ſeines Kampfes, ſeines Hof- und Feldlagers, als von der Politik ſeiner Camera montana angezogen, ſich in die Schilderungen eines empfindſamen Reiſenden verlieren. — Wir haben hier ſelbſt unſere Pyrenäen, aber ſie kochen keine edlen Metalle — kein Gold und kein Silber, und werden auch nie in Brand gerathen, da ſo viel Milch in ihren Thalern und über ihren Höhen quillt. Das „Viva la Constitucion!“ iſt hier, wie in allen Markungen Bayerns, ganz unbekannt, aber beim Anblicke des Sommerſchloſſes Brey, wo König Ludwig oft gern im Schattendunkel der Linden weilte, vernehmen Sie den weithin tönenden Ausruf der ungebundenen Freude, die ſich auf dem Spiegel des See's ſchaukelt, oder durch die Hügel und Haine einſam oder gepaart zieht. Der Fremde wird durch kein Journal in ſeinen harmloſen Anſchauungen geſtört — er lebt in einem modernen Arkadien, und nur die geiſtreiche Landbötin, das vielgeprieſene Organ der Publizität, weckt ihn an den wenigen Poſttagen durch ihren ſchlagenden Wiz, durch ihre feinen Beziehungen und künſtleriſch gedachten Embleme aus ſeiner idylliſchen Träumerei. — Bayern hat neben der durch Europa verbreiteten Allgemeinen Zeitung, die in Augsburg ſo tief wurzelte, ſeine ſpeziell-allgemeine an der Landbötin. Weil ich auf dem Lande lebe, wo Boten die Poſt vertreten, ſchob ſich in meinem Ideengang dieſes Tagblatt wie ein Glied in die Kette — nach Taſchenſpieler-Weiſe hinein. Hätte ich Matthiſſon's großen Pinſel, ſo würde ich Ihnen dieſes und jenes reizende Tableau in gerundeter Sprache mittheilen, und eben ſo kühn mein Lied: „Dort wo des Seemanns Silberfluten ꝛc.“ beginnen. Kein Genf überraſcht Sie zwar an dieſen Ufern, aber ihre Begrenzungen in einer Länge von 5 1/2 Stunden, aus Schlöſſern, Sommerſizen und artigen Dorfſchaften beſtehend, die mit ſanften Anhöhen und maleriſchen Buchten abwechſeln, bieten ein ſo zauberiſches Gemälde dar, daß Sie das Grandioſe einer impoſanten Uferſtadt leicht vermiſſen. Der Zug der Fremden durch Starnberg belebt es außerordentlich. Während vor Jahren der Bewohner Münchens ſich gerne auf ſeine nächſten Erholungs-Orte beſchränkte, und wenig Geſchmack an Naturſchönheiten fand, befindet er ſich jezt im Kreiſe der Fremden aus Sachſen, Preußen ꝛc., ja ſogar aus Großbritannien, und wird von dieſen zu einem Genuſſe fortgeriſſen, der ihn aus ſich — aus ſeiner beſchränkten Welt herausführt, und ihn vielfach anregt. Man darf ſagen: der Norden beginnt ſich mit dem Süden nicht

Digitized by Google

nur zu befreunden, ſondern allmählig in den Geſinnungen und Anſchauungen zu verſchmelzen, und der geographiſch-klimatiſche Unterſchied wird ſich indifferenziren. Gemüth und Intelligenz, Phantaſie und Verſtand bilden die Polaritäten zwiſchen den Süd- und Norddeutſchen. Wie ſelig ſchwelgt dieſer in der üppigen Fülle des lebensfrohen Süddeutſchlands, das noch, wenn wir beſonders von Bayern ſprechen, als Maſſe betrachtet, nur des Lichtſtrahles bedarf, der im nördlichen — im proteſtantiſchen Deutſchland ſchon früh die zarte Individualität elektriſch durchzuckt und zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit erhebt. Dieſer täglich ſich mehrende Austauſch zwiſchen Gemüthlichkeit und Verſtändigkeit, dieſes gegenſeitige Durchdringen von Licht und Wärme läßt Ergebniſſe erwarten, die dem ganzen Deutſchland eine hiſtoriſche Reform bereiten. — Dem Nordländer entſpendeln in einer Secunde mehr Worte, als dem Bayern in einer Minute. Den Erſteren treibt der angeborne Drang der haſtigen Mittheilung; es muß ſich ihm jeder Gedanke, jede Empfindung, jede Anſchauung in Worte kleiden, die glatt und gerundet in weichen Lauten den Lippen entſtrömen, während der Zweite beſchauend in ſich hinein lebt, und theilt er ſich mit, ſeine Gedanken bedächtig ſich entknoſpen läßt, und in einem ſchweren Dialekte zu Tage fördert. — Ich bin weit entfernt, hier an den Ufern des hügelumgränzten, freudigen Sees die Demarkation zwiſchen Nord- und Süddeutſchland zu fixiren. — Das mag Herrn Gutzkow überlaſſen ſein, der in ſeinen Beiträgen zur neueſten Literaturgeſchichte Deutſchlands eine ſo ſtatiſtiſch-genaue Abgränzung feſtſtellte, weil er durch Herrn Wolfg. Menzel den Norden an den Süden verrathen glaubt. — Der Weilheimer Geſellſchaftswagen rollt unter meinen Fenſtern vorüber. Er bringt Reiſende vom bayeriſchen Oberlande und von Hohenſchwangau, welche dort die verſunkenen Jahrhunderte der Welfen, der Schyren und der Hohenſtaufen von der Magie der Künſtlerhand in die Gegenwart durch die Pracht der Farben gerufen, bewunderten und den Thronfolger glücklich preiſen, der in den alterthümlich majeſtätiſchen Räumen die Gegenwart an eine großartige, bewegte Vergangenheit knüpft und die poetiſchen Nachklänge edler Heldengeſchichten an ſeinem reichen Gemüthe, ihm den eignen Genius anregend, wie leiſe Harfenklänge vorüber ziehen läßt. Täglich wird in jenen Gegenden die Rückkunft S. k. Hoheit erwartet. Man wetteifert, den würdigſten Empfang vorzubereiten und der geliebte Gaſt wird unter Triumphbogen aus Eichenlaub und Blumen in die prangende Burg einziehen. — Der Zug der Einheimiſchen und Fremden nach Schwangau, Schwangau, Füſſen und nach dem Feenſchloſſe Hohenſchwangau dauert noch immer fort, obſchon beſtändiges Regenwetter die Reiſe erſchwert oder wenigſtens derſelben alle Reize nimmt. Nur ſelten öffnet ſich die zauberiſche Fernſicht in die entfernteſten, ſüdlichen Hügel des See's von den Wohnungen des Poſthauſes aus, das als ein neues Etabliſſement, ſeiner vortheilhaften Lage wegen die Gäſte an ſich zieht. Ich möchte Jeden einladen, der Starnberg beſucht, hier ſein Abſteigquartier zu nehmen, da er, ohne einen Fußbreit ſich zu entfernen, die beiden Ufer mit ihren Villa-Bekränzungen vor ſich liegen hat. Sie vermiſſen zwar an dieſem See das Großartige, Imposante des Bodenſees; kein Dampfboot wühlt mit ſeinen mächtigen Schaufeln die Fluth auf und durchfurcht ſie mit ſeiner vulkaniſchen Kraft; kein Hafen nimmt beflaggte Schiffe auf und kein Bregenz u. ſ. w. winkt mit ſeinen alterthümlichen Thürmen dem Segler zu. Allein dieſe liebliche Miniatur einer weichen, üppigen Natur mit ihrem idylliſchen Gepräge erquickt den Großſtädter, der vor mancher Aftergröße, die ihn zu Hauſe unwirthlich und abſtoßend umſtarrt, über die blaue Welle in ein ſtilles, abgeſchloſſenes Eldorado oder laubenreiches Tibur flüchtet und den Gang der vorüberſtrömenden Weltereigniſſe vom Manzanares am Ebro ruhig betrachtet und die Wege der europäiſchen Politik in ihren ſteten Schwankungen — fixiren möchte. Im nächſten Jahre ſieht man auf dem Starnberger See einem Dampfboote entgegen, das mit zwei Pferde Kraft, nach dem Bedürfniſſe für Luſtfahrten conſtruirt, den Aufenthalt noch intereſſanter machen wird. Eine Eiſenbahn zwiſchen München und Starnberg ſoll nach beſtimmten Verſicherungen keineswegs zu den Chimären gehören. Sie tritt wahrſcheinlicher früher ins Leben, als manche andere der bereits projektirten Eiſenbahnen, die vielleicht als Ideen verſchwimmen, wenn nicht bald ein deus ex machina ſie zur That konſolidirt. — Es iſt an die Stelle der bekannten Sturm- und Drang-Periode des geiſtigen Aufſtrebens und Ankämpfens jene des Materialismus getreten, die gierig ihre Hände nach Dividenden und Prozenten ausſtreckt, und ihre Sperrſitze im Reiche des Plutus grabt, anſtatt in jenem Jupiters für die klaren Wohnungen der Ideale feſten Halt zu gewinnen. Allein die Befriedigung der materiellen Intereſſen wird den geiſtigen nothwendig eine neue Bahn ebnen; das Wetterleuchten der politiſchen und non-literariſchen Ideen, die den ganzen europäiſchen Horizont durchzucken, wird nach einiger Donner-Erſchütterung die Gemüther mit einem kühlenden Mairegen befruchten, und die getrennten Bahnen des Realismus und Idealismus werden wieder in Eine zuſammenfließen, auf welcher beſonders Deutſchland, nur von einem geiſtigen Agens getrieben, den Kryſtallthron der Philoſophie einnimmt, und den politiſch-literariſchen Skeptizism durch den Fürſten Pückler Muskau gebändigt, auf immer in Ketten legt.

---

* Wiesbaden, 10. Sept. Die Kur iſt nun zu Ende und am Ende darf man wohl auch die Wahrheit ſagen, d. h. man darf nunmehr Jedermann wiſſen laſſen, daß ſie nicht zum Beſten, ja eigentlich ziemlich ſchlecht war. Im vorigen Jahre war allerdings die Kur auch nicht ausgezeichnet, indeſſen war ſie immer noch beſſer, als die diesjährige. Man thut freilich den Wiesbadenern keinen großen Gefallen damit, wenn man etwas friſch von der Leber weg ſpricht; allein, alles hat ſeine Zeit, ſagt ein berühmter König, und eine Nothlüge zuweilen geht mit unter. Es iſt jetzt ſchon ziemlich todt und öde in unſern Straßen, ja daß man, — wenn nicht hier und da die Handwerksleute, welche an den Neubauten, die allerdings unſerer Thalſtadt zur Zierde gereichen werden, arbeiten und die Straßen ungehbar machen, ſo wie die Fremden, welche immer noch zahlreich nach der Frankfurter Meſſe eilen und unſere Stadt paſſiren müſſen, die Stille unterbrächen, — am hellen Tag überall am Einſchlafen nicht gehindert wäre. Die Mainzer Theatergruppe hat uns vorgeſtern auch verlaſſen und das Einzige, was noch übrig geblieben und an die Kur erinnert, iſt das Roulet. Ja, das Roulet kann nicht müde werden mit ſeinen Collegen, dem trente et quarante, bis das letzte preußiſche Drittelthalerſtück aus dem letzten Fond des letzten Kurgaſtes, von der letzt pointirten Change vom letzten Croupier in den letzten Abſchlußerat eingehüpft iſt, dann wird auch zum Letztenmale das verhängnißvolle: „rien va plus“ ertönen. — Doch noch iſt nicht alle Hoffnung verloren! Wie man vernimmt, ſo iſt das Bad- und Gaſthaus zu den vier Jahreszeiten, das die günſtigſte Lage von all unſern Bad- und Gaſthäuſern hat, von Hrn. Chabert in Pacht genommen, und ſoll mit Pariſer Eleganz ausgeſchmückt, zum Troſte aller Pointeurs aber mit einem ſtehenden Roulet, das ſowohl im Sommer als im Winter die Opfer der frommen Gläubigen an Fortunens baaren Ruhme, auf ſeinem Altar empfängt, verherrlicht werden. Das dürfte wenigſtens ein Auskunftsmittel für diejenigen werden, die im Winter nicht wiſſen, wo ſie mit ihrem Gelde hinſollen. — Nach Mittheilungen aus unſerem Rheingau ließ das ſeitherige Wetter Beſorgniſſe für den Wein entſtehen. Unſere Müller hingegen ſind froh, wieder Waſſer auf ihre Mühlen zu bekommen. Man erwartet, dem Vernehmen nach, in Biebrich den Beſuch des Kronprinzen von Preußen, auf Höchſtdeſſen Rückreiſe nach Preußen über Bayern.

---

† Berlin im September. Unſere an Neuigkeiten und Kunſterzeugniſſen ſehr arme dermalige Zeit, bietet nur wenig Stoff zur Mittheilung, und dürfte für Auswärtige von keinem Intereſſe ſeyn; da uns Berlinern jedoch in dieſen Tagen die Anſchauung einer reichhaltigen Gemäldeausſtellung, und im folgenden Monat die Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzeſſin Eliſabeth, (Nichte S. M. des Königs) mit dem Prinzen von Heſſen-Darmſtadt bevorſtehen, ſo wird mein nächſter Bericht um ſo wichtigere Gegenſtände im Gebiete der Kunſt enthalten.

Den 9. d. M. überraſchte S. M. der König Otto von Griechenland den Unſrigen mit einem Beſuch in Potsdam. Erſterem zu Ehren war am 10. große Tafel im neuen Palais bei Sans-ſouci, und am Abend eine Vorſtellung auf dem daſelbſt befindlichen äußerſt geſchmackvoll eingerichteten Theater. — Am 11. ganz früh erfreute König Otto, jedoch im ſtrengſten Inkognito, Berlin mit ſeiner Gegenwart, blieb aber nur wenig Stunden, die er dazu anwendete, in der Stadt umher zu fahren, um mindeſtens deren großartige Gebäude von Außen, und die innere Einrichtung der Kadettenſchule kennen zu lernen, die, wie man vernimmt, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Gegen Mittag reiſte S. M. hier über Potsdam nach Dresden ab. Sehr zu bedauern bleibt es, daß Tages vor der Ankunft des Königs Otto unſer Kronprinz ſowohl, als ſämmtliche Prinzen des Königshauſes zu den Manövers nach Rheinpreußen abgereiſt, und dadurch der Freude beraubt waren, ihn in Potsdam zu empfangen.

Von unſeren Theatern kann ich Ihnen nur Trauriges melden. — Der Direktor der königſtädtiſchen Bühne, Kommiſſionsrath Cerf, (vormals Hirſch) — hat im verfloſſenen Frühjahr ſeine gut beſetzte Oper auseinander gehen laſſen und verſpricht uns dafür noch in dieſem Herbſt große Schauopern mit neuen Subjekten, wird aber den abgegangenen Verluſt ſchwerlich erſetzen. Eine Madam Beiſteiner, die vor 6 bis 7 Jahren mit geringem Beifall an der königlichen Bühne gaſtirte, iſt von ihm als erſte Sängerin mit 3400 Thaler pr. cour. auf ein Jahr engagirt. Die gute Frau beſitzt zwar eine bedeutende Kehlfertigkeit, im Uebrigen aber . . . . . . Nun wir werden ſehen und hören! — Daß uns Herr Cerf mit den Opern: Der Maskenball von Auber, und die Jüdin von Halevy regaliren will, iſt zwar löblich, aber was ſollen dieſe nur auf den größten Glanz, ein vollſtändiges Ballet, und einer Chormaſſe berechneten Spektakelopern auf einer Bühne, der alle dieſe Erforderniſſe abgehen, und die ihrer Beſtimmung nach die Gränzen eines Volkstheaters nicht überſchreiten dürfte. Was ſollen, frage ich, dieſe höchſt unvollkommenen Zwergvorſtellungen in einer kgl. Reſidenz, die ein Opernhaus, und Mittel wie ſie dem Hoftheater zu Gebote ſtehen, aufzuweiſen hat. Zwar trägt die Schuld aller dieſer Mißgriffe die dermalige Verwaltung unſerer königlichen Bühne, die es ſich zum Geſetz gemacht zu haben ſcheint, die vormals ſo glänzende kgl. große Oper ganz zu Grunde zu richten und dadurch Hrn. Cerf den Weg bahnte, alle in ſeinem Privilegium enthaltenen Beſchränkungen nach und nach zu entfernen. Für heute würde mich dies Thema zu weit führen, ich komme aber bei meinen fernern Theaterberichten darauf zurück.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. — №. 15.

Das landwirthschaftliche Kreisfest zu Bayreuth den 28ten September 1836.

Wer in Bamberg Patriot genug iſt, um die Bayreuther Zeitung zu leſen, wird alles erfahren haben, was bei unſerem landwirthſchaftlichen Volksfeſte ſich ereignete und hätte ereignen können, er hat Gelegenheit gefunden in dem Worte Oekonomie eine vielfache Bedeutung zu finden, denn kann man weniger Zeit für das Arrangement und die Ausführung eines Volksfeſtes aufwenden, als 2 Tage, und weniger Geld als keines? — Aber nicht allein der Oekonom, nein auch der Verſchwender wird durch den Artikel über das Volksfeſt in der Bayreuther Zeitung befriedigt werden. Leſen Sie dieſen Artikel, und rathen Sie Ihren Freundinnen dießmal lieber die Fremden-Anzeige als genannte Schilderung zu überſchlagen! — Welch eine Sprache — welche lebhaften gelungenen Bilder, welche Fantaſie, welch ein Schmettern, Wirbeln, Knallen, welch ein verſchwenderiſcher Aufwand mit Worten! — Wenn Sie noch keinen Correſpondenten in Bayreuth haben — Sie müßten mich denn in Rechnung bringen — o! ich rathe Ihnen, erforſchen Sie den Verfaſſer des Aufſatzes, reichen Sie ihm einen Lorbeerkranz und eine Feder und ſagen ihm: correſpondire — und ſey glücklich! Gewiß Jeder auch der Fühlloſeſte muß bey Leſung dieſes Parade-Artikels einige Rührung empfinden! Jeder trifft dort alte Bekannte! und Ihr fühlende, zarte weibliche Seelen, die ihr alle Romane geleſen, o ſagt: habt Ihr nicht einen Extrakt Euerer Lieblinge vor Augen! — Das Schwatzen der Menge — das Donnern der Kanonen — das Licht der Scene. — Es iſt wirklich eine ſchwere Aufgabe, ſo Vieles zu ſchreiben und keinen Gedanken dabei zu haben, der nicht ſchon hunderte von Malen durch die Hände des Setzers und die Köpfe der Leſer gegangen wäre! —

Was kann ich nun noch zur Beſchreibung unſeres Volkfeſtes hinzufügen? — Eine Pflicht nur der Gerechtigkeit will ich erfüllen, gegen den Anordner der Feſtlichkeiten, der bis jetzt weiter keine Genugthuung gehabt hat, als daß er ſelbſt in der Bayreuther Zeitung dieſelben beſchreiben durfte. — Es war nichts geringes in einem Tage ein Theater zu erbauen, eine Tribüne und Plätze für die Zuſchauer. — Mehr denn 1000 Menſchen hatten ſich verleiten laſſen, Entree zu bezahlen, um mit dem beneidenswerthen Namen Zuſchauer und Zuhörer belegt zu werden. — Aber zum Lobe der Unpartheilichkeit des Anordners ſey es geſagt: ohne Unterſchied des Standes und Vermögens, ohne Rückſicht ob Jemand einen oder 4 Zwölfer gezahlt hatte; Keiner konnte etwas ſehen und hören — von dem was auf dem Theater vorging nemlich; ſeine Umgebungen ſah und hörte man nicht nur, man fühlte ſie auch! — Die Ausgabe für einen Vorhang hätte erſpart werden können, das Publikum ſelbſt war der Vorhang, die Schauſpieler waren die Feldherrn, welche vor der Front den Plan zur Schlacht beriethen, die Zuſchauer waren die in feſten Kolonnen aufgeſtellten Truppen, welche nur thun was über ſie beſchloſſen wird! — Keiner war unzufrieden mit der Aufführung, wohl nie ſind Schauſpieler weniger dem Tadel ausgeſetzt geweſen, als bei dieſer Vorſtellung. — Nur als der Anordner in einem verzweiflungsvollen Augenblicke — da das Publikum klein und groß ſich in einem furchtbaren Strome über die natürlichen Gränzen hinausdrängte — Wallenſteins Heere ſammelte und gegen die Vordrängenden und Gedrängten zu Felde zog; da hörte man barbariſche Flüche und herzzerreißende Seufzer und der Glorienſchein des Ordners wurde bedeckt durch die finſtere Wolke des Tadels! — Aber ich will gerecht ſeyn gegen das Publikum; Niemand — der nemlich Leſer ihres Blattes iſt — ſoll ſein Geld umſonſt ausgegeben haben: hier folgt der Prolog, der in ſchönem Wechſelſpiele von Hrn. Löwe und dem Souffleur geſprochen und gehört wurde, ſo daß Hr. Löwe bald Deklamator, bald Publikum war, und umgekehrt ebenſo der Souffleur.

Prolog
für die Darſtellung von Wallenſteins Lager im Freien und zur Feier des landwirthſchaftlichen Feſtes.

Willkommen hier, wer nach des Tages Mühen
Erheit'rung in Thaliens Tempel ſucht!
Die Mauern nicht, die Menſchenhände bauten,
Kein wiebelnd Dach, das ſtolze Säulen tragen,
An dir des Bildners Kunſt ſich kühn verſuchte,
Kein Schmuck der Malerei der täuſchenden,
Umgiebt Euch hier. Wir führten Euch hinaus
In jenen Tempel, den der Allmacht Güte
Für jede Kunſt, für jedes Weſen ſchuf,
Erkennend das: vollkommen nur
Iſt alle Kunſt durch die Natur! —

Und ſelbſt das Feſt, das heute uns vereint,
Es mahnt daran, wie Alles hoch und hehr
Was die Natur dem Sterblichen gegeben.
Mag auch der Same Euch unſcheinbar ſeyn,
Den fleiß'ge Händ' der Erde Schoß vertrau'n;
Es wird der Blume Pracht Euch doch erfreu'n,
Mit Staunen werdet Ihr die Früchte ſchau'n!
Und wer der Schöpfung Größe will erfaſſen,
Durch die Natur muß er ſich leiten laſſen.

O! wie da Alles Leben hat und Luſt,
Wie jeder Tag in freudigem Bewegen
Mit neuen Reizen Flur und Felder ſchmückt!
Wie jeder Augenblick mit neuen Freuden,

Digitized by Google

Das Herz, das die Natur empfindet, füllt!
O! dieſe Freuden hat der Städter nie!
Ihm gilt es gleich, ob Sonnenſchein, ob Regen,
Er kennt den Werth, die Wohlthat beider nicht;
Doch wie begrüßt mit dankerfülltem Herzen
Der Landmann froh den erſten Sonnenſtrahl,
Wenn Regen ihn bedroht! Er tritt hinaus
In die erquickende Natur.
Ihn haucht des Schöpfers Athem an aus ihr,
Der Andacht heil'ge Stätte iſt ſie ihm.
Belaſtet nicht mit ewig reger Sorge,
Die fürchtend ſich die Klugheit ſelber ſchafft,
Belaſtet nicht mit ſtets erneuten Qualen,
Die Eitelkeit, die Hochmuth auferlegt:
So tritt der Landmann mit dem frohen Herzen
Nach innigem Gebet das Tagwerk an.
Und kehrt er heim in ſeine Friedenswohnung
Lohnt ihm der Gattin liellevoller Gruß,
Es jauchzen froh die Kinder ihm entgegen,
Die durch der Hände Arbeit er ernährt.
Ja es belohnt durch ſelbſtgeſchaff'ne Freude
Das Herz ſich mehr, wie eine Welt es kann!
Und wer den Menſchen nie in der Natur
Geſucht, der wird ihn wahrlich nimmer finden. —

In andre Zeiten ſoll Euch heut' verſetzen,
Des Krieges Schrecken zeigen unſer Spiel;
Denn wollten wir des Friedens Bild Euch geben,
Um Vieles wiche hier die Kunſt dem Leben. —

Beinah um zwey Jahrhunderte zurück,
Laßt Eure Fantaſie Euch jetzo tragen.
Des Lagers Ungeſtüm, der Krieger Luſt
An tobendem, vernichtendem Beginne,
Die Folgen eines 30jähr'gen Kampfes,
Das Beſſeren, des Glaubens Spott und Hohn:
Das Alles führt in wohlgetroff'nen Zügen
Der große Dichter hier vor unſer Aug!
Der Grundton des Gemäldes iſt die Kraft,
Doch iſt es nicht die Kraft, die ſchaffende,
Durch Kunſt und Wiſſenſchaft zum Ziel geleitet,
Die Kraft des Geiſtes nicht und des Gefühls;
Es iſt die wilde, die zerſtörende,
Die ihre Lorbeern auf Ruinen pflückt! —

Und wenn, durch dieſes Bild erfreut, wir tief
Des Friedens und der Ordnung Wohlthat fühlen;
Dann wollen dankbar wir den König preiſen,
Des Volkes Vater, der mit weiſer Hand
Die Friedenspalme unter uns gepflanzt,
Der heute uns zu edlem Zweck vereint,
Dem Fleißigen, dem Landmann Schutz und Freund.

Und auch die Bamberger mögen (wenn ſie, wie wir nicht zweifeln, ihr Volksfeſt wieder im dreifach bewährten Glanze abgehalten) im nächſten Jahre unſer landwirthſchaftliches Feſt recht zahlreich beſuchen, damit durch vereinte Kräfte die gute Sache wachſe, gedeihe und Früchte trage, zum Segen des Volkes!

Julius Carolina.

Terence O'Flaherty.

(Schluß.)

In dem Geſchäfte brauchten ſie auch nicht lange. Ein Glas verſchwand nach dem andern wie durch Zauberei, und ihre Luſtigkeit ſtieg auf einen ſo hohen Grad, daß ſie ſich Geſchichten erzählten und Lieder vorſangen, daß die Balken krachten. Judith mußte in einem verzweifelten Duſel gelegen haben, daß ſie lange nichts davon gehört hatte; und es wäre gut geweſen für die arme Seele, wenn ſie ſo fort geduſelt hätte. Terence vergaß ganz und gar, daß ſolch ein Weſen, welches er ſein Weib zu nennen hatte, noch exiſtirte, was ihm nicht begegnet war, ſeitdem er ſich unter Pater O'Phelim's Auſpizien in das heilige Joch der Ehe geſchmiegt. Seine wenigen Gedanken waren die ganze Zeit über wo anders; er dachte an den guten Poteen vor ihm, und betete zu den Heiligen, daß er ewig währen möchte.

Aber während er der vollen Macht dieſer frommen Wünſche ſich überließ, entging ihm doch nicht, daß an dem alten Herrn etwas veedammt Wunderliches war. Dieſe glühenden Augen, die ihm ſchon vordem aufgefallen waren, producirten ſich jetzt glühender als je. Sie waren wie Katzen- oder Eulenaugen, wenn dieſe Thiere ſtehlen; ſie warfen einen blendenden Schein auf den Schneider, daß ſie ihn beinahe außer ſich brachten Das war noch nicht Alles; denn ſo oft etwas, was Terence ſagte, dem Fremden recht behagte, ließ ſich ſolch ein hin und her Raſcheln und Wedeln hören, als ob etwas unter dem Tiſche den Boden kehrte.

„O! euer Gnaden, was mag das ſein, das um eure Füße herum ſolch einen Lärm macht?“

„Nicht der Rede werth, Terence,“ ſagte der alte Heer, „es iſt nur mein Schweif, der die üble Gewohnheit hat, ſich zu bewegen, wenn mich etwas vergnügt.“

„Euer Schweif,“ rief Terenre, herzlich lachend. „Ah! hab ich euch endlich erwiſcht? Nun will ich wetten, was ihr wollt, daß ihr eben ſo gut Bocksfüße habt, wie einen Schweif?“

„Ja wahrhaftig, die hab ich,“ ſagte ſeine Gnaden, „wie ihr mit eigenen Augen ſehen könnt.“ Da hob er ſeine 2 Füße auf und zeigte ſie dem Schneider; und ſie waren eben ſo geſpalten wie die irgend eines veritablen Bockes im Lande.

Ihr glaubt vielleicht, Terence ſei darüber erſchrocken? Beim Teufel nein! der Spaß ſchien ihm köſtlich; den Finger an die Naſe gelegt und ſchlau blinzelnd, gab er dem alten Herrn mit vertraulichem Kopfnicken und Lächeln zu verſtehen, er habe ihn wohl durchſchaut.

„Aha, ihr ſeid ein Pfiffikus!“ ſagte er, „hab's gleich geſagt, aber ihr ſeht jetzt, daß ich euch auf der Spur bin, und ihr ſollt mir keinen Fuß vor die Thüre ſetzen, bevor ihr mir eins auf der Geige geſpielt habt, denn ich bin gewiß, ihr habt eine bei euch.“

„Ihr ſollt nicht vergeblich auf ein Liedchen warten“, ſagten ſeine Ehrwürden, „aber ich denke, ein Tänzchen würde ſich nicht übel dazu ausnehmen. Wie wär's, wenn wir Frau Judith weckten, ihr könntet miteinander tanzen, während ich aufſpiele?“

„Alle Wetter, nein! das geht nicht an“, erwiderte O'Flaherty, „aber wenn ihr mich zuerſt eine Hornpipe allein tanzen laſſen wollt, dann mögt ihr mich mit Frau Judith in's Fegfeuer tragen, wenn's euer Gnaden beliebt.“

„Wohl denn, Terenre,“ rief der alte Herr, „ich halte euch beim Wort, und ich weiß gewiß, ihr werdet mich dafür all' euer Lebtage ſegnen.“ Hiemit brachte er ſeine Geige zum Vorſchein und ſpielte eine Hornpipe. Terence tanzte dazu auf ſeinem Werktiſch, er ſprang wie ein Wahnſinniger herum, bis er ſeine Stirne an die Decke anbutzte, und erſchütterte das Zimmer wie ein Donnerſchlag, während ſeine

Digitized by Google

Ehrwürden auf dem Boden ſtanden und die Geige ſpielten, dazu mit dem geſpaltenen Fuße den Takt ſchlugen und mit ihrem Schweiſe in Spiralwindungen nach allen Richtungen wedelten. Doch nicht ſo bald hatte Terence zu tanzen begonnen, als Scheere und Nadeln, Bügeleiſen und Bügelbrett daſſelbe thaten. Schüreiſen und Feuerzange und zuletzt alle Geräthe im Zimmer folgten dem Beiſpiel. Alles tanzte, was da Leben hatte oder nicht, und je länger ſie tanzten, deſto ſtürmiſcher und ungeregelter wurden die Geſtikulationen.

Aber ach, welch' ein Jammer! Dieſer ſchönen Tanzpartie wurde auf einmal von Frau Judith ein Ende gemacht, die plötzlich die Thüre ihres Zimmers öffnete, und ihr mageres, ſauertöpfiſches Geſicht in die Werkſtatt ſteckte. Stracks ſchwieg die Muſik, Terence ſprang erſchreckt vom Tiſch herab, und Schüreiſen und Zange und alles Geräthe ſtürtzten jählings auf den Boden. Nicht eine Seele im Zimmer faßte ſich, außer dem alten Herrn, der zum Bewundern kalt und ruhig blieb, und nicht die mindeſte Furcht oder Leidenſchaft blicken ließ. Frau Judith, als ſie dieſe ſaubere Geſchichte ſah, blieb wie verſteinert ſtehen. Sie wußte nicht, was ſie daraus machen ſollte, und ſchaute wie ein abgeſtochenes Schwein auf die Scene vor ihr. Doch bald war ſie über ihre Stelle in dem Drama mit ſich einig, ſie ergriff das Schüreiſen und ging auf Terence los, ohne Zweifel in der Abſicht, das Tagslicht in ſeinen Schädel fallen zu laſſen. Terence, als ein kluger Mann, verſteckte ſich hinter ſeine Gnaden, und überließ es dieſem, den erſten Angriff abzuſchlagen. Als nun Judith herankam, ſtellte ſich der alte Herr zwiſchen ſie und ihren Mann, bewahrte des Schneiders Haut vor all' den Komplimenten, die ihm zugedacht waren. Aber daran kehrte ſich Judith nicht, ſie ſchwur Stein und Bein, ſie wollte, wenn ſie nicht an dem einen könnte, ihre Wuth an dem andern auslaſſen. So ſchlug ſie denn den würdigen, alten Herrn auf den Kopf, aber der lachte nur dazu, und das that auch Terence, denn ein langes ſchwarzes Horn ſchoß über des Herrn Stirne hervor, gerade an dem Fleck, wo ſie ihn geſchlagen hatte. Judith, nicht faul, wiederholte den Gruß auf der andern Seite, da kam alsbald ein zweites Horn, gerade wie das erſte, zum Vorſchein. Auſſerdem thaten ihm die Hiebe nicht ſo viel und er lachte dazu, als ob er mit einem Strohhalm wäre geſchlagen worden.

Als Judith das ſah, merkte ſie Unrath, ſie kam dahinter, wer ſeine Ehrwürden wären, und dachte, es wäre keineswegs mit ihrer Tapſerkeit unverträglich, wenn ſie zum Rückzug bliefe, und ſich wo möglich aus der Schlinge zöge. Armes Ding, ſie wurde unruhig, denn der Herr hatte nicht blos ein Paar Hörner auf dem Kopf, auch ſeine Augen, wie ſie durch die Brillengläſer guckten, ſprühten wie glühendes Eiſen, überdies bemerkte ſie zum erſtenmal, daß er einen langen Schweif und Bocksfüße hatte. „Sankt Peter ſteh mir bei", rief ſie, „denn ſo wahr ich Judith O'Flaherty heiße, ihr ſeid der Teufel, und je eher ich von euch komme, deſto beſſer." Mit dieſen Worten machte ſie ſich nach ihrem Zimmer, in der Hoffnung, hinein zu wiſchen, um ſeiner Ehrwürden und ihrem Mann die Thüre vor der Naſe zuzuriegeln. Aber der alte Herr war ihr zu flink, huſch war er vor der Thüre, wobei Terence immer den behaglichen Ehrenplatz hinter ſeinem Rücken behauptete. Seine Gnaden führten alsdann Frau Judith mit aller Artigkeit von der Thüre weg, ſtellten ſie mitten in das Zimmer, und beganneu ſofort wieder die Geige zu ſpielen. Nothgedrungen hub Frau Judith an, nach allen Seiten hermzuwirbeln, wie beſeſſen, und kaum hatte ſie zu tanzen begonnen, als Terence das nämliche that, das Schüreiſen, die Zange und alles Geräthe trieben ihr altes Weſen und tanzten nach Herzensluſt wie zuvor. Vergebens weinte Judith, vergebens ſchrie ſie und zerrauſte ſich in Verzweiflung das Haar, ſie mußte tanzen, da war nicht zu helfen, tanzen nolens volens, ſo lange ſeine Geſtrengen auf der Geige ſpielte.

„Nun Terence", ſagte der alte Herr nach einer Weile, „ſeyd ſo gut und öffnet die Thüre, ich und Frau Judith wollen unter freiem Himmel ein Tänzchen machen, aber ſeht zu lieber Junge, daß ihr zu Haus bleibt, und uns nicht nachgeht."

Als Judith das hörte, wurde ſie unruhiger, wie je zuvor, und beſchwor Terence, ſo lieb ihm ihre Seele wäre, nicht zu thun, was ſeine Ehrwürden verlangten; aber Terence kümmerte ſich nicht einen Pfifferling um ihre Seele und öffnete im Nu die Thüre. Hinaus fuhr der alte Herr auf der Geige ſpielend, und hinter ihm kam Frau Judith, die ihre Wangen zerkratzte, und außer ſich vor Schrecken und Verwirrung, tanzte. Sobald ſie draus waren, ſtellte ſich Terence unter die Thüre, um doch zu ſehen, wohin ſie eigentlich marſchirten. Es war Mondſchein und er ſah ſie zuerſt ſein Kartoffelfeld, das vor dem Hauſe lag, hinuntertanzen, dann kamen ſie in den Sumpf hintendran, aber wohin ſie nachher kamen, konnte er nicht ſagen, denn ſie waren allmählig verſchwunden im Dunkel der Nacht, der Ton der Geige und Judith's Geſchrei verloren ſich bald darauf in der Ferne. Aber eh' ſie außer Bereich der Stimme waren, fielen ihm die bocksledernen Hoſen ein, die er anhatte, da rief er laut, ob ſeine Ehrwürden ſie nicht mitnehmen wollten? „O nein, Terence, behaltet ſie für euch, tragt ſie mit Geſundheit und mein Segen ſei mit euch." Das war die Antwort des würdigen, alten Herrn, wie er mit dem Weibe des Terence O'Flaherty forttanzte.

Wie Terence das hörte, wollte er ſich vor Freude zu todt lachen; angekleidet wie er war, taumelte er in's Bett und ſchlief feſt, bis die Sonne in ſein Kämmerlein ſchien und ihn weckte. Vor allem ſchaute er nach ſeiner Frau, ob nicht der Herr ihrer überdrüßig geworden, und es ihr eingefallen wäre wieder zu kommen; aber keine Judith war zu ſehen, todt oder lebendig. Dann ſchaute er nach, ob er die bocksledernen Hoſen, die er für ſeine Ehrwürden gemacht, noch anhätte, aber ſie waren auch fort, und zu ſeinem Erſtaunen fand ſich, daß er ſtatt ihrer die Hoſen des Pater O'Phelim anhatte. Wie das kam, wußte weder er, noch irgend eine lebende Seele in Kilready zu ſagen, aber es war ſo, wie man aus Terence's eigenem Munde erfuhr, deſſen Anſicht nach es durch ein Wunder geſchehen war.

Freilich ging nachher ein Gerücht, Frau Judith O'Flaherty ſey 2 Monate ſpäter in Geſellſchaft eines Jägercorporals, denn man in derſelben Nacht, wo ſie mit dem alten Herrn abfuhr, um das Haus ſchleichen ſah, angetroffen worden; indeß Terence ſchwur auf die Bibel, er habe ſie ſo abfahren geſehen, wie hier umſtändlich beſchrieben iſt, und in der That zum Glücke des ehrlichen Schneiders kam ſie auch nie mehr wieder. — (E. F....)

Korreſpondenz.

Kreiſtiſches ans Mainz, vom 24. Sept. (Theater.) Vor wenigen Tagen iſt die diesjährige Theaterſaiſon eröffnet worden, und unſere Schauſpieler ſcheinen friſchen Lebensmuth aus den Bädern von Wiesbaden mitgebracht zu haben, denn alles, was wir ſeit der Zeit ſahen und hörten, läßt auf Erfreuliches ſchließen. In der That iſt es eine unangenehme Sache, daß in den drei Sommermonaten die Pfoeten

Digitized by Google

unſeres herrlichen Theater-Tempels verſchloſſen bleiben; unſere Gegend bietet zwar in dieſer ſchönen Jahreszeit die mannigfaltigſten Natur-Reize, allein das Entbehren alles dramatiſchen Genuſſes fällt den Theaterfreunden doch ſchwer. Theater iſt ohnedin ein Lebenselement unſerer geſellſchaftlichen Converſation. Die Fragen des Tages, die Politik, dieſes ewige Gewebe von Widerſprüchen, hinter deren Iſis-Schleyer kein ungeweihtes Auge dringt, werden am Ende überdrüßig, die kleinen Novitäten des Tages ſind bald abgethan, die Wichtigkeiten der Theegeſellſchaften werden nachgerade zu wäſſerig. Aber das Theater, dieſer ewig friſche Keen für verſtändige und unverſtändige Raiſonnements, bleibt eine unverſiegbare Quelle. Daher kömmts, daß wir der jedesmaligen Eröffnung der Saiſon mit Sehnſucht entgegen ſehen. — Meinem Grundſatze treu, die wichtigſten Erſcheinungen auf der Bühne zu referiren, habe ich Ihnen aus den beiden letzten Theaterwochen nur über zwei Novitäten, und über das ſehr intereſſante Gaſtſpiel der Fräulein Agnes Schedeſt aus Wien Bericht zu erſtatten. Die beiden Novitäten waren „Johannes Gutenberg“ von Mad. Birch-Pfeifer, und der „Oheim“ von einer anonymen, aber hohen Verfaſſerin. Johannes Gutenberg iſt unter den ſchlechten Stücken der vielſchreibenden Birch-Pfeifer das Beſſere. Zwar an gediegener Charakterzeichnung iſt nicht zu denken, aber dafür an ſehr affectreichen Situationen, die für Leute, welche ſich um den dramatiſchen Gehalt eines Schauſpiels nicht viel bekümmern, ſehr willkommen ſind. Die beſte Figur im Stücke iſt Gutenberg; der Stoff iſt zu reichhaltig, es war der Madame nicht möglich, ihn zu verderben, obwohl Gutenberg unter Meiſterhänden ein wahrerer Charakter geworden wäre. Bertha, Gutenbergs Frau, iſt ſchon eine Portion ſchlechter ausgefallen. Wo iſt an dieſer Bertha ein Zoll Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit geblieben? Kann der Schwarzkünſtlerglaube eines gleißneriſchen Bettelmönchs (des Pater Sebaldus) in wenigen Minuten eine, dem weiſeſten, frömmſten, redlichſten Mann ſeiner Zeit mit ſo reiner Liebe anhangende Edel-Frau, die Gattin Gutenbergs, zum Glauben bringen, der geheime Laborant ſey ein Teufelsbündner? Was Bertha ſpäter im Kloſter büßt, iſt nicht hinreichend für das einzige Glück, das ſie dem edlen Mann durch ihre Trennung raubt, für den geſtohlnen Glauben an Menſchen- und Gatten-Liebe! — Fuſts Tochter, Kätchen, iſt eine ſentimentale Schwärmerin, ſie weiß ſo wenig, warum ſie jeden Augenblick die große Erfindung Gutenbergs preiſt, als warum ſie Gutenberg liebt, und den Pater Schöffer verſtoßt! Aber ein Liebeshandel mußte in das Stück, ſollte es auch auf Koſten der Wahrheit ſeyn, ohne verliebte Närrin kann Birch-Pfeiffer kein Stück ſchreiben! — Fuſt iſt der perſonifizirte Geldgeiz und Wucher, er iſt nicht einmal unſeres Haſſes werth. Und doch lag es ſo nahe, aus Fuſt einen Charakter zu machen, wenn er etwas mehr ehr- und weniger geldſüchtig geworden wäre! Und ſo geht die Miſere durch das ganze Stück. Für Mainz hat dieſes Stück daſſelbe Intereſſe; nicht nur die Namen, ſondern auch die Orte, die hier vorkommen, ſind uns lieb und theuer, und heilige Erinnerungen knüpfen ſich an dieſelben. Darum gefiel auch dieſes Drama hier ſo außerordentlich, und es wird immer gefallen, denn der gerechte Stolz unſerer Bewohner auf die Landsmannſchaft Gutenbergs iſt ſehr groß! Geſpielt wurde das Stück vortrefflich. Hr. Mayer, ein braver Sänger und ein braver Schauſpieler zugleich, zeigte uns den biedern, großen Erfinder in ſeiner ganzen Würde. Sein impoſantes Spiel hob manche Mängel der Dichterin. Dem. Brenzler iſt ein Kätchen, wie wenige, ihr Spiel iſt voll Leben und Wahrheit. Dem. Seele gab die Rolle der Bertha ausgezeichnet gut, ſie iſt für hochtragiſche Parthieen eine herrliche Acquiſition unſerer Bühne. Hr. Vogel gab die unbedeutende Rolle des Johann Fuſt vortrefflich, ſeine Intriguants ſind Muſterbilder. Dem Originalſchauſpiele der Prinzeſſin Amalie von Sachſen „der Oheim“ haben die Zeitungen große Lobſprüche ertheilt. Allerdings iſt manches ſehr Gute darin zu finden. Beſſer als manches neuere Erzeugniß von manchem Dichter und Dichterin iſt das Stück allerdings und der Charakter des Dr. Loeve iſt ſogar vortrefflich gezeichnet; aber die Handlung iſt mitunter ſchwach und unwahrſcheinlich, beſonders der Schluß. Der Doktor Hageſtolz, der ſeine geliebte Marie unter der Erde liegen hat, ward plötzlich ein Verliebter, und eben ſo plötzlich giebt er ſein Glück wieder auf, als er ſich hintergangen glaubt, und gleich darauf liebt er wieder, und endet mit den Worten „das hat mir meine geliebte Marie gethan!“ Ich glaube, die geliebte Marie hat nichts gethan, und das ſchöne, eine Million reiche Mädchen hat alles gethan. Baron Löwenberg, ſein Neffe, iſt noch wankelmüthiger; und ſein Freund, der Baron, iſt eine Figur, wie ſie in der großen Welt jeden Augenblick vorkommen, ſo wie Frau v. Stürmer eine ganz gewöhnliche eingebildete, kranke Kokette iſt; Anna aber iſt ein ſehr edles, liebenswürdiges Geſchöpf, und verdient es, daß ſie die Frau Dr. Loeves wird! Im Ganzen machte auch das Stück bei uns wenig Senſation, obgleich Hr. Cornelius (Dr. Loeve) und Dem. Brenzler (Anna) ganz vorzüglich gut ſpielten. — Ich komme zu den Gaſtdarſtellungen der Fräulein Agnes Schedeſt aus Wien. Wir ſahen die Dame in dreien Rollen, als „Fidelio“ in Beethovens Oper, als „Alice“ in Robert der Teufel, als „Romeo“ in Bellinis Romeo und Julie. Fidelio war ihre ausgezeichnetſte und grandioſeſte Leiſtung; Zärte und Kraft waren hier in erſtaunlichem Einklang, der Wohllaut dieſer Stimme wirkte wie ein Zauber, das Dramatiſche des Vortrags entzückte!! Die „Alice“ gehört nicht in dem Rollen-Genre der berühmten Sängerin; wir hätten gewünſcht, ſie hätte eine andere Rolle für dieſe gewählt; einzelne Momente waren freilich hinreißend ſchön; aber das naive Mädchen der Normandie ſahen wir nicht! Als Romeo war der Gaſt ausgezeichnet, und in dieſer Rolle dürfte Fräulein Schedeſt von keiner deutſchen Sängerin überboten werden. Das Heroiſch-Leidenſchaftliche iſt das Bereich dieſer herrlichen Sängerin; Rollen, die ſich in dieſer hohen Sphäre dramatiſch-muſikaliſcher Bedeutſamkeit bewegen, ſagen den natürlichen Mitteln dieſer Künſtlerin im hohen Grade zu. Ein außerordentlicher Beifall krönte dieſe Darſtellung! — Ich gebe Ihnen zum Schluſſe noch eine Skizze der innern Verhältniſſe unſerer Bühne. An ihrer Spitze ſteht der Theaterdirektor Remie, ein Mann von Einſicht und gutem Willen, an dem nur die Unbilligkeit etwas zu mäkeln hat. Er ſucht unſre Bühne, die durch die letzten Direktionen in üble Umſtände gekommen war, (obgleich unſre Stadt 300,000 fl. für den Theater-Neubau hergegeben hat) auf eine Höhe zu ſchwingen, wo ſie nach unſrem Standpunkte ſtehen muß, und er hat ſchon manchen redlichen Schritt dazu gethan. Sein Perſonal iſt gerade kein ausgezeichnetes, aber doch ein ſolches, das billigen Anforderungen entſpricht. Daß er die Oper auf Koſten des Schauſpiels allzuſehr hebt, iſt freilich ſchlimm; allein an dieſer Krankheit leiden auch andere Bühnen, es iſt überhaupt eine Krankheit der Zeit! Was will man heute anders, als Töne, Flitter und Reiz?! Schillers und Göthes und Shakespeares und Leſſings Geiſt müſſen ſich verkriechen vor den großen Namen Bellini und Roſſini und Meyerbeer und Auber, — es liegt eine ſchmerzliche Ironie in dieſer Wahrheit, aber es iſt eine Wahrheit!! Sogar die guten, claſſiſchen Opern müſſen zurückſtehen, und Mozart kann Gott danken, wenn er ſich nur halb ſo oft auf der Bühne ſehen laſſen darf, als Roſſini, der nicht verdient, einſtens ein Fuß-Schemmel für Mozart zu ſeyn! Wer darf bei einem ſolchen verzerrten Geſchmack der Zeit einem Theaterdirektor, dem es doch nur um eine volle Kaſſe zu thun iſt, zürnen, wenn er dieſem Geſchmacke fröhnt?! Er wäre ein Thor, opferte er ſeine Exiſtenz einer beſſern Kunſt-Ueberzeugung! Hr. Remie ſteht ſich übrigens hier ſehr gut. Abgeſehen davon, daß er im Sommer zu Wiesbaden meiſt eine gute Aerndte hält, ſo hat er auch hier in Mainz ein äußerſt billiges, theaterliebendes Publicum, das die Kaſſe nie vergißt. Der Mann führt übrigens ganz allein die Direction, zeigt unendlichen Fleiß, und wird nur durch Hrn. Hofkapellmeiſter Ganz, unſern vortrefflichen Orcheſter-Dirigenten, zuweilen in den vielfachen Geſchäften unterſtützt. Remie genießt den Ruf eines Ehrenmannes.

△ Berlin, 1. Okt. Am 18. Sept. wurde unſere Kunſtausſtellung in den neuen Sälen des Akademie-Gebäudes eröffnet, und von einer zahlreichen Menge beſucht. Für Kunſtgegenſtände haben die Berliner wirklich viel Sinn, der ſich auch bis auf die weniger Bemittelten herunter erſtreckt, was um ſo bemerkenswerther iſt, als der Eintritt nur gegen fünf Silbergroſchen geſtattet wird. Der Ertrag wird unter diejenigen Künſtler, welche ihre Werke zur Ausſtellung eingeſandt haben, vertheilt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß durch dergleichen Kunſtausſtellungen das Volk gebildet wird, und rohere Gefühle nach und nach gänzlich verſchwinden müſſen. Das ſtädtiſche Leben, welches durch das Zuſammenleben großer Menſchenmaſſen einer größern Verdorbenheit unterworfen iſt, erhält wieder in den ſorgſam gepflegten Inſtituten für Kunſt und Wiſſenſchaft eine wohlthätige Kompenſation. Die diesjährige Kunſtausſtellung iſt, wie die frühern, ſehr zahlreich ausgefallen. Es ſind an Gemälden, Zeichnungen und Bildhauerwerken nicht weniger als 1450 eingegangen, wozu auch Ausländer einen bedeutenden Beitrag geliefert haben. Sehr ſchätzbare Landſchaften haben franzöſiſche Künſtler eingeſandt, und darunter zeichnen ſich beſonders Coignet und Gudin aus. Unter den deutſchen Werken wird dem hiſtoriſchen Gemälde des Malers Hildebrand „der Tod der Söhne von Eduard IV.“ allgemein die Siegespalme zuerkannt.

Anekdoten.

„Wie kann man ſo vom Pferde fallen!“ ſagte ein Stallmeiſter in ziemlich barſchem Tone auf der Reitbahn zu einem jungen Manne, der bei ihm Unterricht im Reiten nahm. — „Nun, in der Luft konn man doch nicht hängen bleiben!“ erwiderte der Gefallene.

Bei einer Verhandlung vor Gericht ſtand einem großen Advokaten ein Sachwalter von unanſehnlichem Aeußern gegenüber, jener wollte dieſem ſein körperliches Uebergewicht fühlen laſſen; und er ſagte, in der Abſicht, ſeinen Gegner lächerlich zu machen, zu ihm: Was wollen Sie? Schweigen Sie, oder ich werde Sie in die Taſche ſtecken. Gut, erwiderte der Kleine ganz gelaſſen, dann würden Sie doch etwas Geſcheites bei ſich haben.“

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. **N. 16.**

Gedichte von Makarius Einſiedler.

(Proben aus einer demnächſt erſcheinenden Sammlung)

III.

Die älteſten Geſchichten
Von Kön'gen uns beeichten,
Und bei der Menſchen Urbeginn
Da ſetzte Gott den König hin.
Durch alle fernern Zeiten
In dummen wie geſcheidten,
So viel davon uns offenbart,
Ging nimmer aus die Königsart.
Und wo wir Neues fanden
In neu entdeckten Landen,
Da ſchuf Bedarf nach Wahl und Recht
Schon lang voeher ein Keongeſchlecht.
Allwärts dieſelbe Rolle,
Als ob Natue es wolle.
Und was ſeit allen Zeiten wae,
Das bleibt auch immer offenbae;
Denn weil es ſtets geweſen,
Ruht's in dee Dinge Weſen.

IV.

Ideen erwecken Begeiſteeung,
Und halten die geiſtige Welt in Schwung.
Und ſeh' ich richtig das Weſen ein,
So können ſie nur vom Guten ſeyn;
Denn Alles, was ſchlecht, zu verdammen,
Das ſetzt kein reines Herz in Flammen.

Biographiſche Denkmale.

III. Maximilian Joſeph, König von Bayern.

Maximilian Joſeph, König von Bayern, war keiner von den Fürſten, welche die Geſchichte mit einer Ziffer bezeichnet, um ſie danach in ihre Regiſter einzureihen und dann nicht weiter von ihnen zu ſprechen.

Die Natur hatte ihm jenes gefährliche Genie, welches Staaten auf den Gipfel des Ruhmes zu eeheben, oder in den Abgrund des Elends zu ſtüezen vermag, nicht zugetheilt, wohl adee Einſicht genug, um die neuen Ideen ſeines Jahrhunderts würdigen zu können, Klugheit genug, um zu unteeſcheiden, wie weit man der öffentlichen Meinung nachgeben, und wo man ſie leiten oder einſchränken müſſe, hinlängliche Feſtigkeit des Chaeacters, um die ſeinem Volke gegebenen Einrichtungen aufrecht zu erhalten, Gewandtheit und Geſchicklichkeit genug, um die richtigen politiſchen Maßregeln zur eechten Zeit zu ergreifen; dabei noch ein wohlwollendes, großmüthiges Herz, einen kräftigen, reinen Willen für die Wohlfahrt ſeines Landes, und ſo finden wir in dieſen trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes alle Züge des edlen Characters **Maximilians I.** als eines konſtitutionellen Königs, und des erſten Bürgers ſeines durch ihn mündig geſprochenen treuen Volkes.

Die Ausſichten ſeiner Jugend waren keineswegs glänzend. Als Sohn einer jüngeren Linie lebte er ohne bedeutende Apanage, ohne Hoffnung auf eine nahe Thronbeſteigung, als Oberſt eines franzöſiſchen Regiments zu Straßburg. Aber um ſo mehr bildete er hier ſeine Anlagen aus. Er hatte hier Umgang mit Männern von Geiſt, machte ſich mit der Litteratur bekannt, verſchaffte ſich Kunde über Staatswirthſchaft, über Civil- und Militärverwaltung, und ſelbſt über National-Repeäſentation, und befreite ſich von den Vorurtheilen der Geburt, welche ſo oft dem Stande ankleben, beſonders aber die Meinung einflößen, es laſſe ſich ein Staat, eine Menge Menſchen leiten, regieren ohne genaue Kenntniß der Dinge und der Menſchen.

Dieſe Stellung und Umgebung blieb für ſein nachmaliges Auftreten nicht ohne Einfluß.

Als er im Jahre 1799 Kurfürſt von Bayern gewoeden war, ſah er ſich an der Spitze eines Staates von mehr als 2 Mill. Unterthanen; abee der fruchtbare Landſtrich von 2550 □ M. war ſo unglückſelig zerſtückelt vom Niederrhein bis zum Inn, daß Frankreich und Oeſterreich bei jedem neuen Kriege Bayern auf ſeinen beiden äuſſerſten Gränzen anfallen mußten und konnten, ohne daß es, zu ſchwach, um mit ſeinen 30,000 Mann noch unorganiſirten Truppen die Neutralität, die es wünſchen mußte, ſich verſchaffen zu können, nur in einer Allianz mit dem einem oder dem andern dieſer mächtigen Nachbarn einen hinreichenden Stützpunkt für die Hoffnung dauernder Voetheile erhalten konnte.

Dieſe unſelige Stellung, hervoegebeacht durch die beliebte Ländertheilung und das veraltete Staatseecht des heil. röm. Reichs, erklärt die ganze Politik **Maximilians I.** nach **Auſſen** während der Jahre 1800 — 1815.

Als Oeſterreichs Bundesgenoße hatte er alle ſeine Länder am Rhein verloren; er glaubte ſich nun Feankreich nähern zu müſſen, das inzwiſchen unter der Maske des Conſulates wieder monarchiſch geworden war. Rußland, das ſich ſchon damals zum zweiten Schiedsrichter von Europa gemacht, forderte ihn förmlich auf, an der Theilung Deutſchlands Theil zu nehmen. So bekam Kurfürſt **Max** durch den Vertrag von Lüneville und und durch den Reichsdeputatationshauptſchluß von 1803 ein Stück von mehr als 1000 □ M. faſt ganz arrondirten Landes mit 898,000 Einwohner, als Entſchädigung für die vielen abgegebenen Einzelnſtücke, die zuſammen nur 600 □ M. und 692,000 Einwohner entſchieden.

Dee Feldzug von Auſterlitz, bei welchem Bayern **Napoleon** keäftig unterſtützt hatte, brachte ihm nebſt andern Landſtrichen Tyrol, und damit eine militairiſche Grenze gegen Süden

zum Lohne zu. Alle Provinzen, die durch den Frieden von Preßburg an Bayern gelangt, bildeten auch nach Abzug ſeiner dagegen ausgetauſchten, ein Gebiet von 1420 □ Meilen mit 800,000 Einwohnern. Die wohlarrondirte und wohlbevölkerte Monarchie von 3 Millionen 2 bis 300,000 Einwohnern nahm nun den ausgezeichneteſten Rang ein, und umfaßte alle Länder des alten Herzogthums Bayern unter Thaſſilo und Karl dem Großen. Maximilian Joſeph, durch die Auflöſung des deutſchen Reichskörpers ſouverain geworden, ſetzte ſich die Königskrone auf das edle Haupt; ſelbſt der große Sohn der Revolution, der damals Herr der Welt zu ſeyn ſchien, buhlte nun um Bayerns Gunſt und ein Familienband mit ſeinem Monarchen, und überhäufte beide mit ſeinen Freundſchaftsbezeugungen.

Aber wie im 30jährigen und im ſpaniſchen Erbfolgekrieg Bayern von den Großmächten, denen es ſich in Selbſtaufopferung redlich angeſchloſſen, nur wenigen Dank, noch weniger Früchte erhalten hatte, ſo auch jetzt. Schon 4 Jahre ſpäter fing das Glück zu wanken an. Der Krieg von 1809 forderte unermeßliche Opfer, ungeheuere Anſtrengungen an Menſchen, Geld und Produkten, und der Wiener Frieden belohnte ſie ſchlecht; wenn auch der Anfall von Salzburg und einem Theil Oberöſterreichs einen großen militairiſchen Vortheil gewährte, ſo gingen doch auf der Seite von Würtemberg und Italien reiche und bevölkerte Länderſtriche ab, und was noch ſchlimmer war, als dieſer beſtändige Territorialwechſel, Napoleon ſuchte, durch ſolche ſtete Umtauſchungen, alle die innern Bande der Zufriedenheit zwiſchen den Völkern und ihren Fürſten abzuſchneiden, dadurch die Schlaffheit und allgemeine Gleichgültigkeit, die nach ſeinen Planen eine Univerſalmonarchie endlich Allen erwünſcht machen ſollte, allerwärts zu befördern. Indeß wie groß auch der Druck war, den Bayern damals von Außen her zu erleiden hatte, ſeine Stammprovinzen hielten feſt an Max Joſeph, ſeiner Führung unerſchütterlich vertrauend.

Napoleons zweite Heirath und die traurigen Geſchicke der Familie Beauharnois hatten das Band, welches Bayerns König in der Güte und Liebesfülle ſeines Herzens an jenen hingezogen, von den Blumen, die es einſt umwunden, entblößt, und es in der That nur mehr als eine auf ſeinem Lande und Volke ſchwer laſtende Kette erſcheinen laſſen. Die Einſchränkung des Handels und des Gewerbsfleißes auf dem Continent, eine Folge von Napoleons Mautſyſtem, drückten Bayern darnieder. Jeder Verſuch, dem Volke zur Linderung für ſo viel Ungemach von Außen eine freiere Entwickelung im Innern zu bereiten, fand in fremder Uſurpation den mächtigſten Gegner. Die Repräſentativverfaſſung von 1808 konnte nie in Wirkſamkeit treten. Wie hätten auch Reichsſtänden gegenüber die beſtändigen gewaltſamen Erpreſſungen Frankreichs fortwähren können? Die bayeriſchen Soldaten, von Rußland, wo ſie ſtets zuerſt waren geopfert worden, verſtümmelt, halb verſchmachtet zurückkommend, konnten ihrem Könige nicht allein die Unfälle der großen Armee erzählen, ſondern auch die innere Auflöſung von Napoleons Kraft, die Schlaffheit der Anführer, ihre gefährliche Stellung, ihre Eiferſucht, die Zerrüttungen in der Verwaltung, die Verwilderung der Soldaten, kurz die moraliſche Auflöſung, welche nothwendig die des großen Reiches herbeiführen mußte. Solche Betrachtungen, in engſter Verbindung mit der Sorge für die Wohlfahrt ſeines Reiches konnte ihrer Wirkung auf die Politik des Königs von Bayern zuletzt nicht verfehlen. Maximilian hielt auch jetzt noch feſt an dem Bunde, den er mit Frankreichs Kaiſer in den Tagen ſeines Glückes geſchloſſen; aber als mitten in Deutſchland ſelbſt die Exiſtenz ſeiner Verbündeten durch ſeine eigene Schuld preisgegeben wurde, durfte er nur noch an das Heil ſeines Staates denken. In einem ſolchen außerordentlichen Falle iſt der Monarch nur ſeiner Nation und ſeinem Vaterlande Treue ſchuldig. Der König von Bayern ſchickte ſein Heer nach Hanau, um den Rückzug der Trümmer von Leipzig abzuſchneiden, und wäre dieſer Schlag völlig entſcheidend geworden, ſo hätte Maximilian mit ſeinen tapfern Bayern ſchon hier den furchtbaren europäiſchen Krieg geendet. Nach ſolcher Kraftentwickelung, die Maximilians Ruf in Bayern geweckt, mußten ſeine Feinde für immer weichen. Der Wiener Congreß durfte nicht an eine Theilung, Tauſchung der altangeſtammten Länder, deren Anhänglichkeit an Wittelsbach und ſeinen Königsthron jetzt in Kriegesflammen noch mehr geſtählt worden, ſich wagen; wenn auch mit Salzburg und Tyrol die militäriſche Grenzſtellung, die Vormauer verloren ging, ſo trat doch Bayern als ein in ſich abgerundeter, durchaus nationaler, als der reinſte deutſche Staat im deutſchen Bunde; als eines der ſtärkſten Glieder ſeiner Kette, unter Maximilian Joſephs kluger Führung, aus der Umwälzung des europäiſchen Staatenſyſtems fleckenlos und glanzvoll hervor.

Jetzt war die Zeit gekommen für Max Joſephs Wirken im Innern ſeines Landes.

Wie von früher Jugend bis hieher nach Außen, ſo war ſein Blick nach Innen ſtets wachſam, ſcharf und richtig. Die Verwaltung des Königreiches, die er mitten unter den Stürmen der Kriege ſchuf, trug durchaus den Stempel jener gediegenen und unerſchütterlichen Philoſophie, die die Grundlage des perſönlichen Charakters dieſes Monarchen bildete, und die ſeiner Regierung Einigkeit und Uebereinſtimmung verliehen hat. Ohne daß er gerade alles ſelbſt ſehen, beurtheilen, arbeiten wollte, hielt er doch den Ueberblick aller Angelegenheiten ſeines Reiches frei und großartig feſt. Die Leichtigkeit, Zutritt bei ihm zu erlangen, die Freimüthigkeit, mit welcher man zu ihm ſprechen durfte, die wohlgeregelte Freiheit der Preſſe, die Verhandlungen des Staatsrathes, dann der Reichsſtände machten, daß alle nützlichen Wahrheiten ſtets zu ihm gelangten, alle großen Intereſſen des Landes ihm fortlaufend bekannt blieben. Vor ſeiner Thronbeſteigung war die geiſtige Aufklärung und Entwickelung Bayerns noch nicht weit gediehen, der Kampf mit dem Nachlaſſe des Un- und Aberglaubens, der Ignoranz und des Fanatismus noch nicht beendigt. Kurfürſt Karl Theodor hatte nur ſchwache und furchtſame Verſuche gemacht; einige Zweige der wiſſenſchaftlichen Kultur emporzubringen, Maximilian I. ergriff kräftigere Maßregeln. Er vervielfältigte die Elementarſchulen, unterwarf ſie der bürgerlichen Mit-Aufſicht, ſtellte den oft ausſchließlichen Einfluß der Geiſtlichkeit bei allen bürgerlichen Verhältniſſen, und zumal bei der häuslichen und wiſſenſchaftlichen Erziehung in das gerechte Gleichgewicht mit den weltlichen Behörden und Lehrern; den Univerſitäten wurde eine vernünftige Freiheit der Lehre und Forſchung geſtattet, der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften eine zeitgemäße Umgeſtaltung und Stellung gegeben, den Sammlungen, Bibliotheken, Muſeen in der Reſidenz wie in den größern Städten des Reiches vielfache Erweiterung zugetheilt, und durch ihre allgemeine Zugänglichkeit und Benutzbarkeit ein mächtiges Hülfsmittel für die Nationalbildung bereitet. Geſündere Ideen kamen ſo unter den verſchiedenen Religionspartheien in Umlauf. Die Wirkung dieſer Maßregeln war reißend ſchnell. Während im Jahre 1780 noch der Glaube an Hexen ſpucken, Pater Gaßner Teufel austreiben, der Schlüſſel des hl.

Digitized by Google

Hubert, und die Mütze des hl. Ignatius Wunderkuren verrichten kannte, vermochten kaum zwanzig Jahre nach Maximilians weiſen Reformen religiöſe Spaltung, Bigotterie und ſelbſt Hohenlohe's myſteriöſe Heilverſuche in Bayern nicht mehr Halt zu finden. Die Säkulariſation der Kapitel, der Klöſter und überhaupt alles geiſtlichen Gutes, eine Hervorbringung des unwiderſtehlichen Zeitenlaufes, verlor durch Max Joſeph ihre Bitterkeit. Er befahl, die Renten der ſäkulariſirten Güter zu frommen oder nützlichen Zwecken zu verwenden, und das Loos der niedern Geiſtlichkeit ſelbſt empfing aus ſeiner Hand die bedeutendſte Verbeſſerung. Katholiken und Proteſtanten ſicherte er gleiche und freie Ausübung ihres Gottesdienſtes, mit Feſtigkeit ließ er die Geſetze hierüber zur Ausführung bringen, und alsbald ſah man die Genoſſen beider Glaubenspartheien in demſelben Tempel ihre innigen Gebete für den König zu Gott erheben.

Der Ackerbau, die Landwirthſchaft in Bayern verdankte ſchon dem Kurfürſten Maximilian Joſeph III. ſehr viel, da er die Bauern von der Leibeigenſchaft befreit und ihre Beſitzverhältniſſe feſter geregelt hatte; auch deſſen Nachfolger Carl Theodor that durch Anlegung von Forſt und Veterinärſchulen Manches dafür. Aber die Regierung Maximilians I. hat alles das Gute, was ſeine Vorfahren geſchaffen, geordnet, in kräftigen Vollzug geſetzt, neue Wohlthaten hinzugefügt. Vorzüglich gehört dahin die Einrichtung landwirthſchaftlicher Vereine und Lehranſtalten, die zeitgemäße Entfeſſelung des Bodens und der Gewerbe, die Anlegung von Realſchulen, die Beförderung der Landescultur und Polizei.

Gekrönt aber hat Maximilian Joſeph ſeine Beſtrebungen für die Wohlfahrt ſeines Reiches dadurch, daß er unter allen deutſchen Souverainen der Erſte, der auf ſolche Weiſe das gegebene Fürſtenwort wahrhaft königlich löſte, ſeinem Volke eine treffliche Verfaſſung ſchenkte, welche eben ſo alle wohlerworbenen Rechte berechnete und ſicherte, wie alle gerechten Anforderungen des neuentwickelten Staatsbürgerthumes befriedigte.

Da der Erbadel Bayerns ſeine Eigenthums- und politiſchen Rechte im Weſentlichen erhalten, ſo hatte der König nicht vonnöthen, die in einer Monarchie unentbehrlichen ariſtokratiſchen Elemente anders woher zu holen oder zu ſchaffen. Zu gleicher Zeit aber gab er dem Bürgerſtande und den Landbewohnern Alles, was die öffentliche Meinung für ihre rechtliche Bedeutſamkeit verlangte; eine ſtarke und unabhängige Repräſentation in der Kammer der Abgeordneten, eine Wahlordnung für deren Mitglieder, welche die Möglichkeit gewährt, ſie frei und ſelbſtſtändig, mit Ausſchluß miniſteriellen Einfluſſes, zu ernennen, und eben ſo gut die rohen Volksſcenen von Weſtminſter, als die erbärmlichen Intriguen franzöſiſcher Faktionswahlen verbannt und undenkbar macht; und All dieſes auf der ſtarken, breiten Unterlage einer Gemeindeverfaſſung, um welche jedes Land, das loyale und conſtitutionelle Miniſter an der Spitze ſeiner Verwaltung erblickt, Bayern bisher beneidet, die es bey ſich nachgebildet hat. Ueberall den wohlerworbenen Beſitzſtand achtend, von der Zeit abgedrungene Verluſte, zumal der Mediatiſirten, nach billigem Maaße entſchädigend, ohne den Grundſatz der Gleichheit vor dem Geſetze anzutaſten, hat die bayeriſche Verfaſſungsurkunde friedlich eine Aufgabe gelöſt, die in vielen andern deutſchen Staaten genug zu ſchaffen gemacht, nicht minder in den Religionsedikten mit Klarheit und Unpartheilichkeit die Grenzen zwiſchen der weltlichen Macht des Staates und der Hoheit der Kirche hinſichtlich aller Religionspartheien feſtgeſtellt, überhaupt nicht allein alle ſtaatsbürgerlichen Gerechtſame und Pflichten in genauen, einfachen und unzweideutigen Ausdrücken auseinandergeſetzt, ſondern auch noch in den verſchiedenen einzelnen ihr beigegebenen Edikten alle zu deren äuſſerer Wirklichwerdung nothwendigen näheren Beſtimmungen und Formen mit gewiſſenhafter Genauigkeit kund gegeben.

Ein durchaus klarer, reiner Wille, eine edle, redliche Einfachheit, ein gerechtes, allumfaſſendes Wohlwollen, die Grundzüge von Maximilian Joſephs Charakter, treten überall aus der von ihm verliehenen Charte hervor; in ſolchem Geiſte alle Bayern zu gleichen Rechten und Pflichten des Staatsbürgerthums, wie zu gleicher Ehre der Waffen, des Civil- und Kirchendienſtes berufend, beſchwichtigte ſie freundlich die ſo oft unheilbringenden Erörterungen über die Elemente der Staatsformen, verband alle Stände zu einem ſtarken, einträchtigen Volke, gewährte allen in der Conſtitucion ſelbſt die Mittel zu deren ſteten zeitgemäßen Entfaltung und Vervollkommnung, und erhob Bayern durch ſolche Inſtitutionen zu einer feſtbegründeten Größe, einem nationalen Glanze, deren Ehrfurcht gebietendes Gewicht Deutſchland und Europa nimmermehr verkennen.

Maximilian Joſeph, vortrefflich, liebenswürdig, edel als Menſch, als Familienvater, als Bürger, verehrungswürdig, gerecht, weiſe als Fürſt, als Monarch, als Staatsbegründer, hat die Macht ſeines Hauſes, ſeines Staates verdoppelt, ſeinem Lande geiſtige Mündigkeit, ſeinem Volke conſtitutionelle Freiheit gegeben, und ihnen einen Sohn hinterlaſſen, der was des Vaters Segenshand geſaet, gepflanzt, gepflegt, zur vollen Entwickelung, Blüthe und Frucht bringen will und wird.

Das ſind Werke, Denkmale, die niemals untergehen in den Herzen der Menſchen und in den Büchern der Weltgeſchichte.

— L.

Korreſpondenz.

△ Gotha, 6. Okt. In dieſen Tagen iſt der ſechſte Jahresbericht einer Anſtalt ausgegeben worden, die, wie ſie für unſer Land die ſegensreichſten Früchte trägt, ſo überall zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient. Wir meinen die Anſtalt für Erziehung und Unterbringung ſittlich verwahrloſter Knaben im Herzogthum Gotha. Im Jahr 1830 zur Feier der Augsburgiſchen Confeſſion unter der beſonderen Mitwirkung des Polizeiraths Eberhard gegründet (hiernach iſt die im Converſationslexicon unter dem Artikel: Rettungsanſtalten enthaltene falſche Angabe zu berichtigen), hat ſie ſeit jener Zeit eine Menge von dem Verderben preisgegebenen Knaben der Menſchheit erhalten und zu nützlichen Gliedern des Staates gebildet. Der Verein, welcher ſich für dieſen menſchenfreundlichen Zweck gebildet hat, hat den ſchönen Zweck, den er ſich vorgeſteckt hat, ſo glücklich erreicht, daß er bisher nur einen Knaben als unverbeſſerlich an die Behörde zurückgegeben hat. Gegenwärtig beläuft ſich die Geſammtzahl der Knaben, die der Aufſicht des Vereins anvertraut ſind, auf 37; 18 von dieſen ſind der Schule bereits entlaſſen und bei Lehrherren untergebracht, um ſich auf einen Beruf vorzubereiten. Sie ſtehen fortwährend unter der Aufſicht des Vereins. Die 19 Pfleglinge der Anſtalt, welche die Schule noch beſuchen, und der Pflege rechtlicher Familien anvertraut ſind, befinden ſich theils in der Stadt Gotha, theils in den Landſtädten und Dörfern, dort unter ſpecieller Aufſicht des Vereinsmitglieder, hier unter Obhut der Geiſtlichen. — Der Fond zur Deckung des nöthigen Aufwands wird auſſer den Beiträgen einzelner Gemeinden für Knaben aus ihrer Mitte, gebildet durch freiwillige Beiträge von der fürſtlichen Familie und von Privatperſonen. In der That verdient der mildthätige Sinn der Bewohner Gotha's, der, wenn es ſich um Gründung wahrhaft gemeinnütziger Anſtalten handelt, immer von Neuem ſich bewährt, rühmliche Erwähnung. — Wir verbinden hiemit den Bericht über eine andere Anſtalt, welche in ihrem Kreiſe nicht minder wohlthätig wirkt und auch in andern Städten unſers Vaterlandes eingeführt zu werden verdient. Es iſt die Kranken-Verſorgungs-Anſtalt für Handwerksgeſellen und Dienſtboten. Für Herrſchaften, wie für die Meiſter iſt es eine wahre Hülfe, in Erkrankungsfällen ihrer Dienſtboten und Geſellen einen Ort in

Digitized by Google

der Nähe zu wiſſen, wo für die letztern eine ſorgfältige ärztliche Behandlung und Verpflegung ohne weitere Vergütung zu erwarten iſt. Eine ſolche wird durch die obige Anſtalt in zwei öffentlichen Krankenhäuſern den erkrankten Individuen jener Klaſſen zu Theil; ja eine groſze Anzahl von Kranken empfängt auch in ihren Wohnungen auf Koſten der Anſtalt ärztliche und wundärztliche Behandlung nebſt den nöthigen Arzneien und wird zum Theil auch mit Verpflegungsgeldern unterſtützt. Das ſtädtiſche und das von Frankenbergiſche Krankenhaus ſind ſo gut eingerichtet, daß hier alle Vorurtheile gegen dieſelben bei den Geſellen und Dienſtboten verſchwunden ſind. Wie wohlthätig die Anſtalt, die, im Jahre 1829 geſtiftet, ihren ſiebenten Jahresbericht abgelegt hat, wirkt, erkennt man daraus, daß im Laufe des Jahres 1835 — 1836 587 Kranke, nemlich 383 Geſellen und 204 Dienſtboten ſich der Fürſorge derſelben zu erfreuen hatten. Davon wurden 137 in den Krankenhäuſern, 450 in ihren Wohnungen ärztlich behandelt und verpflegt. Nur 9 aus der Geſammtzahl wurden ein Raub des Todes. Die Ausgaben, welche ſich im vergangenen Jahre auf 1170 Thlr. beliefen, wurden gedeckt durch Beiträge des durchlauchtigſten Herzogs, der Dienſtherrſchaften, welche für jeden Dienſtboten jährlich 1 Thlr. abgeben, der Innungen, Künſtler und Fabrikbeſitzer, endlich der Geſellen, welche hier in Arbeit getreten, und der Dienſtboten, die in Dienſt gekommen ſind. — Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir die Einrichtung dieſer Anſtalt ähnlichen, an andern Orten zu errichtenden zum Muſter aufſtellen.

∗†∗ Aus Rheinheſſen, 7. Okt. Seitdem uns durch die neue Gemeinde-Ordnung die Wohlthat der Einrichtung von „Bürgermeiſtereien" vergönnt iſt, erinnert ſich Niemand eines ähnlichen Scrutinal-Reſultats bei der Bürgermeiſter-Wahl, als es dieſer Tage in Mainz ſich ereignete. Es hatten etwa 1790 Bürger geſtimmt, von dieſen hat der bisherige Bürgermeiſter Metz 1776 Stimmen, nur 14 waren ſomit gegen die Wiedererwählung. Aber Hr. Metz iſt auch der Mann des Volkes; in dem Grade, wie er, beſitzt Niemand daſelbſt das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Liebe, die allgemeine Verehrung! Und in der That, dießmal iſt die Volksſtimme wirklich Gottes Stimme! Ein Mann, der ſein Privat-Geſchäfte aufopferte, um ſich ganz dem Wohle ſeiner Mitbürger hinzugeben; ein Mann, der mit hohem Bürgerſinne Geradheit, Biederkeit und Redlichkeit verbindet; ein Mann, dem Erfahrung und Kenntniß und mannigfaltige liebenswürdige perſönliche Eigenſchaften zur Seite ſtehen, verdient an der Spitze einer Bürgerſchaft zu ſtehen, für die er bereits ſo viel geleiſtet. Als nun am 5. dieſes in Mainz bekannt wurde, daß Hr. Metz ſich entſchloſſen habe, auf weitere 6 Jahre der auf ihn gefallenen, ſo ehrenhaften, Wahl zu genügen, wurde ihm am Abende von der Geſellſchaft der „Veteranen", deren Präſident Hr. Metz iſt, eine brillante Nachtmuſik gebracht, und eine ungeheure Menſchenmaſſe verſammelte ſich vor der Wohnung des Hochverehrten, und ungemeſſener Jubel und Freude wurde laut in herzlichen Vivats! Hr. Metz erſchien, und hielt eine Rede an die Anweſenden, worin er mit gerührtem Herzen für ſo viele Beweiſe aufrichtiger Liebe von Seiten einer ganzen Bevölkerung ſich in Worte der Dankbarkeit und Zuneigung ergoß, die abermals mit Jubel aufgenommen wurden. So mächtig war die Freude, den geliebten Mann wieder an der Spitze der ſtädtiſchen Angelegenheiten zu ſehen, daß man den an jenem Abende in Strömen herunterſtürzenden Regen nicht ſcheute, und ſich aus allen Enden der Stadt an die Wohnung des theuern Mannes begab, um demſelben ſeine Verehrung darzubringen! Welche Wonne muß es gewähren, ſo geliebt, ſo anerkannt zu werden von allen Ständen einer ſo volkreichen Stadt! — Ich habe vorhin geſagt, daß es die Geſellſchaft der „Veteranen" war, welche Hrn. Metz dieſe Nachtmuſik brachte. Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen von dieſer Geſellſchaft eine kurze Skizze zu geben. Diejenigen Bürgerſöhne der Stadt Mainz, welche in der großen Armee Napoleons des Kaiſers Schlachten mitgeſchlagen, und das Glück hatten, den väterlichen Herd wiederzufinden, haben nach ihrer Rückkehr in Mainz einen engen Bund geſchloſſen, ſich gegenſeitig zu unterſtützen in allen Wechſelfällen des Lebens, wie ſie einſtens gemeinſchaftlich auf dem Schlachtfelde die Gefahren getheilt. Jährlich feiert die Geſellſchaft ein Stiftungsfeſt zur Erinnerung an eine vergangene, glorreiche und merkwürdige Zeit, woran ſie ſelbſt ſo lebhaften Antheil genommen. Auch hat die Geſellſchaft für diejenigen Mainzer, die nicht ſo glücklich waren, vom Schlachtfelde in die theuer Vaterſtadt zurückzukehren, auf dem Friedhofe ein coloſſales Monument ſetzen laſſen, worauf die Namen der Gefallenen verzeichnet ſind, und worauf auch die Namen derjenigen Mitglieder verzeichnet werden, welche der Tod aus ihrer Mitte reißt. Die Kette wird natürlich jährlich kleiner, und die Zahl der Namen auf dem Monumente größer, und nach einer Reihe von Jahren wird die Geſellſchaft nicht mehr ſeyn, da alle bereits in einem hohern Mannesalter leben, und die Mühſeligkeiten des Kriegs ihrer Geſundheit ſehr zugeſetzt haben. Wer wird den letzten Namen, den letzten Kameraden in den Stein graben?! — Von der Zeit an, wo ſich in Mainz die Idee der Gründung eines Gutenbergs-Denkmals realiſirt hat (es ſind jetzt vier Jahre), wird auch jährlich zu Ehren unſeres großen Landsmannes ein Feſt veranſtaltet, woran die Elite der Mainzer Bevölkerung Theil nimmt, welches Feſtmahl im großen Kaſino-Lokale ſtatt findet. In dieſem Jahre fand dieſes Feſt am 4. Oktober ſtatt, und eine ungewöhnliche Anzahl hieſiger Bewohner aus den erſten Ständen hatte ſich eingefunden, und man überließ ſich der heiterſten Jovialität. Denn immer näher rückt der Zeitpunkt, wo das große Nationalfeſt (im Juni 1837) der Enthüllung des Ehren-Denkmals des unſterblichen Gutenbergs begangen wird, und immer mehr ſteigert ſich der Enthuſiasmus für dieſe europäiſche Angelegenheit. Ich ſage europäiſche Angelegenheit, denn die Blüthe der Cultur unſeres Welttheils, datirt ſie ſich nicht von dem Tage her, als Gutenberg in Mainz die große Erfindung machte? — Von den vielen Toaſten, die zur Ehre des Tages bei dieſem Feſte ausgebracht wurden, erwähne ich nur einen, den nämlich, welchen unſer ausgezeichneter Schriftſteller, Dr. Wetter, erhielt, welcher Mann unlängſt ein Werk über die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt an das Licht förderte, wie noch kein ähnliches exiſtirt, das mit Fug und Recht das Prädikat „claſſiſch" verdient. Mit unſäglicher Mühe und eiſernem, deutſchen Fleiße hat Hr. Wetter die Urſprünge der großen Erfindung an der Quelle aufgeſucht, hat Documente aus dem Bibliotheken-Staub hervorgezogen und geſichtet, um endlich zu einem ſichern Reſultat über die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt zu gelangen, die er nun der Welt in einem 1200 Seiten ſtarken herrlichen Werke vorlegte. Fünf Jahre lang hat der fleißige Mann geforſcht, hat keine Mühe, keine Zeit, kein Opfer geſcheut, um etwas Vollendetes zu ſchaffen, was ihm denn auch auf das Schönſte gelungen iſt. Eins der hervorſtechendſten Reſultate, die Wetter erzielt hat, iſt, daß er gründlicher, wie je einer, die Lächerlichkeit der Anſprüche der Städte Straßburg und Harlem auf die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunſt nachwieß, und auf eine unwiderlegliche Weiſe darthat, daß die eigentliche Buchdruckerkunſt, d. h. die Kunſt, mit beweglichen Buchſtaben zu drucken, in Mainz, der Vaterſtadt Gutenbergs, erfunden worden. Darum ſtimmten auch alle Anweſenden ſehr lebhaft in den herrlichen Toaſt ein, welchen Dr. Geoſer dem Hrn. Wetter ausbrachte, dieſem um die Geſchichte der Buchdruckerkunſt ſo hochverdienten Mann. Das Feſt war, wie geſagt, eines der brillanteſten ſeit vier Jahren.

⊙ Dresden, Anfang Octobers. Das Aktien-Weſen nimmt bei uns reißend überhand, wir haben jetzt ſeit Kurzem eine Bier-, Straßen- und Maſchienen-Aktien-Geſellſchaft erhalten, die es ſämmtlich mit Dampf treiben. Vor einigen Tagen iſt nun auch noch eine Runkel-Rüben-Aktien-Geſellſchaft emporgeſchoſſen, und ſchon ſpricht man wieder von einer Theater-Aktien-Compagnie, Elb-Schifffahrt-Aktien-Verein; der Himmel weiß, was noch alles durch das influenzirende Medium der Aktie zu Stande gebracht werden wird. Jedenfalls, ſo ſcheint es mindeſtens, ſind die Aktien der Tod der Staatspapiere. — Unſere dießjährige Kunſtausſtellung, welche gegen die Erwartung eben nicht reich war, bot doch manches Gelungene und Werthvolle dar. Einige Landſchaften von unſerm berühmten Dahl ſind trotz der geringen Concurrenz dießmal doch nicht unbeſtritten die erſten in ihrem Genre, was mir daher zu kommen ſcheint, weil das Colorit dieſes Künſtlers einen grauen und lebloſen Ton in der neuern Zeit anzunehmen drohte. Profeſſor Vogel von Vogelſtein hat in den Portraits unſers Tieck und des Prälaten von Oſſegg in Böhmen zwei gute Bilder ausgeſtellt, die namentlich in der Zeichnung auch den Kritiker verſtummen machen; nicht ſo vollendet iſt die Färbung, doch iſt dem Künſtler auch in dieſer Beziehung ſeit lange nichts ſo gelungen. Beide Gemälde ſind ganze und lebensgroße Figuren. Weniger befriedigend ſind die Bildniſſe des Prinzen Ernſt und die Prinzeſſin Eliſabeth. Ein anderes Bild Vogel's, welches er ſchon im vorigen Jahre unvollendet ausgeſtellt hatte, und welches ſeine Werkſtatt in dem Augenblicke darſtellt, wo der berühmte franz. Bildhauer David den noch weit berühmteren Ludwig Tieck als Büſte modellirt, war auch dieſes Jahr, mit der Perſon des bekannten Archäologen Böttiger vermehrt und vollendet, dem Publikum zur Anſicht überlaſſen, wiewohl nur auf kurze Zeit. Es zeigt viel Perſonen, und zählt viel Verehrer, zu welchen ich allerdings nicht gehöre. In dem ganzen Bilde iſt keine Wahrheit, die Figuren athmen nicht, leben nicht — es iſt ein ſchauerliches Menſchen-Stillleben. Der Meiſter hat das Bild nach Berlin geſendet, um es auf der dortigen Ausſtellung glänzen zu laſſen. Es iſt ein Nachtheil für uns, daß dieſe, die Berliner, und die unſrige zuſammen fallen, denn es werden dadurch viele auswärtige Künſtler, namentlich die Düſſeldorfer und Münchener, verhindert, uns ihre Arbeiten zuzuſenden, da ihnen das große Berlin natürlich mehr Ausſicht auf Abſatz ihrer Produktionen bietet als Dresden. Unter den plaſtiſchen Werken unſerer Ausſtellung von einheimiſchen Künſtlern gebührt denen unſers rühmlichſt bekannten Profeſſors Rietſchel der erſte Rang; ſeine Statue der Frömmigkeit, die Büſten des verſtorbenen Königs Anton, der Prinzen Maximilian und Johann haben einen bedeutenden Kunſtwerth. Die eben ausgeſtellte Büſte Tieck's, von David nach dem oben erwähnten Modell in weißen Marmor gehauen, iſt vollendet zu nennen und in hohem Grade ähnlich. Aber coloſſal, übercoloſſal möchte man ſagen, wie ſie iſt, kann ſie nur in einem Rieſenſaale Wirkung hervorbringen, und kann daher an ihrem jetzigen Platze, auf den Nichtkenner wenigſtens keinen beſondern wohlthuenden Eindruck hervorbringen.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. Nr. 17.

R a t h.

Schwimm nicht gegen den Strom: laut brauſendes Wogengeroß ſtürzt
Allzerſchmetternd die Flut über den Thörichten hin;
Auch nicht vergänglichen Sinns mit der leichthinſchwankenden Menge
Schwimm durch die Meere der Zeit nimmer der Kraft dir bewußt.
Seitwärts, fern von dem tobenden Strom, dort am blumigen Ufer,
Winkt dir ein heimlicher Port ſelber dem Neide verſteckt:
Dorthin flüchte die Kraft zum ſtillanſtrebenden Wirken
Und mit behaglicher Luſt ſchau, wie die Menge ſich drängt
Jezt um ein farbiges Band, um Namen und flüchtige Würden,
Jezt um der Herrſchaft Glanz, oder der Schäze Gefahr.
Aber ſie Alle bedeckt mit Vergeſſen die ſtürmende Zeitflut;
Eh' noch das Leben geblüht, iſt ſchon entblättert der Baum.
Seitwärts weile zufriedenen Sinns und bekränze das Haupt dir,
Fröhlich genießend den Tag, den dir die Götter gewährt.

— l —

Reiſe-Bilder aus England.

Ein ausgezeichneter vaterländiſcher Gelehrter, welcher erſt vor wenigen Wochen aus England und Frankreich zurückgekehrt iſt, wird eine Reihe von Auszügen aus ſeinem Reiſetagebuch, dem Publikum in unſeren Blättern mittheilen. Wir glauben, durch dieſe höchſt intereſſanten Skizzen einen mannichfachen Genuß darzubieten, und beſonders darauf aufmerkſam machen zu dürfen.

Die Redaktion.

I. Die Adelaide-Gallerie in London.

Alle Inſtitute, für Wiſſenſchaft ſowohl als für Kunſt, in England, haben ein eigenthümliches Gepräge, welches ſie von den Anſtalten anderer Länder weſentlich unterſcheidet: eine beſondere Eigenthümlichkeit verleiht ihnen meiſt der Umſtand, daß ſie Privatanſtalten, ja in Beziehung auf die Regierung, nicht ſelten Oppoſitionsanſtalten ſind, um hergebrachten Schlendrian, wo er ſich findet, entgegenzutreten: von dieſem Character ſind die neue Londoner Univerſität und viele andere Anſtalten. Das theilnehmende Publikum iſt der beſte Patron ſolcher Inſtitute. Dieſer Schutzherr mit ſeinem unendlichen Reichthum kann bei weitem mehr zur Geburt und dem Fortleben eines ſolchen Kindes der Zeit beitragen, als die Regierung, welche weiter nichts zu thun braucht, als die Erlaubniß für die Möglichkeit der Exiſtenz zu geben. Ohne eben gerade irgend einer, unter directem Einfluß der Regierung ſtehenden Anſtalt beſtimmt entgegenzutreten, beſteht in der Adelaide-Straße, Weſtſtrand, ein Inſtitut eigenthümlicher Art, welches den Schutz des Publikums genießt und treffliche Dienſte leiſtet. Es heißt: „Geſellſchaft zur Erläuterung und Ermunterung practiſcher Wiſſenſchaften, gebildet und authoriſirt durch königliche Bewilligungsurkunden im Oktober 1834. (Society for the illustration and encouragement of practical science, incorporated by royal charter, October 1834.) Das Lokal ſelbſt führt den Titel: „Gallerie für Ausſtellung von Gegenſtänden, welche Belehrung und Unterhaltung verbinden." (Gallery for the exhibitation of objets blending instruction with amusement) oder geradweg: „Gallerie für practiſche Wiſſenſchaft." (Gallery for practical science.) Der Zweck iſt in dem Ausdrucke: „zur Belehrung und Unterhaltung," (nach Horazens Spruch: „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci) deutlich genug an den Tag gelegt; daß er ein zeitgemäßer ſey, läßt ſich aus der oberflächlichſten Anſicht der Dinge im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft abnehmen. Die Univerſitäten ſind zu beſchränkt; ihr Gang häufig entweder nothwendig oder zufällig zu gelehrt, um Wiſſenſchaft volksthümlich an den Mann zu bringen. Von allen Wiſſenſchaften iſt es aber die Naturwiſſenſchaft, welche, wenn ſie nur will und eine rechte Methode ergreift, ſich am ſchnellſten volksthümlich machen kann: von dem Bedürfniſſe wollen wir gar nicht reden; — dies iſt ſo entſchieden in einer Zeit, wo die rieſenhafteſten Erfindungen aus dem Reiche der Naturwiſſenſchaften (Mechanik mit eingeſchloſſen) hervorgehen, daß darüber nur eine Stimme ſeyn kann; die unbegrenzteſte Wißbegierde oder auch nur Neugierde wollen befriedigt ſeyn. Iſt nun der pecuniäre Beitrag, den das Publikum zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde oder Neugierde zu leiſten hat, obendrein noch geringe, dann iſt der häufige Beſuch entſchieden und das Inſtitut ſelbſt glänzend patroniſirt.

Das Locale für die Aufſtellung beſagter Gegenſtände zur Belehrung und Unterhaltung iſt das ſchönſte und paſſendſte, das je in der Welthauptſtadt hätte gefunden werden können. Es iſt ein ſehr großer, hoher und geräumiger, länglich viereckiger Saal, welcher ſein Licht von oben durch Glasdecken erhält und die größte Aehnlichkeit mit dem Glasgange oder der Gallerie des palais royal in Paris oder überhaupt mit den nun in letzterer Stadt und London eingerichteten Kaufmannsbazaaren die größte Aehnlichkeit hat. Um die vier Seiten des Saales läuft in angemeſſener Höhe eine Gallerie. Außerdem gehören zu dieſer Lokalität noch mehre Zimmer und kleinere Säle, ſo daß n e u n geräumige Aufſtellungsplätze das Ganze bilden, deſſen Zierde und Mittelpunkt aber benannter Saal iſt, an deſſen einem Ende Spiegel angebracht ſind, welche die ganze Mauer decken und dem Blicke das

angenehme Spiel ungeheuerer Verlängerung darſtellen, eine Manier, welche in neueſter Zeit faſt in allen Gällerien, Kaufmannsläden, xc. ıc. eingeführt iſt, und dem Auge Ueberraſchung gewährt. Faſt durch die ganze Länge des Saales, in der Mitte, befindet ſich ein erhabenes Waſſeebaſſin; auf welchem verſchiedene, durch innere Maſchienen in Bewegung geſetzte Schiffe herumſchwimmen und zur Unterhaltung dienen, während die Waſſermaſſe eigentlich für phyſikaliſche, chemiſche Experimente, Verſuche mit der Taucherglocke ıc. beſtimmt iſt; überhaupt ſind manche Dinge zu finden, welche wohl alle in letzter Beziehung intereſſant ſind, aber für Unterhaltung beſtimmt, gegen das Großartige und Wichtigſte ſich oft kleinlich ausnehmen; allein man hat ſich daran nicht zu ſtoßen. Das Wichtige iſt ſo ausgezeichnet intereſſant und mitunter großartig, daß man bei Weitem wieder gegen das Unwichtige entſchädigt wird. Geräumige Stiegen führen zu allen Seiten in die verſchiedenen Lokalitäten: häufige Sitze dienen zue Bequemlichkeit und ein Buffet verſorgt wohlfeil denjenigen, deſſen Magenreiz nach zu langem Aufenthalt und nach genügſamer Speiſung des Geiſtes an körperliche Speiſe und Trank mahnt. Daß es an der Seite des Waſſerbehälters an Tiſchen und Vorrichtungen zu Experimenten und Verſuchen nicht fehle, verſteht ſich von ſelbſt, namentlich iſt der Profeſſor der Chemie an der Seite des Waſſerbehälters ſo geſtellt, daß die Verſuche von allen im Saale und auf der Gallerie befindlichen Individuen geſehen und die Vorträge deutlich vernommen werden können.

Es iſt ſchwer, die geſammten Gegenſtände allgemein zu bezeichnen, welche in dieſer Gallerie aufgeſtellt ſind. Alle haben die Tendenz des Praktiſchen; eine Tendenz, welche das ganze britiſche wiſſenſchaftliche Leben durchdringt. Zunächſt iſt es die Naturwiſſenſchaft oder Phyſik und Chemie mit vorherrſchender Mechanik, welche die Gegenſtände der Ausſtellung in Anſpruch nimmt; — allein es ſind die Gegenſtände der Induſtrie, ſelbſt die der zeichnenden und bildenden Kunſt alter und neuer Zeit nicht ausgeſchloſſen. Welch' ſonderbares Gemiſch! — mag Mancher denken — allein auch hieran hat man ſich nicht zu kehren; jeder führt eben ſeinem Geiſte vor, was demſelben förderlich iſt und läßt ſich ſelbſt nicht durch eine gewiſſe (übrigens durch die Formen der Gegenſtände zu entſchuldigende) Unordnung ſtören, welche in der Reihe der Aufſtellung vorherrſcht; wer die Wiſſenſchaft ſchon in ſo weit kennt, daß er weiß, was natürlich zuſammengehört, wird leicht das Spezielle aus der Maſſe des Vielerlei herausfinden und im Geiſte ordnen, gerade, wie der Geſchichtskenner intereſſante hiſtoriſche Anekdoten zur Ausfüllung ſeines hiſtoriſchen Wiſſens benützt. Die Gegenſtände engliſcher Erfindungen und Verbeſſerungen dieſes und des vorigen Jahrhunderts im Bereiche der praktiſchen Wiſſenſchaft, namentlich der Mechanik ſind äuſſerſt intereſſant; die Maſſe des Ausgeſtellten mehrt ſich täglich, da es nicht an eingeſchickten Modellen mangelt und mancher Manufakturiſt dadurch dekannter wird, und deſto mehr auf Abſatz im Verkaufe ſeines gerechtfertigten Produkts rechnen kann. Es iſt die Committee höchſt geneigt, zu allen Zeiten die eingeſchickten Modelle, Vorſtellungen neuer Erfindungen und Arbeiten allgemeines Intereſſes ohne genaue Abgrenzung aufzuſtellen und dem wißbegierigen Publikum Belehrung und Unterhaltung zu verſchaffen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß durch ſolche öffentliche Ausſtellung die Betriebſamkeit ſolcher Individuen auſſerordentlich ermuthigt wird, deren Talente in Ermangelung einer ſolchen Ermuthigung häufig, ſowohl für den Beſitzer, als die Nation verloren gehen, oder vergraben bleiben würden.

Uebrigens wären alle dieſe Gegenſtände faſt todt, wenn ihnen nicht eine paſſende, zwar rein wiſſenſchaftliche, und von aller Charlatanerie freie, jedoch höchſt populäre Erklärung aus dem Munde erfahrner Männer Leben gäbe. Dieſe Erklärung verbreitet ſich über die intereſſanteſten Entdeckungen in der Chemie, Natur- und Experimentalphiloſophie (reſpekt. Phyſik) und in den mechaniſchen Betrieben allgemeiner Nützlichkeit: zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung der Jugend findet zudem noch ein regelmäßiger Curſus der Chemie und Phyſik ſtatt, welcher, ſoviel als möglich, die faſt zwei Stunden dauernden Vorleſungen ſo abgrenzt, daß jede derſelben ein Ganzes bildet. Es iſt leicht zu denken, daß, obgleich dieſe Vorleſungen nur für jüngere Leute beſtimmt ſind, dieſelben noch häufiger von Leuten reifeees Alters angehört werden, ja ſelbſt dee Mann vom Fache findet, wo nicht Neues, doch wenigſtens eine angenehme Wiederholung des Wiſſenswertheſten ſeiner Erkenntniß. Die Verträge ſind, wie geſagt, äuſſerſt populär und gehen nach Auseinanderſetzung des Prinzipes und nach den Experimenten, welche daſſelbe erläutern, ſogleich auf die praktiſche Seite und auf den Nutzen über, welchen ſich das Volk im höhern oder Privatleben von vernünftiger Anwendung des bezeichneten Prinzipes verſchaffen kann, eine Manier, welche in England von den gelehrteſten und wiſſenſchaftlichſten Profeſſoren eingehalten wird. Dieſes Vorherrſchen des Nutzens iſt es denn auch, welches in der beſchriebenen Anſtalt, in Bezug auf Induſtrie, Webſtühle nicht blos als Muſter der einſchlagenden Manufaktur, ſondern auch zum Zwecke, hier fertig gemachte Zeuge, z. B. Seidenſtoffe aller Art, zugleich zum höchſt wohlfeilen Verkaufe ausbieten zu können, thätig erhält. — Wie man ſich leicht denken kann, ſind alle Gegenſtände nummerirt, mit dem Namen des Verfertigers und Eigenthümers bezeichnet und in einem compendiöſen, einen Schilling koſtenden Catalog eingetragen. Gegenwärtig beſteht die Sammlung aus 532 Hauptobjekten, ohne die 60 Gemälde und mehre Bildhauerwerke. Unter den Gemälden finden ſich Stücke ausgezeichneter Meiſter, z. B. Vandervelde, Berghem, Rembrandt, Correggio, Salvator Roſa, Teniers, Breughel, Wouvermans, Dürer, Claude, Caracci, Reynolds xc. xc.; unter den Sculpturen ſind zwei Meiſterſtücke, Venusſtatuen, welche früher im Beſitze der unglücklichen Königin Marie Antoinette von Frankreich waren, vor dee Wuth der franzöſiſchen Revolution gerettet wurden, und in den Beſitz eines öſterreichiſchen Edelmanns kamen, welcher ſie an Lord Caſtlereagh und Sir Thomas Lacorence nicht um den gebotenen Preis von 2000 Guineen (25,200 fl. rh.) ablaſſen wollte, jetzt aber nach England zum Verkaufe geſchickt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Theater zu Bamberg.

Zweiter Artikel. *)

Die Bühne füe die beginnende Winterſaiſon iſt eröffnet. Was verlangen wir von ihr? Prachtvolle Dekorationen, glänzende Garderobe, grandioſe Szenerie, zahlreiche Compagnie, große Oper, niedliches Vaudeville, mituntee Ballet, klaſſiſche Tragödie, vollendetes Schauſpiel, feines Luſtſpiel, exzellente Poſſe — natüelich überall dazu vollſtändiges, treffliches Orcheſter, nnd immee das Neueſte von allen theatraliſchen Erzeugniſſen.

Abee was geben wie dafür? Monatlich ſechs Gulden für

*) Vergl. Biene Nr. 3.

einen erſten Platz in dee erſten Rangloge, etwas über drei Gulden für einen Sperrſitz im Parterre, und für einen Stehplatz wohl noch ſo viel, daß eine Vorſtellung im Abonnement kaum mehe koſtet, als eine Taſſe Kaffer oder ein Glas Bier in den benachbarten Erholungslokalen.

Wollen wir billig oder unbillig ſeyn? — Eine ſonderbare Frage, unſerem Publikum gegenüber zumal. Dieſes iſt im Ganzen immer ein billiger Gläubiger, und ein eben ſo billigee Richter. Es eehebt keine ungemeſſenen Anſprüche, liebt ungeſtümmes Drängen nicht, und verweiſt einzelne Stimmen, die hin und wieder begehrlicher und lauter ertönen möchten, zum großen Chor der Unzufriedenen und Tadler in den Hoftheatern zu München, Wien, Berlin, und den ſtädtiſchen zu Frankfurt, Leipzig, Nürnberg, Würzburg ꝛc. ꝛc.

Alſa wir ſind billig, und erkennen auch, daß wir wahelich alle Urſache haben, es zu ſeyn. Somit müſſen wie die Frage umſtellen, und mit der anfangen: Was leiſten wir?

Soll die Antwort ehrlich ſeyn, ſo müſſen wie uns ſchan dazu verſtehen, unſer bischen „Armuth“ aufzudecken; doch dürfen wir uns ſolcher nicht ſchämen; iſt ja hinlänglich „Edelſinn“ beigemiſcht, und anderwärts nicht viel weniger aber mehr.

Wir haben keinen ſtändigen Theaterfond, auſſer in unſeren eigenen Taſchen. Voe Jahren floſſen von jenen ci-devant 4000 fl., mit welcher die Staatskaſſe unſerer Jünglings-Natur und Kunſt zu Hülfe kam, jährlich 2000 fl. zum Theater. Dermal ſind wir, um mehrere Finanzperioden älter, ſolcher Beiſtandſchaft enthoben, ſollen hiee nur anf eigenen Beinen ſtehen, wo möglich anch gehen. Ob wir ſpäter einmal, wenn die Silberwogen unſerer Centralkaſſen deren hohe Borde überfluthen, wieder ein Wellchen daraus aom fernen Iſarſtrande her unſere Stadtmarkung bewäſſern ſehen, liegt noch verborgen im dunklen Schooße der Zeiten. Nur der fürſtlichen Geoßmuth, die ſeit 30 Jahren unter uns ſa zahlreiche unvergängliche Denkmale in anſpruchloſer Stille geſtiftet, verdanken wir noch eine jährliche Beiſteuer von 2000 fl., und unſere kleine Stadtkämmerei thut bei ihrer ſchon oſt beleuchteten Preßhaftigkeit mit 300 fl. Zuſchuß ihr Möglichſtes. Wir müſſen offen geſtehen, daß ohne dieſe milden Zubußen unſee luftig zuſammengekaneetes Bühnenhaus verödet, unſer gutes hopſenumkränztes Bamberg aus der Reihe der Lebendigen unter den theatergeſegneten Städten geſtrichen ſeyn wüede.

So iſt es alſa wohl doppelt ernſtes Gebot der Ehre und des Patriotismus, der alljährlichen Erneuerung der wohlwollenden Gaben in dankbarſter Anerkennung uns zu verſicheen.

Zu dem Behnſe wnrde die Vereinbarung der Theaterdirektionen zu Bamberg und Bayrenth geſchloſſen, zu dem Ende ein Theatercomite, höherem gerechtem Wunſche entſprechend, hier und dort eingeſetzt. Das eben ſo vielſinnige als vielzüngige, aber immer ſehr verehrungswürdige, kunſtliebende Publikum ſoll dadurch zugleich eine Bürgſchaft mehr dafür erhalten, daß die fürſtlichen 2000 fl. und die ſtädtiſchen 300 fl. wieklich zum Beſten des Theaters zu Bamberg verwendet, nicht etwa früh oder ſpät mit eben ſo kunſtfreundlichen Nachbarn getheilt, oder gae zur Conſolidirung noch ſchwebender Schuld früherer Figaeobankerotte beſtimmt werden. Allerſchlimmſtens peoſitirt man auch dabei eine Verdoppelung dee täglichen Converſation in den Theeſalons und Rauchtaminets barmherziger Schweſtern und Brüder durch die Beſprechungen nicht nur des Theaters, ſandern auch durch die Raiſonnements über eben dieſes Comite, und ſo iſt alſo ein offenbarer Gewinn für die langweiligen Winterabende jedenfalls gewährſchaftet.

Wir haben demnach (nicht gerechnet den Ertrag ſeines Martyralogiums, welches das Theatercomite erſt am Ende jedee Saiſon zur Vermehrung des nächſtjährigen Theaterfondes mit Subſcription dee Claqueurs herausgeben wird) ſicher 2000 fl. und 300 fl., oder für ſechs Monate monatlich 383 fl. 40 kr. Dazu eine Einnahme vom Abonnement zu dermal etwa 500 fl., und eine durchſchnittliche Kaſſeneinnahme von 600 fl. — im Ganzen 1483 fl. 40 kr. Dagegen nimmt der Gagenetat allein ſchon über 1000 fl. monatlich in Anſpruch, das Orcheſtee abee noch beſonders 275 fl. für jedesmal 13 Vorſtellungen, nebſt 29 Frei-Billets in's Parterre für jede Vorſtellung, welche zum bisherigen Parterre-Abonnementspreis berechnet für ein Orcheſtermonat, d. i. 13 Vorſtellungen, wieder 94 fl. 15 kr. betragen, ſo daß dieſe muſikaliſche Sektion unſerer Theaterentrepriſe allein ſchon 300 fl. 15 kr. als gute Priſe nimmt, womit nue erſt die Harmonie parterre, noch nicht die oben, auf der Bühne, überſilbert wird.

Wir ſelbſt nun können, wenn auch noch ſo beſcheiden, für unſere einſachen und lorgnettirten Augen immerhin etwas neue Dekoration, Szenerie und Coſtüme zur würdigen Einrahmung der ſchönen Wandelſterne an dem Leinwandhimmel verlangen; unſere reſpektiven Ohren ſtrecken ſich auch zuweilen mit Recht ſehnſüchtig nach einiger neueren Muſik, da ſie in den Entreaktes altherkömmlich ſattſam mit nralter ausſtaffirt werden; unſere ſchauluſtigen Gefühlvollen möchten billigermaßen doch auch zuweilen von Frau Birch-Pfeiffer in ein Thränenbad geſetzt, oder um 36 Krenzer auf eine Gemüths-Folter-Bank geſperrt werden; es giebt nebſtdem ein ſo zahlreichrs ziependes Heuſchrekenheer von allerlei buntſcheckigen faux frais, deeen ein Theater lenkender Doktor ſelbſt bei der ſtrengſten homöopathiſchen Selbſtdiſpenſation ſich nicht zu erwehren vermag.

Berechnen wir all dieß, entwerfen wir hiernach das Budget der Mittel und Wege für unſere Oper, Trauer-, Schau- und Luſtſpiele, ziehen wir danach die Bilanz; wir werden eben nicht an Nekers oder Mendizabals Finanzverſtand zu appelliren brauchen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß wir in unſerer Börſenhalle der Muſen nicht auf hohe Curſe, auf eine ſtete Hauſſe ſpekuliren, ſondern nur dahin trachten dürſen, die eigentliche Baiſſe zu vermeiden, und es bei einem leidlichen Ertrag unſerer nun einmal von dee Macht der Verhältniſſe reduzirten melo-dramatiſchen Winterrenten belaſſen zu ſehen.

Unſee verehrungswürdiges Publikum, das operiſtiſch-dramatiſch-komiſch geſinnte nämlich, möge demnach die Bamberger Theaterwelt mit der alt-Bamberger kleinen Elle, nicht mit der groſen Münchener oder dem Frankfurter Stabe ausmeſſen. Entſprechende Wahl der Vorſtellungen, zuſagende Vertheilung der Rollen, fleiſſiges Zuſammenſpiel, tüchtige Einübung des Orcheſters und Singperſonals, aufmerkſame Dirigirung, abgeeundete Aufführung bis in's Detail, dieß können wir billigerweiſe erwarten.

Das Beſte iſt meiſt der Feind des Guten; nach den bisheeigen Leiſtungen der Bühne unter des Hrn. Loeenz Direction ſcheint jene Erwartung befriedigt, dieſes Gute uns gewährt zu werden; wollen wir alſa daran uns und ihn halten, und zu Thaliens Hazaedſpiel, das nun für dieſe Saiſon uns einladet, recht lebhaft, aber nur als mäſſige Pointeurs uns drängen, damit die Bank bei Kräften und Reſervefond bleibe, und es nicht zuletzt wieder heiſſen müſſe: Mesdames, Messieurs, jeu fait — rien va plus! L.

Korreſpondenz.

† Aus Nürnberg Anfang Oktober. Wir haben unſere Sommerſaiſon mit der Kirchweihe unſrer Nachbarſtadt Fürth beſchloſſen; denn dieſe Kirchweihen, die in der eignen Stadt auf der alten Burg beginnen, und durch die einzelnen Stadtviertel und die umliegenden Ortſchaften im Verlauſe des Sommers fortſchreiten, ſind die

Digitized by Google

beſuchteſten Luſtplätze faſt aller Volksklaſſen. Eine ebenſo erfreuliche Regſamkeit und bunte Luſt, die nicht, wie oft anderswo, durch eine unbehagliche Steifheit gehemmt wurde, herrſchte auf unſern ſchönen Plätzen: der Roſenau und dem Schloßzwinger. Eine bedeutende Anzahl fremder Gäſte belebte mehr als jemals unſere Stadt, und ſcheint auch durch die kältere Jahreszeit in dem fortwährenden Zuge ſich nicht hemmen zu laſſen. — Die Eiſenbahn iſt der Magnetenſtein, der die Fremden zieht ins Land herein; aber es iſt nicht blos die Theilnahme der Neugierde, ſondern auch das Intereſſe der Kunſt und Induſtrie, welches viele hohe und allerhöchſte Herrſchaften in unſre Mauern führte, und welches auch in den häufigen Beſtellungen von Zeichnungen und Modellen für auswärtige Eiſenbahngeſellſchaften ſich kund gibt. — Das Volksfeſt konnte auch dießmal an Schönheit und Menſchenmenge mit ſeinen vorigen Brüdern ſich meſſen; neue Verſchönerung und Vermehrung des Feſtzuges, beſonders durch eine Bauernhochzeit mit der üblichen Begleitung durch eine Schaar berittener Bauern, von denen einige in einem Wettrennen ſich zeigten, das aber jämmerlich ausſah, und durch neue Muſikcorps befriedigte die Schauluſt; der Feſtplatz ſelbſt bot jedoch eine geringere Anzahl von Schenkbuden als gewöhnlich dar, obwohl dieſe um ſo mehr ausreichte, als es immer gewöhnlicher wird, den Beſuch auf zwei oder drei derſelben zuſammenzudrängen. Was die Freunde höherer Genüſſe anzog, war das Geſangfeſt der vereinigten Liedertafeln von hier und den Nachbarſtädten auf dem Rathhausſaale, und die von Seiten des hieſigen Kunſtvereins veranſtaltete Kunſtausſtellung. Jenes Feſt bot in ſeiner gelungenen Ausführung und der zahlreichen, glänzenden Verſammlung ein erfreuliches Zeichen der Fortſchritte dieſes Männergeſangvereins, ihres gedeihlichen, fleißigen Zuſammenwirkens, und der eifrigen Theilnahme des Publikums dar. Klopſtocks Vaterunſer von Miller als Anfang und Händels Halleluja zum Schluß der Produktion haben wir ſelten ſo wundervoll und rein vortragen hören. Die Kunſtausſtellung war dießmal reicher als je; ſie zählte 224 Nummern — eine Anzahl, die freilich nicht mit der in andern Städten ſich meſſen kann, die aber die Direktion nur aufmuntern muß, in jedem Jahre, wenn auch nicht die extenſive Größe der Ausſtellung, doch ihre intenſive zu vermehren. Die Landſchaftmalerei hat die meiſten Werke geliefert; die Münchener Schule herrſchte vor. Daß Gediegenes ſich erwarten ließ, dafür bürgen ſchon die Namen eines Ezdorf, Crola, Dirner, Dahl, Heinel, Klein, Kreul u. ſ. w. Die „Felſengegend“ und „Küſtengegend von Norwegen“ des erſtern ſind in der vortrefflichen Auffaſſung der Natur bis in die kleinſten Theile, in der Wahrheit des Colorits unübertrefflich; es geht eine großartige Behandlung durch Zeichnung und Farbe. Crola's „Morgen im Walde“ iſt ein Muſter einer Naturſcene; es weht eine wohlthuende Friſche aus dem Bilde entgegen, man kann ſich Jahreszeit und Stunde vergegenwärtigen, in der dieſer Morgen über die Natur anfing. Dahl's „Winterlandſchaft“ und Ott's „Sturm auf der Inſel Capri“ reihen ſich würdig an. Heinel iſt immer entſprechend im Landſchaftlichen, wie im Genre; er iſt ein lyriſcher Dichter voll klarer Gemüthlichkeit und reiner Darſtellung. Auch Portraite fehlten nicht. Außer den zum Sprechen ähnlichen Paſtellbildern unſres Kreul und den Oelportraiten unſers Wanderers zeichnete ſich das „Portrait eines Griechen“ von Ammerling in Wien und „Portrait eines jungen Frauenzimmers“ von Dürk in München beſonders aus; letzteres iſt ein wahrhaft claſſiſches Bild in einer Haltung, die an van Dyck erinnert. Noch erwähnen wir dreier Kunſtwerke von Verſtorbenen: „Scene aus dem Sabiner-Gebirge von Fries aus Heidelberg, „Cornelia in troſtloſer Erwartung des Pompejus“ von Eberh. Wächter, ehemaligem Hofmaler in Stuttgart, und die „Statue eines Steinwerfers“ von H. Dietel, dem ausgezeichneten Eleven Schwanthalers; an ihm hat unſere Stadt die ſchönſten Hoffnungen verloren, denn vor wenigen Wochen ſtarb der kunſtbegeiſterte 18jährige Jüngling. — Um in meinem Berichte auch das Theater, als ſtehenden Artikel, nicht zu vergeſſen, erwähne ich, daß Herr Breiting wieder einmal hier war; mit allem Beifall wurde der willkommene Gaſt empfangen, und widerlegte in den Rollen des Zampa, Maſaniello und George Brown das Gerücht, daß ſeine Stimme abgenommen habe; wahr iſt nur allenfalls, daß ſein körperlicher Umfang zugenommen hat. Wer das Schlummerlied von ihm ſingen hört, muß durch dieſe Zartheit, durch dieſe gediegene Nüancirung und die Reinheit der Paſſagen hingeriſſen werden. Sonſt geht es mit unſerm Theater ſo fort, weil es ſo hergebracht iſt; die Mühe des Direktors will ſich nicht belohnen, daher in Zeitungen allerlei Vorſchläge und Appellationen an den Kunſtſinn des Publikums gemacht worden ſind. Gegenwärtig gaſtirt ein Hr. Baumeiſter aus Leipzig, und gefällt beſonders in dem Luſtſpiel: „der Ball zu Ellerbrunn.“ In Bezug auf die Oper ſind wir beſonders beſchränkt, hören aber von einer Einſtudirung der „Norma“ und des „Robert der Teufel“, worauf ſich die dilettanti gewaltig freuen. Einſtweilen entſchädigen uns vortreffliche Concerte, wie auch neulich die muſikaliſche Abendunterhaltung des Hrn. Prof. Mirandi und der Mad. San-Felice die geringe Verſammlung der Muſikfreunde entzückte. Der Harfenvirtuos Mirandi erinnerte an den großen Händel; denn ſo muß dieſer geſpielt haben, als auf einem Maskenball in Venedig der berühmte Virtuos auf der Harfe, Domenico Scarlatti ausrief: „Nur der Sachſe, oder der Teufel kann ſo ſpielen!“ Herr Mirandi behandelt ſein Inſtrument wie ein Orcheſter, in dem alle Modulationen und Töne von der Pauke bis zur Harmonika zum Vorſchein kommen. Mad. San-Felice wurde oft mit der Paſta verglichen; wir haben die letztere freilich nie gehört, glauben aber, daß dieſe Vergleichung nur wahr ſeyn kann, denn eine ſolche Contr' Altſtimme iſt uns noch nie vorgekommen, dieſer reine Anſchlag, dieſe Stärke des Tones, der nur in der Höhe ſich verliert, aber in der Tiefe rein und ſicher durchgeht, ſind eine ausgezeichnete Erſcheinung. Die beiden Virtuoſen veranſtalteten auf mehrſeitiges Verlangen ein zweites Conzert im Theater. — Vor ein paar Tagen ließ ſich auch Herr Reuther aus München, früher Mitglied des hieſigen Orcheſters, auf der Oboe und dem engliſchen Horn hören; dieſe ſchwierigen Inſtrumente (das letztere iſt etwas ganz Neues und Ungewöhnliches) behandelte der Conzertgeber mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Sicherheit und anmuthigen Zartheit, die ihm gar keine Anſtrengung zu koſten ſchien. Auch die Ouverturen des Orcheſters gingen vortrefflich zuſammen, und der Geſang der Frau von Brodowitz zeigte die fortſchreitende Ausbildung ihrer Stimme, die uns noch manchen Genuß auf der Bühne, der ſie gegenwärtig angehört, erwarten läßt.

Q Koburg Ende Sept. Reges Leben beſeelte ſeither unſere freundliche Reſidenz. Vom 8. bis 23. war das Gothaiſche Bataillon mit dem hieſigen vereinigt, um militairiſchen Uebungen obzuliegen, deren Zweck die am 20. und 21. durch den k. k. öſterr. Generalmajor von Heß vorgenommene Inſpektion war, und die, ſo viel man hört, zur Zufriedenheit deſſelben ausgefallen ſeyn ſoll. — Am 17. war der Geburtstag unſrer allgeliebten Frau Herzogin, Kgl. Hoh., der durch die Oper „Norma von Bellini“ und einem Prolog im Theater begangen wurde. Beide gefielen. Bellini wußte es, das größere Publikum zu beſtechen, und ſpreche man noch ſo viel von der Oberflächlichkeit ſeiner Compoſitionen hinſichtlich des Satzes ꝛc., ſo bleibt es doch wahr, daß ſeine Melodien, die immer dominiren, vortrefflich ins Ohr fallen, und ſo Beifall erhalten. Ich weiß recht gut, daß unſere lebenden deutſchen Componiſten viel ſchulgerechter arbeiten, warum wollen ſie aber gerade dem Zeitgeſchmack entgegenſtreben, warum trifft es ſich ſo häufig, daß über den durchgeführten 4ſtimmigen Satz, Contrapunkt und doppelten Contrapunkt u. ſ. w. die Melodien verloren gehen? Was könnten unſere Componiſten leiſten, wenn ſie ihre Gründlichkeit mit der Annehmlichkeit mancher Italiener vereinigen möchten! Bei dieſer Abſchweifung fällt mir ein, daß am 11. die Oper: „der Aſtrolog von Muſikdirektor André Späth aus Neufchatel“ (eines Landsmannes von uns, der ſich ſeines deutſchen Andreas zu ſchämen ſcheint) und zwar zu ſeinem Beſten bei vollem Hauſe gegeben wurde. Wie viel muſikaliſche Schönheiten liegen in dieſer Compoſition, und gehen unter durch die Einförmigkeit des langweiligen Textes und durch die unendlichen Wiederholungen in den einzelnen Muſikſtücken. Ich vermißte auch die ſonſt dem Componiſten ſo ſehr zu Gebot ſtehende Melodienerfindung, und kann die Oper nicht frei von Reminiſcenzen ſprechen. Roſſini, Paer, Weber, ſelbſt der alte Zumſteeg gingen nebſt manchen andern an meinen Ohren vorüber. — Möge der talentvolle, als Harmoniemuſik-Componiſt ſehr bekannte und geſchätzte Mann ſeinen Fleiß und ſeine Gründlichkeit auf ein beſſeres Sujet verwenden, damit er ſpäter entſchädigt werde für die hier nicht ſehr warm aufgenommene Oper. — Am 18. gab unſer durchl. Herzog den ſämmtlichen Soldaten ein Freitheater. Einen wunderſchönen Anblick gewährten auf allen Plätzen die Uniformen. Obgleich beide Stücke: Der Tagsbefehl von Töpfer und die ſieben Mädchen in Uniform — nicht ſo gut executirt wurden, als wir dies gewöhnt ſind, ſo fanden die Militairs doch ein großes Vergnügen beſonders an letzterem Vaudeville, welches unſere Komiker Döbbelin, Weinkauf und Schäfer mit alten und neuen Witzen würzten. — Am 20. ſahen wir: die Nachtwandlerin von Bellini, die eben ſo, wie Norma unter der Leitung unſers vortrefflichen Muſikdirektors Lübke und der Unterſtützung unſers, man darf ſagen, ohne zu übertreiben, ſehr ausgezeichneten Orcheſters, beſonders durch den herrlichen Geſang der Demoiſelle Weichſelbaum, gehörig unterſtützt durch die Herren Bogner, Illner, Geel, ſehr gefallen hat. — Am 22. in dem Luſtſpiel: Ich bleibe ledig, worauf ein Tanz-Divertiſſement folgte: die Schwaben in Ungarn, präſentirte ſich eine Dem. Paarmann als Debütantin recht artig. Das Luſtſpiel, ſo wie der Tanz gefielen. In der Vorſtellung: Maria Petenbeck v. Holbein, die heute über die Bretter ging, zeichneten ſich aus die Hrn. Hinz und Padke (Herzog und ſein Bruder) die Dem. Paarmann und Padke. — Auch ein Gaſt, Hr. Rönius, gefiel als Petenbeck. — Ueber die am 20. d. begonnene diesjährige Ausſtellung vaterländiſcher Kunſt- und Gewerbs-Erzeugniſſe werde ich vor dem Schluß derſelben einige Mittheilung machen und ich ſchließe dieſen ohnedies zu lang gewordenen Bericht mit der Nachricht, daß ſeit einigen Wochen eine Liedertafel ſich gebildet hat, deren Gedeihen recht wünſchenswerth erſcheint. Die muſikaliſche Leitung iſt in den Händen des ſo umſichtigen Muſikdirektor Lübke, der ſich mit großem Eifer der Sache angenommen haben ſoll. Auch über die Leiſtungen dieſes Inſtituts will ich von Zeit zu Zeit kleine Mittheilungen geben, wenn ich ſelbſt gehörig unterrichtet ſeyn werde. Concertmuſiken entbehren wir ſehr, wohl auch zum Nachtheil der Virtuoſen, deren Anzahl groß iſt; aber es iſt das Unglück bei uns, daß das Publikum zu wenig Theil nimmt, wodurch die Muſiker natürlicherweiſe zurückgeſchreckt werden.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. Nr. 18.

Des Kaiſers Schatten.

Von J. A. Büſſel.

(Proben*).

Canzone XXXVI.

Nicht trieb mich blinder Wahn, wie ſie es meinen,
Der Weltgeiſt hat in mir ſich ausgeſprochen,
Der zürnend fährt auf ſeinem Donnerwagen,
Und niederkracht, bis Alles rings zerbrochen,
Was mit dem Neuen nimmer mag ſich einen!
An dieſen richte deine ernſten Fragen!
Die Nacht hub an zu tagen,
Die ſchwer und lang die Wolken niederſenkte,
Da ſtand ich auf am fernen Inſellande —
Es riſſen des Gewölbes finſtre Bande,
Bis dieſe Hand die blut'gen Wogen lenkte,
Bewaffnet mit der ſtrafenden Aegide,
Das „Halt!“ gebot der junge Titanide.

Canzone XCVIII.

Zwei Punkte ſchlieſſen ein das groſe Leben,
Du ſiehſt, wie leuchtend ſie dir es begränzen!
Der Anfang iſt dir klar im weiten Kreiſe
Das Ende läſſt dein inn'rer Blick ergänzen,
Die Mitte iſt dem Geiſte preisgegeben!
Es überſchreitet die gewohnten Gleiſe
Nach der Kometen Weiſe,
Und geht dahin auf Blut- und Lorbeerbahnen,
Zermalmet Welten, reiſſt ſie fort im Brande,
Verwirrt in ſeinem Schwung die feſten Bande,
Drängt ſelbſt die Fluthen aus den Oceanen,
Und ſchöpft die Tiefen aus, und füllt die Höhen,
Und heiſſt im Sturm ein neu Geſchlecht erſtehen!

Reiſe-Bilder aus England.

I. Die Adelaide-Gallerie in London.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſchon berührt worden, daß ein niederer Eintrittspreis in die Räume des Inſtitutes zur Durchführung der urſprünglichen Idee ungemein beitragen müſſe, wirklich iſt auch dieſer Preis für England auſſerordentlich billig. Er beſteht für jedes einzelne Individuum in einem Schilling (36 kr.) für den Tag; und jährlich in einem Abonnement von einem Pfunde (12 fl.) und für Perſonen unter 15 Jahren in 10 Schillingen (6 fl.). Jeden Tag iſt die Gallerie (Sonntags ausgenommen) von früh 8 oder 9 Uhr bis gegen Abend geöffnet. Man kann ſich leicht die Frequenz des Beſuches bei der auſſerordentlichen Menge von Fremden in London denken, wozu der Umſtand der Lage der Gallerie im angenehmſten und namentlich von der vornehmen Welt beſuchteſten Theil der Stadt gewiß beiträgt. Die Gegenſtände ſind höchſt anziehend und namentlich iſt das ſpäter zu erwähnende Sauerſtoff-Waſſerſtoffmikroſkop allein ſchon des Beſuches werth. Es wird viel vorgeführt und man hat eine Befriedigung, welche mit dem zu entrichtenden Geldbeitrag durchaus in keinem Verhältniſſe ſteht, oder recht proſaiſch merkantiliſch ausgedrückt, man hat um ſein Geld unendlich viel Nützliches geſehen und gehört. In dem beſagten Mißverhältniſſe des Beitrages und des Erbeuteten trägt auch wohl die Zeit ihr Weſentliches bei: man hat einen langen Genuß; mehre, ſpäter zu bezeichnende Abſchnitte ſammt Wiederholung füllen die Zeit aus, nachdem man vor dem Beginne der Erklärungen ein paar Stunden zur bloſen Beſichtigung Muße hat. Dieß Verhältniß des für ſo wenig viel Gebotenen, wiederholt ſich überhaupt in England bei faſt allen Anſtalten, namentlich öffentlichen Theatern und Schauſtücken verſchiedener Art: zu letztern ſind in der Regel fünf volle Stunden beſtimmt.

Doch gehn wir auf die Hauptgegenſtände ſelbſt über, welche in der Anſtalt theils gezeigt theils erklärt werden. Der Leſer erräth wohl, daß wir ihn auf dem Mittelpunkt der allerwichtigſten Erfindungen der neuen Zeit, auf die Dampfmaſchinen führen werden. Wie ſie unſerm Geiſte als die wichtigſte Maſchine erſcheint, ſo fällt ſie auch beim erſten Eintritt in die Gallerie als die hervorſtechendſte auf. Die Maſchine, welche uns hier vorgeführt wird, iſt eine äuſſerſt fleißig gearbeitete, compendiöſe und dennoch ſtarke Hochdruckdampfmaſchine mit einem Cylinder von 3 1/4 Zoll und einem Stoſſe von 12 Zollen. An dieſer Maſchine wird das Prinzip des Hochdruckes nachgewieſen und die Art, wie ſie in Bewegung geſetzt wird, gezeigt. Condenſation findet nicht ſtatt, ſondern ſie wird bloß durch die elaſtiſche und expanſive Qualität des Dampfes, welcher von dem Dampfkeſſel in den Cylinder dringt und dem Stempel oder Kolben in irgend einem auf einen Zoll gegebenen Verhältniſſe, zu welchem der Dampf in dem Dampfkeſſel erhoben wird, in Thätigkeit gebracht. Der Druck auf den Stempel von der Atmoſphäre kann zu 14 Pfd. auf dem Quadratzoll angenommen werden: allein wegen Friction und andern Urſachen können, wenn die Maſchine irgend eine arbeitende Thätigkeit zu beſtehen hat, ſelten mehr als acht Pfund erzielt werden. Die Kraft der Hochdruckmaſchine iſt einzig und allein durch die Stärke der Maſchine ſelbſt begrenzt: in gewöhnlichen Fällen 50 Pfund per Zoll. Die Maſchine aber, welche in der Gallierie gebraucht wird, ſteigt von 300 bis auf 500 Pfund per Zoll, und kann, wenn es verlangt wird, noch höher getrieben werden.

Dieſe Hochdruckdampfmaſchine wird nun zunächſt gebraucht, um das Experiment mit dem Perkins'ſchen Dampfſchießgewehr vorzunehmen, ein Experiment, welches mit Recht die größte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt und den größten Beifall verdient. Dieſes Schießgewehr (Flinte oder

*) Vergl. unten „Kleine Bücherſchau“. D. Red.

Digitized by Google

Kanone, je nach geſteigerten Verhältniſſen) ſchießt ſiebzig Kugeln gegen eine eiſerne Tartſche in einer Sekunde ab. Das Wiederladen geht auſſerordentlich ſchnell vor ſich; der Schuß der Kugeln iſt einzeln oder in Maſſen, ſo daß es möglich iſt 420 Kugeln in einer Minute oder 25,200 in einer Stunde abzuſchießen. Der Lauf des Gewehres iſt der Sicherheit wegen befeſtigt oder fixirt: allein im Kriege verwendet, würde er auf einer Gelenkkugel aufgeſetzt ſeyn; daß er nach allen Dimenſionen links, rechts, aufwärts und abwärts, wie der Waſſerſtrahl einer Feuerſpritze gerichtet werden könnte. Auf eine Maſſe oder Colonne Feinde gerichtet, müßte die zerſtörende Gewalt blos nach der Quantität der abgeſchoſſenen Kugeln bemeſſen werden. Uebrigens iſt dieſe Maſchine nicht blos als Kriegswerkzeug intereſſant, ſondern giebt auch noch, wie ſchon bemerkt, den beſten Beweis der Kraft und außerordentlichen Wirkung der Hochdruckdampfmaſchine und von dem Vorzuge derſelben, wenn ſie richtig gehandhabt wird.

So intereſſant dieſes Losſchießen vermittelſt Dampfes ſelbſt iſt, eben ſo einfach iſt die Art des Schießens. Man ſtelle ſich vor, wie Knaben Erbſen durch eine Röhre blaſen. Die Erbſe wird mit der Zunge an die Eingangsöffnung der Röhre gebracht und durch einen ſchnellen Stoß, Strom oder Strahl von Luft, welche aus den Lungen kömmt, hinausgetrieben. Gerade ſo fallen die Kugeln durch die aufrechtſtehende Röhre des Dampfgewehres nach einander in den Lauf, durch welchen ſie durch einen Dampfſtrahl aus dem Dampferzeuger (generator boiler) mit großer Heftigkeit getrieben werden, nachdem die Röhre, in welche ſie zuerſt gebracht wurden, oben ſorgfältig mit einem Hahnen geſchloſſen worden iſt, um zu hindern, daß der Schuß nicht dieſe Richtung nehme. Der Raum, in welchen die Kugeln von der aufrechtſtehenden Röhre fallen, kann übrigens immer nur eine einzige faſſen, damit alle Verwirrung vermieden werde: ſollten aber mehre von oben zugleich hineingelaſſen werden, ſo folgen ſie, wenn der Hahn geſchloſſen iſt, in größter Schnelligkeit auf einander, gerade, als wenn jede einzelne durch die Hand eingelegt worden wäre. Das Gekrach des Dampfes iſt ein höchſt eigenthümliches: wer das Getöſe einer Locomotive auf Eiſenbahnen gehört hat, darf ſich daſſelbe nur um vieles vermehrt und noch intenſiver denken, um ſich jenes Krachen vorzuſtellen, welches am intereſſanteſten iſt, wenn mehre Kugeln ſchnell nacheinander losgeſchoſſen und außerdem noch durch einen ziemlich langen und weiten Cylinder gegen das anſgeſteckte Ziel getrieben werden. Laden, Schließen des Hahns, Auslaſſen des Dampfes iſt faſt nur eine einzige raſche Bewegung. Daß Geſchick und Genauigkeit erfordert werde, verſteht ſich von ſelbſt. Die Maſchine hat ſich ſeit mehreren Jahren bei fortgeſetzter täglich mehrfacher Anwendung höchſt dauerhaft erwieſen und bedurfte nur einmal einer kleinen Reperatur.

Die Gedanken, welche man ſich über die Anwendung dieſer Maſchine in allen Gradverhältniſſen im Kriege machen kann, überlaſſe ich jedem Leſer ſelbſt! — —

Dieſelbe Dampfmaſchine ſetzt eine andere in Bewegung, an welcher das auſſerordentlich ſchöne und und intereſſante Experiment der Perkins'ſchen Verbrennung des Stahles vermittelſt höchſt beſchleunigter Umdrehung gezeigt wird. — Dies Experiment ſoll zunächſt auf einer allgemein bekannten phyſikaliſchen Eigenthümlichkeit beruhen, daß nemlich durch ſchnelle Bewegung ſelbſt ſehr weiche Subſtanzen ſo ſtark werden, daß ſie den Widerſtand bei weitem härterer, cohärenterer oder dichterer, ſich in Ruhe befindlicher Körper überwinden. So kann man eine Talgkerze durch ein Brett ſchießen und mit einer marmornen Kugel eine Fenſterſcheibe durch Wurf ſo durchbrechen, daß die Oeffnung nicht größer iſt, als die Kugel ſelbſt, während, ohne die ſchnelle Bewegung, die Kerze, bloß mit der Hand gegen das Brett geworfen, in Stücke zerfällt, und das Glas, wenn die Kugel nur langſam gegen daſſelbe geworfen wird, ganz und gar zerſchellt wird. Das Experiment der Stahlverbrennung wird gezeigt, um auf anderm Wege die auſſerordentliche Wirkung der Schnelligkeit auf Metalle nachzuweiſen, obgleich die Art des Experimentes hier zuſammengeſetzter und ſonderbarer iſt.

Vor der Dampfmaſchine ſteht ein Geſtell mit einer Scheibe von einigen Zollen Breitedurchmeſſers und am Ende kaum von der Dicke eines Thalers. Dieſe Scheibe ruht auf einer Axe, welche ſich auf zwei meſſingen Frictionsrädern umdreht. Die Umdrehung der Scheibe ſelbſt wird durch ein Band bewirkt, welches über dem Rande eines unmittelbar unten angebrachten Rades arbeitit. Auch dieſes Rad wird durch ein auſſerordentlich dauerhaftes, elaſtiſches Band getrieben, welches auf dem Rande des Flugrades der Maſchine wirkt. Durch die Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, gehen in einer Minute mehr als 5000 Umdrehungen der Scheibe vor ſich, ſo zwar, daß wenn dieſelbe mit derſelben Schnelligkeit auf einer Straße lieſe, ſie eine ungeheuere Strecke zurücklegen würde. Wird nun an den Rand der Scheibe eine dicke Feile vom härteſten Stahle gebracht, ſo bewirkt die ungemeine Schnelligkeit, daß unter einem ſehr hohen, ſprühenden Feuerſtrahle jener Theil der Feile, welcher mit der Scheibe in Berührung iſt, augenblicklich geſchmolzen, jeder einzelne Theil wie abgeriſſen ſcheint und weit weg geſchleudere wird.

In Bezug auf einige Zweifel, welche von wiſſenſchaftlichen Individuen über die Art der Zerſtörung der Feile vorgebracht wurden, iſt zu bemerken, daß, wenn ein Stein an den Rand der Scheibe gedrückt wird, das Eiſen denſelben nicht zermalmt, und die Vermuthung höchſt wahrſcheinlich iſt, es könne die Scheibe auf obige Art nur auf ſchmelzbare oder verbrennbare Subſtanzen wirken, während man weiß, daß das weichſte Eiſen gegen das härteſte Gußeiſen geſchoſſen, letzteres auszackt, und eine Bleikugel durch ein Fleiſcherhackmeſſer dringt, wenn letzteres an der flachen Oberfläche gegen die Oeffnung des Schießgewehres aufgehangen wird in demſelben Verhältniſſe, wie bei dem obenbezeichneten Experimente mit der Talgkerze und der Marmorkugel.

Wir enthalten uns jedes individuellen Urtheils; des angegebene über das Experiment iſt das von engl. Gelehrten ausgeſprochene.

Neben der ſo eben bezeichneten Hochdruck-Dampfmaſchine befinden ſich die Modelle noch zwei anderer Dampfmaſchinen, welche äuſſerſt intereſſant, die Entſtehnng und Fortbildung der Dampfmaſchine überhaupt an den Tag legen. Der Gegenſtand iſt ſo wichtig, daß er verdient, beſonders auseinandergeſetzt zu werden. Das erſte Modell ſtellt Neweomens Dampfmaſchine vor, bei welcher zuerſt ein Kolben oder Stempel angewendet wurde. Neweomen war Eiſenhändler zu Dartmouth, welcher auf die Entdeckung der Dampfmaſchine auf eine höchſt einfache Weiſe gebracht wurde, die an manche großartige, nur dem Zufall ihre Entſtehung verdankende Entdeckung oder Erfindnng mahnt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bemerkungen über Coloſſalbilder in Bezug auf das Standbild Friedrichs des Groſsen zu Berlin.

*† Berlin, 22. Oktober. Unter drn Werken, welche die diesjährige hieſige Kunſtausſtellung zieren, befinden ſich auch Modells zu dem, Friedrich dem Groſsen in Berlin zu errichtenden Standbilde. Die Verſuche haben Anlaß gegeben zu folgenden Bemerkungen:

Jemehr Preuſſens groſer König in den Herzen ſeines ganzen Volkes lebt, deſto mehe iſt jeder von uns faſt perſönlich bei dem jezt herangereiſten Vorſchlage betheiligt, demſelben ein ehernes Monument in ſeiner Hauptſtadt Berlin zu ereichten. Die Einzelnheiten jedes Vorſchlags ſind dem äffentlichen Urtheile in drei Skizzen auf der Kunſtausſtellung vor Augen geſtellt, dern jede einen ganz verſchiedenen Charakter trägt. Es iſt nicht unſre Abſicht hier, mit einrm Uetheil über dasjenige Modell hervorzutreten, welches ſich nach unſrer Meinung am ſchicklichſten ausführen lieſe, wir wünſchen nur duech einige Bemerkungen auf eine Klippe aufmerkſam zu machen, an welchee wir ſo viele ſchöne Projekte ſcheitern ſahen, dir an ſich auf einem ganz guten Grund ruhten.

Das Koloſſale widerſpricht der Natur, es erſcheint in einem verſchiedenen Gröſſenverhältniſſe von ſeinem natürlich gegebenen Gegenſtande: der Eindruck, welchen dieſer als Koloß hervorbringt, muß von dem ſeines Objektes durchaus verſchieden ſeyn. Zwei Punkte wären hier zunächſt zu berückſichtigen, betreffend das Innere und Aeußere des Gegenſtandes: was eignet ſich ſeiner innerſten Natur nach zu einem Koloſſalbilde, und was wäre dabei zweitens für die Form zu beobachten? Koloſſal darſtellen darf ſich nur geiſtige Gröſe; Naturformen ſo darſtellen zu wollen, wäre durchaus widerſinnig; die ungeheuern Bildungen der Natur durch Koloſſe übertreffen zu wollen, iſt ein zu ohnmächtiges Streben, höchſtens dem Wahnſinn eines aſiatiſchen Despoten entſprungen, als daß es nicht lächerlich in ſich zerfallen müßte. Wir ſtaunen vor den Wundern der Pyramiden, und doch, was ſind ſie gegen die Berge umher? Der Sand der Wüſte begrub ſie ſchon zur Hälfte. Man könnte hier nur eine Ausnahme machen für einige Thierformen, die man wieder zu der Gröſe antediluvianiſcher Geſtalten heranbildete. Napoleon projektirte einen koloſſalen Elephanten aus Erz gegoſſen, und der hätte ſeinen Eindruck nicht verfehlen mögen, inſoferne er der Ausdruck der Schöpferkraft eines mächtiges Geiſtes geworden wäre; Napoleon aber ſah zu gut, daß hier die Grenze menſchlicher Koloſſalbildungen ſey, die ſich dennoch eigentlich nur in den Grenzen menſchlicher Geſtaltungen bewegen kann, ſie iſt weſentlich Ausdruck des Geiſtes; gewaltige Thierformen documentiren eben wohl Gewalt, aber nie Herrſchaft der Geiſter, und das iſt dir eigentliche Beſtimmung des Koloſſes. Es ſcheint uns in Bezug auf die Modelle zu einem Denkmal Friedeichs des Groſsen ein Mangel, daß bei der Ausſtellung nicht zugleich die Maaſe mit angegeben wueden, in welchen das eine oder das andere ausgeführt werden ſoll; wir werden ſogleich ſehen, inwieferne dies eine unumgänglich nöthige Beſtimmung iſt.

Es wirken nämlich die Gegenſtände auf uns entweder in ihrer Natürlichkeit und durch dieſelbe; doch hat man auch für den Hut Friedrichs des Groſsen, für den Napoleons bemerkt, wir ihn dieſer jezt trägt in der neuen Statue auf der Colonne Vendôme; oder ſie nehmen das höhere, das geiſtige Intereſſe in Anſpruch, und können, wenn dir Form ſie begünſtigt, in koloſſaler Darſtellung uns wirkſam vor die Augen treten; denn wir hätten jezt eben den zweiten der oben berührten Punkte näher zu erläutern, daß nämlich das Koloſſale von Seiten der Form begünſtigt ſeyn müſſe. Wir ſagten, es widerſpricht der Natur: die Kunſt aber erträgt keinen Widerſpruch gegen die Natur; ſie iſt Kunſt, nur inſoferne ſie reinſte Natur iſt; alles, was ſie von ihr entfernt, erſcheint übertrieben, todt, unſchmackhaft. Soll nun eine Form in koloſſaler Bildung wirkſam bleiben, ſo muß ſie die reinſten Bedingungen des Natürlichen und der Schönheit in ſich ſchlieſſen. Jede an ſich unnatürliche oder unſchöne Form wird in derſelben eben jenen Widerſpruch nur recht fühlbar heraortreten laſſen, und uns deſto widerwärtiger reſcheinen, jemehr wir ſie in Begleitung rein geiſtiger Gröſe, Schönheit und Erhabenheit erblicken. Wir wiederholen, reinſte Schönheit in allem Wechſel der reizendſten Gegenſätze findet ſich als Ideal nur in der Geſtalt, in dem Haupte des Menſchen; ſo läßt nur dieſe eine Koloſſalbildung zu; alles, was ſie mit ſich hinüberführen ſoll in das Reich überirdiſcher Geiſter, muß ſich der menſchlichen Form auf das Reinſte und Einfachſte anſchmiegen. In Paris auf dem Pont de la Concorde ſahen wir noch vor Kurzem Koloſſalbilder der berühmteſten Staatsmänner Frankreichs, ſeiner Helden zu Land und auf der See; die Franzoſen haben abenteuerliche Anſichten über das Coſtüm: man müſſe einen Mann ſeinem Anzuge nach ſogleich als ſeiner Zeit, ſeinem Stande zugehörig erkennen; der Held trägt geſpornte, der Admiral der vorigen Jahrhunderte ſeine entſetzlich weitſchäftigen Stiefeln. Das alles wurde treulichſt beibehalten, der ganze Aufzug erſchien in koloſſaler Ausführung; wer es nie ſah, kann ſich von dem widerlichen Eindruck kaum eine Vorſtellung machen. Ganz neuerlich hat man die Statuen alle heruntergenommen, ihre Laſt beſchwere die Brücke zu ſehr; man bringt ſie in das hiſtoriſche Muſeum zu Verſailles, und die Brücke ſollen andere Statuen ſchmücken; möchte ihre Ausführung der Hand eines Pradier anvertraut werden. Da ſahen wir die Anſichten über das Coſtüm ſich uns koloſſal darſtellen. Man will eine Aenderung zuläßig finden, eine Abweichung von der allgemeinen Norm des Schönen, im Falle eine Einzelnheit wie der Hut Friedrichs des Groſsen ihn beſonders charakteriſirt, doch glauben wir, ſelbſt dieſer müſſe ſich einem höheren Geſez fügen, dürfe den Geiſt nicht unterdrücken, den er dienen ſoll nur deſto ſeiner hervorzuheben. Friedrich iſt weder ſein Hut, noch ſein Stock; er iſt der groſe König, der Stern Preuſſens, wie er in der Geſchichte leuchtet, wie er durch geiſtige Obmacht ſein Volk und in gewiſſem Sinne die Welt beherrſcht; als ſolcher erſcheint er dem Gedanken koloſſal, und alſo mag auch ſein Standbild hervortreten. Nebenſachen, wie Hut und Stock, Stiefel und Sporen, könnten darauf nur Anſpruch machen, inſoferne ſie eine vorbedingte Bedeutung gewonnen hätten. Hätte der Hut Preuſſen beherrſcht, ſo möchte man ihn koloſſal dem ganzen Lande ſichtbar auf die Höhe eines Gebirges ſtellen, dann hätte er ſeine Bedeutung, ſo aber war es Friedrich in ſeiner Gröſe, den wollen wir ſchauen.

Wir wiſſen ſehr wohl, was man gewöhnlich über hiſtoriſche Treue ſpricht; ſo ſey er doch einmal erſchienen; indeß glauben wir dieſem Pont de la Concorde genügſam darauf geantwortet zu haben. Kunſt iſt nun keine Kalkir der Geſchichte, daß jene alle Verzerrungen und Verwirrungen dieſer durchzeichnen müßte. Wer anders meint, mag ſehen, wie er mit dem, was er Kunſt nennt, zu Stande komme; uns aber ſcheint, daß den Künſtler vor allem die Phantaſie geſtalte und daß der keine Ahnung haben mag geiſtiger Schöpferkraft, der ſich an das Coſtüme anklammert, wie an eine letzte Planke, ſtatt auf den Fittichen der Phantaſie frei durch die Lüfte zu ziehen. So ſchaffe uns die Kunſt Friedrich II. in der reinen Gröſe ſeiner Zeit, darin ſeine Herrſchaft uns zeigend, und nehme von dem Coſtüm nur ſo viel herein, als ſich der Schönheit edler Formen anſchmiegt: das ſei das Bild unſers Herrſchers, wir

Digitized by Google

wir es allein, nur durch ein halbes Jahrhundert geläutert, im Herzen tragen.

Kleine Bücherſchau.

Des Kaiſers Schatten, von A. J. Büſſel, München Liter. artiſt. Anſtalt. 1836. — Wir müſſen den Dichter, unſern trefflichen Landsmann, vor Allem um Vergebung bitten, daß wir dieſes ſein Werk unſerer „kleinen“ Bücherſchau unterſtellen. Es iſt gewiß eine der größten Dichtungen neuerer Zeit, die uns hier entgegen tritt, lebendig, begeiſtert, glühend nicht nur den Helden der Dichtung, ſondern auch den Genius der Weltgeſchichte, der mit ihm in derſelben an uns vorüber geht, auffaſſend und darſtellend. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht, und der wahre Dichter auch der ächte Philoſoph, der in höherer und tieferer Weltanſchauung den inneren Zuſammenhang von ihrer und der Menſchheit Entwickelung erkennt und offenbart. So zeigt uns der Dichter hier den gewaltigen Napoleon, wie er, ein Werkzeug des Weltengeiſtes zur Hervorbringung einer neuen Epoche und einer neuen Generation, die Länder und Völker von den Pyramiden Afrika's bis zu den Eisfeldern Altrußlands durchſchreitet, ſeiner Macht, ſeines Berufes ſich bewußt und getreu, endlich aber ihrer ſich überhebend und abtrünnig, und darum dem Weltgerichte verfallen. „Laß einen rieſenhaften Traum mich wagen“! ruft der edle Sänger, und zaubert in einzelnen innerlich zuſammenhängenden und wohl aneinander gereihten Bildern in lyriſch epiſchen Formen mit der reinſten Färbung an Sprache und Rythmus alle Großthaten des Kaiſers, alle einzelne hervorragende Züge ſeines innern und äuſſeren Lebens herauf, damit wir die vielfache Erſcheinung, die wir erſt im magiſchen Glanze des Ruhmes, dann im düſteren Dunkel der Völkerwehen erblickt haben, im höheren Lichte ächt poetiſcher Klarheit noch einmal an uns vorüber ſchreiten laſſen, und dann ihre Bedeutung für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur eigenen Erhebung und Lehre erfaſſen mögen. Es iſt ein Dichterwerk deutſcher Gediegenheit und Vollendung, um das die Franzoſen uns doppelt beneiden, vor dem ſie bekennen mögen, daß ſie nicht fähig waren und ſind, ihrem Kaiſer, dem ſie nur mit Götzendienſt zu fröhnen vermocht, ein ſolches Denkmal auf ſolcher Höhe der philoſophiſchen und poetiſchen Auffaſſung zu ſetzen.

„Der Kaiſer iſt todt! — Sein großer Name lebt,
„Wie auch Fluch und Haß dawiderſtrebt!“

Wir können nicht umhin, dieſe Dichtung als den goldenen Schlüſſel zu Napoleons Geſchichte zu bezeichnen, der uns die geheimſten Seelenkräfte dieſes ungeheueren Triebrades im Räderwerke unſerer Zeit aufſchließt, und Bayern darf ſtolz ſein auf den Dichter, der eben ſo anſpruchlos als gemüthvoll ihn ſeinen Landsleuten darreicht. L.

Korreſpondenz.

†† Gotha, 23. Oktober. Unter den vielen Bauten, die Se. Durchl. der regierende Herzog zu Sachſen-Coburg-Gotha ſowohl in dem Herzogthume Gotha, als in dem Herzogthume Coburg theils aus Liebe zum Schönen, theils um eine Menge bedürftiger Unterthanen nützlich zu beſchäftigen, unternommen hat, verdient wohl der Bau des drei Stunden von Gotha in einem romantiſchen Thale des Thüringer Waldgebirges gelegenen Schloſſes Reinhardsbrunn, welches ſchon ein Lieblingsort der Herzoge Ernſt II. und Auguſt von Gotha war, vorzüglich erwähnt zu werden. Daſſelbe erhebt ſich an der Stelle des gleichnamigen, im Bauernkriege zur Zeit der Reformation untergegangenen Kloſters, deſſen Gründer Landgraf Ludwig der Springer war. Noch ſteht in der Nähe des Schloſſes der große, runde verwitterte Steintiſch, von ungeheueren Linden beſchattet, um welchen herum einſt die Mönche mit ihrem Abte ſaßen. Das Hauptgebäude des Schloſſes im gothiſchen Styl iſt bereits vollendet; ſowohl ſein Aeußeres, als ſeine ganze innere Einrichtung zeugt von dem beſten Geſchmacke. An ſeinen Mauern findet der Blumenfreund in der ſchönen Jahreszeit eine Menge ſchön blühender, zum Theil ſeltener Gewächſe, die außerdem in einem geräumigen Gewächshauſe verwahrt werden, in anſprechenden Gruppen aufgeſtellt. Das von der ſtattlichſten Waldung umſchloſſene Thal ſelbſt aber mit ſeinen beträchtlichen Teichen und von klaren Bächen durchrieſelten Wieſenteppichen iſt mit dem feinſten Kunſtſinne zu ſchönen Anlagen benutzt worden. Gemächliche Pfade, mit Ruheplätzen verſehen, laufen in die Waldung, wo Nadelholz vorherrſcht, hinein und leiten bergan zu lieblichen Ausſichten, von denen wir diejenige, welche der Gipfel des Abtsberges bietet, beſonders erwähnen wollen. Seitdem auch eine bequeme Kunſtſtraße, auf welcher der Wanderer das in milden Formen ſich dahinſtreckende Thüringer Gebirge vor ſich hat, von Gotha bis Reinhardsbrunn vollendet worden iſt, wird der Ort nicht allein von den Bewohnern der Stadt Gotha und des hieſigen Landes überhaupt, ſondern auch von Ausländern, z. B. von Erfurtern, die doch einen Weg von 9 Stunden dahin zurückzulegen haben, fleißig beſucht. Selbſt Reiſende, die nicht blos die ſchönſten Gegenden und Schlöſſer Europas, ſondern auch andere Erdtheile geſehen haben, wie z. B. Alexander von Humbold, fühlten ſich überraſcht und angezogen von den Schönheiten, welche die Natur und Kunſt bereitet hat und einer derſelben rief einſt hier freudig aus:

„Glücklich, wer, o Natur, dich im Innerſten liebet und glücklich,
„Glücklich, wem ſich dein Bild tief aus dem Buſen erzeugt!“

——*

Anekdoten.

In einer kleinen Stadt wurde der Eckenſteher Nante gegeben und dabei manches improviſirt. Einer der Schauſpieler fragte einen andern, deſſen Bruder locker gelebt, und in Leipzig als Mediciner promovirt hatte, „haſt du einen Bruder?“ Ja, antwortete der Befragte, in Leipzig, er iſt Arzt und Doctor medicinae geworden.“ „Richtig, fuhr jener fort, ich habe es in der Berliner Zeitung unter den Unglücksfällen geleſen.“

Man erzählt viele Züge von der Geiſtesgegenwart des Kanzlers Morus; folgender iſt einer derſelben. Er ging einſt, ſeiner Gewohnheit gemäß, auf dem Walle ſeiner Vaterſtadt ſpazieren. Da begegnete ihm an einer ſchmalen Stelle ein Wahnſinniger, der aus dem Irrenhauſe entſprungen war, und verlangte von ihm, daß er den Wall herabſpringen ſollte. Morus konnte dem Irren nicht ausweichen, beſann ſich aber ſchnell und ſagte: „Das iſt keine Kunſt, wohl aber von unten herauf zu ſpringen; das will ich dir zeigen.“ Obgleich der Wahnſinnige ſeinen Verſtand gänzlich verloren hatte, ſo leuchtete ihm doch dieß ein und er ließ Morus gehen, in der Erwartung, dieß Kunſtſtück anſehen zu können. Natürlich ging der Kanzler ins Irrenhaus, wo Anſtalten getroffen wurden, den Entſprungenen wieder einzufangen.

Ein Mann prügelte regelmäßig, ehe er zur Beichte ging, ſeine Frau. Als man ihn fragte, warum er dieß thue, gab er zur Antwort: „Ich kann mich oft auf alle meine Sünden nicht recht beſinnen; ſchlage ich aber meine Frau, ſo wirft ſie mir alles vor, was ich in meinem Leben gethan habe.“

Poetiſche Kleinigkeiten.

Der Geizige.

Stets zu ärnten, nie zu ſäen
Denket ſtets der geiz'ge Mann,
Dennoch ſät er wider Willen,
Legt er reiche Schätze an. —
Wenn er durch des Todes Sichel
Hinfällt wie die reife Saat,
Aernten lachend ſeine Erben,
Was er einſt geſäet hat.

Alois Rauch.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. N. 19.

Die Wiege und das Grab.

Zwei Plätze ſind zur Reiſe durch das Leben
Bedeutſam von des Schöpfers Hand
Dem Erdenſohn zur Ruheſtatt gegeben,
Und beide ſind ſich nah verwandt.

Die Wiege hüllt bei ſeinem erſten Schlummer
Das zarte Kind in weichen Flaum;
Noch kennt es nicht der Sorgen Weh und Kummer,
Und roſig iſt ſein Morgentraum.

Die Mutter wacht an ihres Lieblings Bette,
Sein Lächeln lohnet ihre Müh'.
Die Jugend ſpielt noch mit der Blumenkette,
Und windet Kränze ſpät und früh.

Dann thut ſich bald das vielbewegte Leben
Mit ſeinen Schickſalsſtürmen auf,
Da giebt es Kampf, Entſagen, Widerſtreben
In jedes Menſchen Pilgerlauf.

Dem Einen iſt die Bahn nur kurz geweſen,
Und nah geſteckt der Wallfahrt Ziel;
Der Andre ſehnt ſich lang nach den Cypreſſen
Im letzten Akt vom Trauerſpiel.

Das Grab nimmt dann in ſeine dunkle Kammer
Zum Todesſchlaf den Müden auf;
Sein Bette iſt der Sarg, und aller Jammer
Verſtummt nach ſchwer vollbrachtem Lauf.

Ein Genius mit heller Fackel leitet
Den Wand'rer an des Grabes Rand,
Dort löſcht und ſenkt er ſchweigend ſie, und ſcheidet
Von dem Entſchlaf'nen abgewandt. —

Meiningen. Dr. J. C. Ihling.

Reiſe-Bilder aus England.

I. Die Adelaide-Gallerie in London.

(Fortſetzung.)

Newcomen hatte bemerkt, daß während des Siedens der obere Theil ſeines Theekeſſels häufig ſtieg und fiel: dieſe Beobachtung, ſo erzählt man, brachte ihn auf die Fertigung des Cylinders und Kolbens, welcher letztere ſteigen ſollte, um den erſtern ſich mit Dampf füllen zu laſſen, während durch einen Strahl kaltes Waſſers der Dampf zur Erzeugung eines Vacuums condenſirt und der Kolben durch das Gewicht der Atmosphäre niedergedrückt würde und die Stangen einer Pumpe, welche an das andere Ende eines mit dem Kolben der Maſchine in Verbindung ſtehenden Balkens oder Arms befeſtigte, gehoben werden müßten. Um dies zu bezwecken, fertigte er einen Dampfkeſſel und über demſelben einen Cylinder, zwiſchen welchen eine Communication vermittelſt einer Röhre mit einem Hahnen beſtehen ſollte: eine andere Röhre brachte er an dem Cylinder an, welche mit einer erhöhten Ciſterne kaltes Waſſers in Verbindung ſtand: auch dieſe Röhre hatte einen Hahnen. In dieſen Cylinder fügte er einen Kolben oder Stempel, welcher mit dem Ende eines darüber angebrachten Wagebalkens communicirte, während am andern Ende die Pumpenſtangen angebracht waren.

War nun das Ganze zur Thätigkeit hergeſtellt, ſo öffnete er den Hahnen der Dampfröhre, während das Gewicht der Pumpenſtangen den Kolben bis zur Höhe des Cylinders hob, um denſelben mit Dampf zu füllen: dann ſchloß er den Dampfhahnen und öffnete den andern, von welchem ein Strom kaltes Waſſers in den Dampf ſtrömte, denſelben condenſirte und ein Vacuum hervorbrachte: die Atmosphäre drückte nun ſogleich auf den obern Theil des Kolbens, und während dieſer auf den Boden des Cylinders gedrückt wurde, mußten die Pumpenſtangen und das Waſſer von der Ciſterne mit demſelben aufgezogen werden. Eine Perſon bediente die Maſchine mit dem wechſelſeitigen Oeffnen der Hahnen und die Maſchine ſelbſt entſprach den von Newcomen beabſichtigten Zwecken. Er erhielt im Jahre 1705 ein Patent auf ſeine Erfindung und errichtete ſeine erſte arbeitende Dampfmaſchine in dem Griffee Kohlenwerke in Warwickſhire. Im Jahre 1718 ſtellte er ſeine zweite Maſchine in einem Kohlenwerke in Durham auf, welche von Hrn. Bughton geleitet wurde. Dieſer verbeſſerte die Maſchine indem er die Dampfhahnen und Kaltwaſſerröhren an dem Balken oder Arm der Maſchine durch eine hängende Stange ſo anbrachte, daß die obenerwähnte Bedienung der Maſchine durch eine Perſon beſeitigt wurde: in dieſem Zuſtande ſcheint die Maſchine verblieben zu ſeyn, bis ſie James Watt im Jahre 1764 weſentlich verbeſſerte.

Hier läßt nun die Gallerie keine Lücke, ſondern enthält und zeigt das treffliche Modell einer Dampfmaſchine mit geſchiedener Condenſationskammer.

Nachdem das Princip der Dampfmaſchine durch Newcomen vollkommen nachgewieſen und in Thätigkeit getreten war, ſo fiel es Watt bei, daß, wenn er den Dampf in einem andern, mit dem Cylinder nur durch eine Röhre in Verbindung ſtehenden Gefäße condenſirte, er während der Condenſation den Cylinder nicht abkühlte, was durch den Strom kaltes Waſſers in den Cylinder der Newcomen'ſchen Maſchine natürlich geſchehen mußte, und Zeitverluſt ſowohl als zu großen Verbrauch von Brennmaterial verurſachte. Watt war überzeugt, daß, wenn ein Cylinder mit Dampf gefüllt würde und mit einem andern eingeſchloſſenem Raume, (Kammer, chamber) worin der geringſte Antheil condenſirt werden könnte, communicirte, der Reſt im Cylinder derſelben Veränderung unterliegen müßte, und daß ein eben ſo entſchiedenes Vacuum erzeugt würde, als wenn das Waſſer auf einmal in den Cylinder ſelbſt eingelaſſen worden wäre. Er brachte demnach einen zweiten, aber geringern Cylinder neben dem größern an, verband beide durch eine Röhre und

Digitized by Google

gelangte alſo zu demſelben Reſultat, indem er zur Condenſirung den Strom kaltes Waſſers in dieſen zweiten Raum einſtrömen ließ. Durch eine durch den Balken der Maſchine ſelbſt in Bewegung geſetzte Pumpe wurde dann Luft und Waſſer, welche durch die Condenſation eingedrungen waren, fortgeſchafft.

War die beſondere Condenſationskammer hergeſtellt, ſo war es leicht durch Schließen des obern Theils des Cylinders, auf beide Seiten des Kolbens zu wirken und auf ſolche Weiſe einen doppelt arbeitenden Cylinder zu erzielen, in welchen der Dampf wechſelweiſe obee und unter dem Kolben eindrang. Da der Cylinder, von der Höhe und dem Böden, mit dem Condenſationsbehälter und mit dem Dampfkeſſel comunicirte, ſo konnte der Dampf leicht auf einer Seite des Kolbens eingelaſſen und die nächſt vorhergegangene Füllung mit Dampf auf der andern condenſirt werden. Daß durch Anbringung von Kurbel- und Räderwerk eine rotirende Bewegung ohne Schwierigkeit hervorzubringen war, iſt leicht einzuſehen; bei einer Maſchine mit nur einem einzigen Stoß konnte dieß nicht bezweckt werden.

Watt hatte 1768 ein Patent erhalten, doch anderer Beſchäftigungen wegen, konnte er ſeine Zwecke nicht ausführen; nachdem er ſich aber, 1774, mit Boulton, bei Bieming-ham, verbunden hatte, konnte er entſchieden auftreten. 1775 wurde ſein Patent durch eine Parlamentsacte erweitert und ſeine Verbeſſerungen konnten vollkommen ins Leben geführt werden.

Dieſe ſo verbeſſerten Maſchinen ſind unter dem Namen von Niederdruckdampfmaſchinen bekannt, um ſie von den, nun ſo häufig gebrauchten Hochdruckmaſchinen zu unterſcheiden, wo der Dampf durch Temperaturerhöhung ſo elaſtiſch gemacht wird, daß er die ganze Arbeit durch ſeine Elaſticität vollführt. Als ausgezeichnetes Muſter einer Hochdruckmaſchine kann die oben angegebene, in der Gallerie aufgeſtellte Maſchine gelten.

Daß es in der Gallerie an andern Modellen von Dampfmaſchinen (z. B. der im Themſetunnel angewendeten), Hoch- und Niederdruckes, Locomotiven (namentlich der auf der Liverpool-Mancheſter Eiſenbahn gehenden), ſo wie der Dampfkeſſel und deſſen Verbeſſerungen nicht fehle, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe Modelle ſind höchſt ſinnreich und die Bewegungen der einzelnen Theile durch beſondern Mechanismus äußerſt anſchaulich dargelegt. Namentlich zeichnet ſich ein Perkins'ſches Modell des von ihm verbeſſerten Dampfkeſſels und der Dampfcirculation vor allen andern aus. Die Vortheile dieſer, 1832 patentiſirten Verbeſſerungen ſind in Kurzem folgende, welche ſich würdig an die von Watt anreihen: abſolute Entfernung jeder Gefahr durch Springen des Keſſels; groſſes Erſparniß im Brennmaterial; Verringerung des Raumes und Gewichtes des Dampfkeſſels; die Reduktion auf weniger denn ein Drittheil von Waſſer; Unmöglichkeit der Abſetzung fremdartiger Stoffe im Dampferzeuger; willkührliches Fortlaſſen abgeſetzter Materien im Dampfkeſſel; beſtändiger Zuſtand der Evaporation der Dampferzeuger; Unmöglichkeit, durch die ſtärkſte Hitze irgend einen Theil des Keſſels oder der Dampferzeuger zu verbrennen; vollkommene und einfache Methode, den Dampf vom Waſſer und fremdartigen Materien zu ſcheiden; die Hälfte Zeit zum Steigen des Dampfes; Einfachheit des Baues und Leichtigkeit der Reparatur; vollkommene Unmöglichkeit des Verbrennens, welche Kohlen auch immer angewendet werden mögen, und ſollte das Feuer noch ſo heftig ſeyn. — Die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht zu viel verſprochen wurde.

Da es nicht nöthig, ja faſt nicht möglich iſt, ein ſtrenges Syſtem in allem dem, was wir aus der Adelaide-Gallerie beſchrieben, einzuhalten, ſo bleiben wie ſogleich bei dem ſtehen, was uns Perkins auſſer dem ſchon erwähnten noch vorführt. Zuerſt tritt uns eine Vorrichtuug zur Compreſſion von Flüſſigkeiten entgegen. Dieſelbe iſt ſehr einfach und drückt durch hydroſtatiſche Kraft Waſſer $\frac{1}{12}$ Theil ſeines Volumens zuſammen. Die angewendete Kraft iſt gleich einem Drucke von 30,000 Pfunden auf den Quadratzoll. — Intereſſanter iſt Perkins Stahlſtechen und die unendliche Uebertragung oder Reproduktion des Gegenſtandes oder der Zeichnung. Bekannt ſind die Vorzüge des Stahlſtiches, worin es die Engländer faſt bis zu einer von andern Nationen unerreichbaren Höhe gebracht haben, wobei die Wohlfeilheit des Produktes nicht der unwichtigſte Punkt iſt. Wer weiß nicht, daß eine Stahlplatte anfangs blos weich gemacht zu werden braucht, um des Stechers feinen Werkzeugen zur Handhabung faſt die gleiche Leichtigkeit wie Kupferplatten darzubieten? Iſt der Stich vollendet, ſo wird die Platte durch Carboniſation gehärtet. Die Abdrücke gehen ins Unzählige in Vergleich mit dem, was die leichte Kupferplatte aushält, allein nicht blos dies, jene Platte wird auch Mittel, viele andere, faſt ins Unendliche gehende Platten zu bilden, indem auf ſie das fac simile des Gegenſtandes durch folgenden Prozeß übergetragen wird. Ein Cylinderſtück von weich gemachtem Stahle wird über die gehärtete Platte geführt und zwar unter einem ſolchen Drucke, der zureicht, auf den weichen Stahl einen Abdruck en relief zu geben: iſt nun dieſer Stahl wieder gehärtet, ſo wird mit dieſem derſelbe Prozeß auf andern Platten gemacht — und ſo fort bis ins Unendliche. Neben dem auſſerordentlichen Nutzen, welche dieſe Erfindung den ſchönen Künſten gewährt, dient ſie auch zugleich, Banknotenverfälſchung zu hindern, indem nun ſo außerordentlich feine und verwickelte Zeichnungen auf Banknotten angebracht werden können, daß ſie nur von den vollendetſten Künſtlern in der Zeichnung und nur mit großen Koſten nachgemacht werden könnten.

(Fortſetzung folgt.)

Maximilian und ſeine Tochter.

(Novelle.)

Ludolf hatte mancher Gefahr furchtlos ins Auge geſchaut; doch die ſchreckliche Lage, in der er ſich jetzt befand, ergriff ihn mit ſchmerzlichem Schauder, mit zitternder Eile floß das Blut durch ſeine Adern, ſeine Pulſe pochten, ſein Herz ſchlug und ſein durchdringendes Auge blickte wild umher. Schweigend führte man ihn aus dem Gefängniß durch einen dunklen Gang; eine Thür öffnete ſich, er ward plötzlich in ein viereckiges Gemach geſtoſſen, deſſen dicke Wände in ſchwarzer, düſterer Nacktheit emporragten, nur daß hier und da ein Hacken oder eine Kette von roſtigem Eiſen von den rauhen Steinen herabhing. Einige Inſtrumente von ſonderbarer Beſchaffenheit waren in einem Winkel über einander geworfen, offenbar nur entfernt, um für einen andern Apparat Platz zu gewinnen, der mit ſchwarzem Tuch bedeckt die Mitte des Zimmers einnahm. Ein Gitterfenſter ließ Licht genug herein, die melancholiſche Ausſchmückung des ſchrecklichen Gemachs zu zeigen, und als der Ritter hintrat, ſah er hinaus auf einen unheimlichen Hof, in dem er das Schaffot und alle Inſignien des Todes — den Block, das Beil, den Haufen Sägſpäne und den wilden Nachrichter daneben erblickte.

Digitized by Google

Für wen waren dieſe gräßlichen Vorbereitungen gemacht? — Die Handſchellen, die ſeine geſeſſelten Glieder zwängten, ſeine dreitägige, harte Gefangenſchaft, und oor Allem, die Vorwürfe eines ſchuldbewußten Herzens gaben ihm ſchnell Antwort; und was ſein unhes Loos uoch verbitterte, wnr dns Bewnßtſeyn, es ſei verdient. Auf dem Felde der Ehre, oder in einer beſſern Sache, ſelbſt am Galgen oder auf dem Rade, würde Ludolph mit heroiſcher Standhaftigkeit den letzten Athemzug ausgehaucht haben; aber entehrt ins Grnb zu ſteigen, ſeine ſchwnche Mitſchuldige dem Hohn der Welt, oielleicht einer ſchrecklichen Strafe zu überlaſſen, als die war, welche den Urheber ihrer Schmach erwartete, das zerriß des Kriegers Herz, dns beugte ſeine ſtolze Seele.

Ludolph oon Wilmenſtein, aus dem jüngern Zweige einer edlen Familie entſproſſen, wnr ein Glücksritter; er hatte unter dem Bnnaer des Königs von Ungarn im Kampfe mit den Ungläubigen Rnhm geſncht und gefunden; nach zwei glorreichen Feldzügen begab er ſich an den Hof des Herzogs Maximilian oon —, und bot ihm für den nahen Krieg mit der Lombardei ſeine Dienſte nn. Verloren in dem Hanſen oon Rittern, die ſich äugſtlich beſtrebten, es in demſelben Dienſte zu hohen Ehren zu bringen, zog er die Aufmerkſamkeit des ſtolzen Fürſten, der mit kniſerlichem Prunk regierte, nur wenig auf ſich. Aber Ludolph war trotz ſeines Ehrgeizes beſcheiden, er ergnb ſich darein, während der friedlichen Hoffeſte zurückzuſtehen, und erwartete geduldig den Augenblick, wo ſeine Waffenthaten ſeine Tapferkeit hervorheben könnten.

Doch waren ſeine ſchöne Geſtalt, ſeine ausdrucksvollen Züge, ſeine edle Haltung nicht ganz unbemerkt geblieben; dns bewundernde Geflüſter der Damen in ihrem Gefolge leitete die Blicke der ſtolzen und zornmüthigen Jsmengarde, der einzigen Tochter Mnximilians, der Erbin des Herzogthums auf ihn. Wie durch Zauber ward das eiſige Herz der Fürſtin von Liebe entflammt; der ſchöne Fremdling wurde der unabläſſige Gegenſtand ihrer Gednnken, und ſie beſchloß, ſein Herz wo möglich, zu bezwingen. Dies Unterſangen war nicht leicht ausführbar, theils wegen des großen Unterſchieds ihres Standes, theils wegen der ſteifen Etikette, die auch in dieſen roheu Zeiten an Maximilian's Hof herrſchte. Jsmengarde, kalt und abſtoßend im Bewußtſeyn ihrer Schönheit und hohen Geburt, verſchmähte die glänzenden Hoffeſte mit der Menge zu theilen, und wenn ſie ſich nicht früh entfernte, rief ſie ihre Ehrendamen zn ſich und ſaß ſtolz in einem fernen Zirkel, dem ſich nur Edle von hohem Rang zu nahen wagten. Doch die Liebe zeigte bald den Weg, wie die Prinzeſſin mit dem Gegenſtand ihrer Zuneigung zuſammenkommen könnte; der Carneval nahte: bei Maſkeraden und Bällen, wußte ſie, ohne Verdacht zu erregen, in ihrer Maskenverhüllung Ludolph zum Tanze aufzufordern. Der Ritter ſchaute ſelig nuf die ſchwarzäugige Schöne, die an ſeinem Arme hängend, ſeine glühenden Betheuerungen mit ſüßen Worten erwiderte.

Eines Abends war das glückliche Panr aus der oollen Halle gegangen, oon Ferne tönte die Muſik herüber, der Glnnz der Kerzen warf nus den gothiſchen Fenſtern einen ſanften Schein nuf Bänke und Blumenbeete, und die Dinmanten des glitzernden Himmels ſpiegelten ſich auf der Kryſtallfläche eines zauberiſchen Sees. Jn dieſer ſüßen Stunde bat Ludolph ſeine geheimnißvolle Gefährtin, ſich zn entdecken — der Schleier fiel oon ihren reichen Locken und er ſah die Prinzeſſin Jsmengnrde, zu der er gewohnt war nufzuſchauen, wie zu den Sternen über ihnen.

Seit dieſem verhängnißvollen Abend ſtreifte der Ritter in den Schloßgärten umher und ließ die Luft von den Zaubertönen ſeiner Laute wiederhallen. Die rührende Serenade, unter Jsmengarden's Gitterfenſtern geſungen, ward mit Zeichen beantwortet, die des Minſtrels Lied reichlich lohnten. Manchmal fielen Roſenknospen, von den Allabaſteroaſen, die ſeiner Dame Balcon ſchmückten, zu ſeinen Füßen nieder; ein andermal überzeugten ihn die ſüßen Accorde einer Laute, daß ein liebeglühendes Herz, lanſchend, von der ſnnften Beredſamkeit ſeines Liedes gerührt, in verſchwiſterten Melodien ihm nntwortete. Dadurch kühn gemacht, erkletterte der kecke Ritter die marmorne Baluſtrade, und die Geliebten ſaheu ſich — zu oft für Ludolfs Ehre und Jsmengardens Ruhe.

Dieſe ſchmerzlichen Erinnerungen wnren es, verknüpft mit dieſer Treuloſigkeit gegen den Fürſten, dem er diente, gegen das Weib, das er anbetete, welche Ludolfs Wangen bleichten, und die Unmöglichkeit durch die Aufopfernng ſeines dem Gerichte verfallenen Lebens das Verbrechen zu ſühnen, machte die ſchmähliche Straſe, die ſeiner wartete, nur noch ſchmerzlicher. Des Ritters Minuten ſchienen gezählt zu ſein. Der Nachrichter fuhr mit der Hand über das Beil und ſchaute ungeduldig nnch dem Plntze, wo er ſtnnd: er blickte nuf, den ſchmalen Streif des blauen Himmels, der ſich über dem Hofe wölbte, noch einmal zu ſehen. Alles war in tiefen Schatten begraben, aber die Sonnenſtrahlen ſpielten tanzend anf der gegenüberſtehenden Mauer, und er ſaugte dns goldne Licht ein, dem ſein ſehnendes Auge vielleicht nicht mehr begegnen ſollte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

† Artiſtiſches aus Mainz. Das hier beſtehende, ſehr thätige und ſegensreich wirkende Kunſtinſtitut „die Liedertafel“ hat am 14. September ein vortreffliches Conzert zum Vortheil des Brethoven'ſchen Monuments veranſtaltet, nnd nns einen Kunſtgenuß ſeltener Art geſpendet. Jm Programm erſchienen folgende Piecen; 1) Beethovens Sinfonia eroica (allegro e marcia funebre). 2) Chor der Gefangenen aus Fidelio von Beethoven (für Männerſtimmen). 3) Große Arie ans Mozarts Titus (Parto Parto), vorgetragen v. Fräulein Agnes Schebeſt ans Wien. 4) Mottelo „Iste dies“ von Cherubini. 5) Großes Conzert für das Pianoforte (cis-mol) von Ferdinand Ries. 6) Hymne „Lauda Sion“ von Cherubini (für weibliche Stimmen). 7) „Meeresſtille und glücklichr Fahrt“, großer Chor von Beethoven. 8) Große italieniſche Arie vorgetragen von Frünlein Agnes Schebeſt. — Die herrlichen beiden Männerchöre wurden mit Begeiſterung anfgenommen; wir hörten ſie von einer Stimmenmaſſe vortragen, wie man ſie nicht häufig oereinigt hören wird, nemlich von einigen hundert Mitgliedern der Liedertafel, and von zahlreichen Mitgliedern des Muſik-Vereins zu Wiesbaden, dadurch bekamen die Chöre etwas Jmpoſnntes, Ergreifendes für unſer Ohr! — Die weiblichen Chöre (von Cherubini) hörten wir mit Entzücken oon den Mitgliedern des Damen-Geſnng-Vereins, einer Damen-Dilettanten-Geſellſchaft, die erſt ins Leben getreten iſt, and einen Fleiß und einen Beruf beurkundet, oon welchen wir das Vorzüglichſte hoffen dürfen. Außerdem ſind das Damen ans den erſten Ständen, denen ihre muſikaliſche Ausbildung Lieblingsſache iſt, und die Zeit nnd Mittel genug haben, um ſie für ihre Produktionen zu verwenden. Es ertönten nns dieſem Chore einzelne Stimmen zu uns herüber, die wir nicht genug bewundern konnten! — Was die unſterbliche Beethovenſche Symphonie betrifft, die uns geboten wurde, ſo hat unſer Orcheſtre zwar alles geleiſtet, was es vermng; aber es vermag wohl nicht genug für ſolche Muſik! Dieſe Sinfonia eroica hat zu viel Brillantes, Anziehendes und Erhebendes, nls daß ſie nicht außerordenttich verlieren ſollte, wenn ſie nicht in höchſt virtuoſer Weiſe vorgetragen wird, etwa ſo, wie wir dieſelbe beim vorjährigen Muſikfeſte von der Darmſtadter Hofkapelle hörten, einem unvergleichlichen Jnſtitute, das durch den kunſtſinnigen Ludwig I. die Pflege nnd die Weihe erhielt für ſolche unſterbliche Muſikſtücke! Jndeß, wie geſagt, unſer Orcheſter that das Seinige, wenn es uns auch die Symphonie nicht in ihrer ganzen Herrlichkeit gab. — Dagegen hörten wir das wunderbare cis-mol Piano-Conzert von Ferdinand Ries durch eine hieſige Künſtlerin ſehr gediegen vortragen. Das Spiel dieſer Dame iſt ein zartes, ſinniges, feines, graciöſes, der Vortrag gewandt und claſſiſch, der Anſchlag vortrefflich. Die Dame erhielt außerordentlichen Beifall! — Noch bleibt mir übrig, über die Vorträge der Fräulein Agnes Schebeſt, dieſer ausgezeichneten Sängerin aus Wien, ein Wort zu ſagen. Dieſe Dame, eine Bravour-Opern-Sängerin, hat die ſeltenſten Mittel in ihrem

Digitized by Google

Stimmenfond; einige Töne ſind ſo koloſſal, daß wir ſie anſtaunen, und nur bedauern, daß die Sangerin nicht eben ſo viel ſüße und zarte Töne hat, als koloſſale. Das iſt das Schlimme! Die Stimme dieſer großen Sangerin ſpricht nicht genug zum Herzen, es liegt Wohllaut, aber nicht Adel genug darin, man bewundert ſie mehr, als daß man durch ſie gefeſſelt wird! Die beiden Arien, namentlich die Mozartiſche aus Titus (der deutſche Geſang ſcheint ihr mehr zuzuſagen) wurden indeß mit allem Beifall aufgenommen. — Ich muß erwähnen, daß das das zweite Conzert war, was für die Beethovenſche Monuments-Angelegenheit dahier gegeben wurde. Das erſte nemlich gab das Muſik- und Sanger-Chor des 40ten preußiſchen Infanterie-Regiments auf dem Plateau der hieſigen „neuen Anlage“, welches Conzert, als Produktion einer Militär-Muſik betrachtet, vortrefflich genannt zu werden verdiente. Nimmt man die Ertrage beider Conzerte, ſo giebts ſchon ein ordentliches Sümmchen für das patriotiſche Unternehmen in Bonn, für das alle deutſchen Städte ihr Scharflein beitragen ſollten; denn Beethoven iſt der Heros deutſcher, klaſſiſcher Muſik; ſein Ruhm iſt erſt zu Ende mit der letzten Spur deutſcher Begeiſterung für das Schöne! — Eine andere erwähnenswerte artiſtiſche Erſcheinung in dieſem Monate war die große dießjährige Kunſtausſtellung. Bekanntlich veranſtaltet unſer Kunſtverein (auf den ich in dieſen Blättern wohl öfters zurückkommen durfte) ſeit einigen Jahren, zur Förderung der Kunſt, ſolche Ausſtellungen, und, um ihnen mehr Bedeutung zu geben, iſt er mit mehreren Vereinen des rheiniſchen Kunſtvereins in Beziehung getreten, und hat eine jährliche Gemälde-Verlooſung angeordnet. Dadurch ſind den hieſigen Freunden des Schönen ſeit einigen Jahren ſchon hohe Kunſtgenüſſe geboten worden! — Der Catalog der dießjährigen Ausſtellung zählte ohngefähr einige hundert Gemälde auf; die Ausſtellung würde aber noch bedeutender geworden ſeyn, wenn nicht gerade auch in Düſſeldorf zur nehmlichen Zeit eine Ausſtellung ſtatt gefunden hätte, aus welcher Stadt uns viele vortreffliche Geſchichts-Gemälde zugeſagt waren. — Wir fanden in den Salen vieles Mittelmäßige; aber auch einige ſo köſtliche Kunſtkleinode, daß dieſe Wenigen uns ſchon für eine ganze Ausſtellung gegolten hätten! So hat der Hofmaler Stieler in München (unſer Landsmann) vier wunderſchöne Gemälde ausgeſtellt, nemlich das Portrait ſeiner Gattin im Brautſtaate am Hochzeitstage; ein vierjähriges Kind an einem Bache, das Blumen in das ſchnellfließende Waſſer wirft; einen Schutzengel, der ein ſchlummerndes Kind vor dem Biſſe einer Schlange ſchützt; — das lebensgroße Bildniß einer berühmten Münchener Schauſpielerin. Sie alle wurden viel bewundert, und die kunſtreiche und techniſche Vollendung in ihnen nach Verdienſt geprieſen. Das Incarnat an dieſen Gemälden und die vortreffliche Zeichnung ziehen alle Blicke an! — So ſind von Auguſt v. Embden in Kaſſel zwei unvergleichliche Genrebilder ausgeſtellt, das eine zeigt uns eine oberheſſiſche, wunderſchöne Bäuerin von etwa 17 Jahren, die an einem einſamen Orte über einen ſo eben erhaltenen Liebesbrief und ein Blumenſträuschen nachdenkt; ſie iſt in glückliche Liebesträume verſunken, — ein ungemein anziehendes Gemälde; — das andere iſt ein Mädchen von etwa 7 Jahren, eine liebe, ſchlaue Kleine, die einen Pflaumenkuchen in einem Bäckerhauſe vor den Blicken einer lauernden Katze bewacht, unter dem Schürzchen iſt eine Ruthe verſteckt, doch kann ſie von der Diebin gut genug geſehen werden, welche ſich darum verkriecht. Beide Bilder ſind in ihren Motiven ſo klar, und in der Ausführung ſo vortrefflich, daß ich ſie mit zu den beſten der Ausſtellung zähle, der Kunſtverein hat ſie um einen bedeutenden Preiß für die Verlooſung angekauft. Noch ein gutes Genreſtück iſt da von Weller in Mannheim. Eine Bauernfamilie ſitzt um das Krankenbett ihres Kindes; das arme Kleine liegt in den letzten Zügen; die Mutter eine ausgezeichnet ſchöne Bäuerin, zeigt im Geſichte die Spur tiefen Grams und mächtiger Verzweiflung; die Großmutter hat die Hände in Gebet gefaltet, ſie gewährt das Bild der Reſignation und der Ergebung; der Vater iſt von ſtillem Schmerz gedrückt, er legt die Hand auf des Kindes Herz, aber das Herz hat ausgeſchlagen. Ein Bild von erſchütternder Wahrheit, das höchſt werthvoll iſt! — An Hiſtoriengemälden gabs nicht viel wie geſagt, weil die Düſſeldorfer Künſtler ihre Gemälde für ihre eigne Ausſtellung zurückgehalten haben; das beſte Hiſtorienſtück iſt vom Profeſſor Oppenheim in Frankfurt, und ſtellt den Opferzug Abrahams und ſeines Sohnes Iſaak vor. Wäre die Färbung an dieſem Gemälde nicht etwas manirirt, es wäre ein klaſſiſches Gemälde. So aber hat es nur das Verdienſt einer vortrefflichen Zeichnung und einer gelungenen Ausführung der zu Grunde liegenden Idee. — Reich war dagegen die Ausſtellung an guten Landſchaften, beſonders ausgezeichnete Sachen ſtellten in dieſem Genre aus: Bürkel und Haushofer in München, Schotel und Broakmann (Hollander), Lucas aus Darmſtadt, Krapp aus Mainz, Müller in Rüdesheim ꝛc. — Portraits waren mehr da, als ich gewünſcht hätte, Wozu dieſe Reihe gleichgültiger Geſichter, wenn ſie auch noch ſo gut kopirt ſind? Ich hätte es gelten laſſen, wenn es Bildniſſe bedeutungsvoller Perſonen geweſen wären. Uebrigens hatte ſich Fräulein Roſa Achenbach unter den Portraitiſten ausgezeichnet. — Mannigfach Gutes war auch in dem Saal für Plaſtik und Skulptur ausgeſtellt, unter anderm namentlich eine lebensgroße liegende Venus in Gyps von Imhof in Köln, die große Bildner-Fertigkeit verräth. Außerdem auch einige ſchöne Sachen von unſrem hieſigen Bildhauer Scholl. — Die Ausſtellung hatte drei Wochen gedauert, und wurde mit vieler Theilnahme von unſren Bewohnern beſucht. Der Mainzer hat für ſo etwas ungewöhnlichen Sinn; wir ſahen das wieder bei der Aktien-Subſkription für die Gemälde-Verlooſung, die weit bedeutender wurde, als wir erwartet hatten; denn der Kunſt-Verein iſt in der Lage, 14 Gemälde verlooſen zu können, worunter zwei ſich befinden, deren jedes für 500 fl. eingekauft wurde.

Kunſtnachrichten aus Italien. *Δ* Mailand Ende Septbr. Die traurige Nachricht des Hinſcheidens der unerreichbaren Malibran, der Einzigen, hat hier den ſchmerzlichſten Eindruck gemacht. Eine Subſeription iſt im Werden, um ihr ein Monument von der Hand unſeres berühmten Marcheſi, im Theater alla Scala zu ſetzen, wo ſie ſo ſehr geglanzt, und noch mehrere Stagionen uns hätte bezaubern ſollen. — Zu Bologna hat Hr. Otto Nicolai, königl. preußiſcher Kapellmeiſter, mehrere Academien gegeben, welche mit Beifall aufgenommen wurden. Die hieſige philharmoniſche Academie ernannte ihn zum Ehrenmitgliede. — Wir erhielten kürzlich einen Brief aus Mexico vom 20. Juni, worin über den Stand der dort wirkenden italieniſchen Schauſpielergeſellſchaft berichtet wird, unter andern daß dort im Laufe eines Jahres 11 Opern gegeben wurden, alles neueſte Erſcheinungen ſelbſt für unſere Bühnen, und der junge Kompoſiteur Lauro Roſſi, Direktor, auf den Operntext: Giovanna Shore eine neue ernſte Oper verfaßt. Sie ſoll in dieſem Monate aufgeführt werden. — Zu Neapel erfreute ſich die neueſte Oper Raimondi's: Isabella degli Abenanti, Poeſie von Sapio, höchſt mittelmäßigen Erfolges. Deſto mehr ſprach das nun verbeſſerte Ballett: Licaone an. — Zu Livorno ſchreitet der Bau der neuen, der heil. Jungfrau Maria geweihten Kirche raſch vorwärts. Der Baukünſtler Gherardi lieferte den Entwurf dazu, und die feierliche Grundſteinlegung fand am 28. Auguſt in Gegenwart II. KK. HH. des Großherzogs und der Großherzogin ſtatt. Dieſe Kirche ſoll 150 florent. Ellen in der Länge, 60 in der untern Breite, 90 in der obern meſſen, die Höhe der Façade ſoll 45 flor. Ellen., jene der Kuppel 50 flor. Ell. über die mittlere Wölbung betragen. — Die Gräfin Theotochi-Albrizzi, in Corfu geboren, und ſeit dem Jahre 1778 in Venedig anſäßig, die venetianiſche Stael von Lord Byron genannt, iſt nicht mehr! Sie verſchied am 27. Sept., betrauert von ganz Italien, das ſie als die Seinige betrachtete, und dem ſie durch viele gelehrte Schriften ewig ihr Andenken vermochte.

Dresden, 20. Okt. Der literar. Hochwächter ſchreibt von da: „Unſer Hof, der ſonſt alljährlich zu Michaelis aus dem Sommerlager zu Pillnitz in die Reſidenz zurückzukehren pflegte, fand ſich dießmal durch die ſchönen Oktobertage, wie durch die beſondere Vorliebe unſerer Königin für jenen reizenden Sommeraufenthalt bewogen, erſt mit Ende dieſes Monats in unſere Mitte wiederzukehren. Auch die Königin Wittwe (die verwittwete Königin von Bayern) ſchien mit unverkennbarem Wohlgefallen in dem freundlichen Pillnitz zu weilen, denn ſie erfreute ſich dort am Ungezwungenſten des ſie umgebenden Kreiſes ihrer erlauchten Töchter, der jetzt noch durch ihre jüngſte Tochter, die Herzogin Ludovike von Bayern vermehrt worden, die mit ihren beiden kleinen Kindern hier eingetroffen iſt und dem Vernehmen nach auch den Winter über hier bleiben wird. Man ſieht daher jetzt an unſerm Hofe die ehrfurchtvollſte Liebe wetteifernd den Wünſchen und Neigungen der königl. Mutter möglichſt nachleben; weshalb denn auch gegenwärtig manche Abweichungen von der früheren Lebensordnung an unſerm Hofe ſtatt finden, in deren Folge erſt um fünf Uhr Abends zu Mittag geſpeiſt wird. In ſpäteren Abendſtunden ſammelt ſich dann täglich die ganze hohe Familie in dem Salon der Königin Marie, unter Entfernung aller ſtörenden läſtigen Etikette, den Thee einzunehmen, den die Hofdamen der Königin eigenhändig bereiten.“

Poetiſche Kleinigkeiten.

Der Thau in der Roſe.

In des Frühlings holdem Auge
In der Roſe hing der Thau,
Und in ſeinem reinen Glanze
Spiegelt ſich des Himmels Blau.
Frühe kam herauf die Sonne,
Sah' die Roſ' auf ihrem Lauf
Hielt den Thau für eine Perle,
Zürnt' und ſog ihn neidiſch auf.

Alois Rauch.

Die Biene
Bamberger
Sonntagsblatt.
1836. Nr. 20.

An den König
bei deſſen glücklicher Zurückkunft aus Griechenland.

Was ſoll der Dichter ſeinem Könige darbringen,
Den alle Muſen und die Grazien umringen,
Der Künſten, Wiſſenſchaft, Verdienſten Tempel baut,
Auf die mit Eiferſucht Athen und Roma ſchaut;
Der weiſe und gerecht ſein Volk regiert;
Der Karl des Groſen Rieſenplan vollführt,
Die Donau mit dem Rhein beharrlich kühn verbindet,
Und für die Handelswelt die neue Aera gründet;
Der kraftvoll Teutſchlands Binnenzölle ſprengt,
Die freyen Handel und Verkehr breugt;
Der Künſte, Ackerbau und Induſtrie belebt,
Zum hohen Ideal mit Adlersfluge ſtrebt!
Albion's Schiff führt Ihn nach Griechenland
Dem ſchönen Land der Helden und der Mythen,
Wo ſich Apoll den Kranz der Glorie wand,
Wo unerreichbar Kunſt und Wiſſenſchaften blühten,
Bis der Barbaeen eohe Eiſenhand
Sie nach den Ufern Latiens veebannt;
Füe das voll der Begeiſterung
Mit hohem dichteriſchen Schwung
Des Königs Herz und Lyra ſchlug;
Das länger nicht das Sklavenjoch ertrug,
Und von des ſtolzen Zwingers Uebermuth
Die Freiheit ſich erkämpft durch eigen Blut;
Dem Er zu neuem keäftigen Aufleben
Selbſt ſeinen eignen Sohn gegeben.
Welch Wiederſeh'n bei heißen Freudentheänen
Des Vaters und des Sohnes im Lande der Hellenen!
Welch ein Teiumph! der geoße Philhellene
Sieht um ſich Hellas Volk und ſeine Heldenſöhne,
Vereint im Waffentanz feindſelige Partheien
Zu voller Harmonie nach blutigem Entzweien.
Und Hellas Jubelruf ertönt,
Da mit dem Oelzweig Ihn Minerva krönt.
Hinſchifft Er zu dem dichteriſchen Strand,
Wo einſt das hohe Troja ſtand.
Das Meer, das Hellas ſieggewohnte Flotten ſah,
Beugt ſich, die Inſelwelt frohlockt, Er iſt ihr nah;
Und übeeall umwallt Ihn hehre, trunkne Freude,
Er bringt Athenens Schild, die Muſen im Geleite.
Sein Segel ſchwellt der Wind; Er fliegt, das Glück
Bringt ſeinem Volke Ihn mit neuer Keaft zurück.
Heil Dir, o König! in dem teeuen Vaterland,
Von dem Du nie die Blicke weggewandt.
Heil Dir! Es übertönt im Uebermaaß der Freuden
Des Volkes Jubeleuf des Dichters ſchwache Saiten.
Dem armen Perſer gleich, dee eine Hand voll Waſſee
Mit tiefer Innigkeit dem groſen König brachte,
Wenn der Satrapen Stolz, der übeereiche Praſſer
Ob ſeiner Einfalt gleich veeächtlich auf ihn lachte,
Bringt er bei Deiner Rückkunft Feſtlichkeit
Voll inn'rer Rührung, treuer Dankbarkeit,
Statt Glut dee Hyppokrene,
Bloß eine Freudenthräne.
Verſchmäh ſie nicht, ſie fließt vor Deinem Thron
In den Pokal, zu der Libation,
Die Deinem Genius er beingt,
Indeß ſein Saitenſpiel erklingt.
Sein Lied wird zum Gebet,
Das Heil und Glück erfleht
Für Dich und für die Königin,
Die ſtets mit neuem Reiz in ſanfter Anmuth ſtrahlt,
In deeen Augen ſich die Herzensgüte malt,
Von Deinen Kindern mütteelich umrungen
Hat Sie um Dich der Liebe Band geſchlungen.
Es ſchwingt ſich zu dem Himmel hin,
Es reißt ihn aus der Gegenwart, er ſieht,
Wie Hymens goldne Kron' in ferner Zukunft glüht;
Er ſieht den Genius der Welten walten,
Den König ſeinem Volk, das Volk Ihm zu erhalten.

Neuburg. G. M. von Webee.

Maximilian und ſeine Tochter.
(Novelle. Schluß.)

Eine der drei Thüren öffnete ſich, und weckte Ludolph aus ſeinen ſchmerzlichen Reflexionen: ein Riegel nach dem andern raſſelte, die Thüre bewegte ſich knarrend in ihren ſchweeen Angeln — und der Heezog Maximilian trat hinter zwei Dienern herein. Finſtere Entſchloſſenheit ſaß auf des Rächers Stirne, er gab ſeinen Begleitern ein Zeichen, und ſie nahmen die ſchwarze Deaperie weg, die vorhin Ludolph's Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, in Erwartung, daß ſie eine der teufliſchen Maſchinen erfindeeiſcher Grauſamkeit bedecke, die das Leiden des Dulders zu verlängern dienten; aber wie die ſchwarze Decke herabfiel, zeigte ſich zu ſeinem Erſtaunen ein prächtig geſchmückter Altar. Die Diener entfernten ſich und duech dieſelbe Thüre ward Ismengarde blaß, zitternd, auf den Arm eines hohen Geiſtlichen geſtützt, hereingeführt — ihe ſchwarzes Haae hing los über ihre Schultern — das Diadem fiel von iheem Haupte, die weiten Falten ihees reichen Kleides ſchleppten auf dem Boden nach. Doch bewahrte ſie in dieſem äußerſten Schmerz und Elend eine gewiſſe Würde; und wiewohl jedes Glied zuckte, waren ihre gewaltigen Bemühungen, gefaßt zu bleiben, nicht ganz vergebens geblieben, und es waeen Augenblicke, wo ihe Entſchluß eben ſo feſt ſchien, wie der ihres Vaters. Aber Ludolph ſah nur ihren Schmerz, er bedeckte das Antlitz

mit ſeinen gefeſſelten Händen und wendete ſich weg von dem Anblick ihrer Schönheit nnd ihres Elends.

„Kommt heran, rief der Herzog, ſich zu dem unglücklichen Paare wendend, die Frucht eures Verbrechens muß in geſetzmäßiger Ehe geboren werden, nach der Copulation erwartet die gerechte Strafe ſeine ſchuldigen Eltern, das Kloſter und das Schaffot. Nehmt von dieſer Welt für immer Abſchied.“ Ludolph, in ſeinem Elend hoch erfreut, Isméngardens Leben nnd Ehre gerettet zu ſehen, trat zum Altar; er hätte ſie gerne getröſtet, allein es war ihnen verboten, zu ſprechen, nnd der Prieſter begann ſeine traurige Pflicht zu thun, eh' er ſeine verwirrten Lebensgeiſter ſammeln konnte, denn die unbezwingliche Angſt dieſer ſchrecklichen Stunde drückte ihn zu Boden. Wie viel Thränen wurden vergoſſen, wie viel Seufzer ausgehaucht in dem kurzen Zwiſchenraum, der folgte! Des Ritters brennende Hand faßte die kalten Finger ſeiner Braut, wie er gefeſſelt neben ihr ſtand; ſelbſt eine letzte Umarmung, ein letztes Lebewohl verſagte der rächende Vater, der die ſchreiende Gattin aus den ausgeſtreckten Armen ihres Gatten riß.

Der Geiſtliche entfernte ſich, die dritte und letzte Thüre öffnete ſich, und zeigte eine Treppenflucht, die unmittelbar zum Schaffot führte. Der Hof war mit Bewaffneten angefüllt, und Ludolph fühlte, daß ihn wenige Schritte in ſein Grab führen müßten. Der Tod wäre ihm als eine Befreiung von der Angſt, die in den letzten fünf Minuten gepreßt war, willkommen geweſen, aber der Gedanke an Ismengardens Verzweiflung entmannte ihn. Hätten Bitten helfen können, er wäre gerne in knechtiſcher Unterwürfigkeit zu den Füßen ſeines irdiſchen Richters hingeſunken. Das Lächeln, das auf des Herzogs Lippen verſchwebte, der wilde Blick ſeiner leuchtenden Augen ließen keine Hoffnung zu.

Maximitian winkte ihm zu ſcheiden; der unerſchrockene Krieger, zu ſtolz, um ſein Leben zu bitten, unwillig, Ismengardens Lage den Augen der rohen Soldaten unten Preis zu geben, bereitete ſich ſchweigend zu gehorchen. Die Prinzeſſin folgte ihrem Geliebten mit wildem Blick, plötzlich vorwärts ſpringend ſchlug ſie die Thüre zu, die ſich durch eine Feder öffnete und ſchloß, dann zog ſie einen Dolch aus dem Buſen, und ſtieß ihn, ehe Ludolph die gefeſſelte Hand zur Abwehr erhebrn konnte, in das Herz ihres Vaters, der eine Leiche am Fuße des Altars niederſank. Wie vom Donner gerührt, bei dieſer unerwarteten Kataſtrophe, ſtand der Ritter bleich vor Schrecken da; ſein erſter Gedanke war, auf's Schaffot zu ſtürzen und den Tod zu erleiden, den ein ſo grauſam unnatürlicher Mord verhütet hatte, aber ſeine Füße ſchienen an den Platz gefeſſelt, und er ſtand regungslos, die Bewegungen der Vatermörderin ängſtlich bewachend.

Ismengardens Benehmen verrieth keine Reue; ſie bedeckte den Leichnam mit dem ſchwarzen Tuche, das ihr nahe lag, nnd ſtürzte dann zum Zimmer hinaus. Ludolf, bei der Leiche ſeines unverſöhnlichen Feindes allein gelaſſen, ſprang auf, beinahe glaubend, er erwache aus einem ſchrecklichen Traume, aber er konnte die furchtbare Wirklichkeit nicht läugnen. Er trat ans Fenſter und ſah, daß die Vorbereitungen zu ſeinem Tode noch immer vor ſich gingen. Ein Bruder war auf das Schaffot geſtiegen, die letzten Bräuche zu vollziehen, und der dumpfe Ton einer Todenglocke ſchlug ſchwer an ſein Ohr. Der Prieſter, der die Copulation vollzogen hatte, trat mit einigen untergeordneten Mönchen herein, die auf ihres Obern Geheiß drn Leichnam hinaus trugen, ohne die ſchwarze Decke, die ihn verhüllte, abzuziehen. Ludolph wurden die Feſſeln abgenommen, man hüllte ihn in ein wrißes Gewand und führte ihn in den Audienzſaal; er ſah Ismengarde auf dem Throne ihres Vaters, er hörte das Geſchrei, das ihre Namen als die der neuen Beherrſcher ausrief. Man erzählte ſich, Maximlian ſey, durch das Berſten eines Blutgefäßes, plötzlich geſtorben, und dabei blieb es, wenn man auch den wahren Zuſammenhang vermuthete.

Reichthum, Macht, Rang, was die Welt bieten konnte, legte Ismengarde zu ihres Gatten Füßen; er wendete ſich mit ſtillem Schauder von den Früchten der Schuld, doch konnte er die nicht verlaſſen, die um ſeinetwillen ihre Seele dem Verbrechen hingegeben, und ſie lebten zuſammen in trübem Elende. Ismengarde, die eine That nicht bereuen wollte, welche die Idole ihres ehrgeizigen Herzens gerettet hatte, merkte Ludolphs ſchmerzlichen Widerwillen; ſie ſchlug das ſtolze Auge vor ſeinem trüben Blicke nieder; und nach vergeblichen Verſuchen, ſeine verlorne Zuneigung wieder zu gewinnen, gab ſie ſich den trügeriſchen Vergnügungen der Welt hin.

In dem ſanften Gemurmel der ſprudelnden Quellen, in dem Schwanken der Blumen, in den ſtrahlenden Sternen, in dem goldnen Sonnenlichte ſah der unglückliche Ritter nur traurige Erinnerungen an ſein verlornes Glück; er verfluchte ſein Leben, und die Mörderin, die ihn vor dem Beile bewahrt hatte.

Unter einem Palmbaume, in einem Garten des Kloſters am Berge Carmel, liegen die Gebeine eines Ritters, der in den Kreuzzügen erſchlagen wurde, und in einer prächtigen Gruft, in der Cathedrale ihrer Vaterſtadt, ruhen die irdiſchen Reſte Ismengardens. Ihr einziges Kind, unbewußt der Schuld und des Elends ſeiner Eltern, folgte ihnen auf dem herzoglichen Throne.

F . . . .

Die Brechruhr in Eger.

♂ Vom Fichtelgebirge, 3. Nov. Der väterlichen Vorſorge unſeres Königes verdanken wir die Sendung dreier Aerzte aus München, welche für die Gefahr des Ausbruches der Brechruhr zur Verfügung der k. Regierung des Obermainkreiſes grſtellt ſind. Zwei drrſelben, Hr. Regierungskommiſſair Dr. Mayer nnd deſſen Aſſiſtent, Hr. Dr. Fleißner, bereiſten bereits die Landgerichte Kemnath und Neuſtadt a/wn, wo ſie in jedem größern Orte mit raſtloſer Thätigkeit bemüht waren, die weiſen Anordnungen und Vorſichtsmaßregrln der Staatsregierung zu nnterſtützen, alle Furcht zu beſeitigen, die Gemüther zu beruhigen, nnd in den wenigen einzelnen Orten, wo es noch nöthig erſchien, die ſchleunigſte Errichtung von Suppenanſtalten und Dislocationshänſern zu veranlaſſen. An den meiſten Orten fanden ſie bereits den allerhöchſten Anordnungen Genüge geleiſtet.

Ueberall herrſcht in unſerer Gegend noch ein erfreulicher Geſundheitszuſtand, nnr in Eger iſt die Epidemie und zwar nun in der Stadt ſelbſt neuerlich ausgebrochen. Ueber ihr Entſtehen und ihren Verlauf allda machen wir folgende Mittheilung aus der Feder des Hrn. Dr. Stork von Kemnath, der den Verlauf der Krankheit an Ort und Stelle beobachtet hat:

„Eger, ein Städtchen am Fluſſe gleichrn Namens, hat ungefähr 12,000 Einwohner bei einer verhältnißmäßig geringen Häuſer-Anzahl. Seine Lage iſt ziemlich tief, daher an und für ſich mrhr ungeſund, beſonders gegen den Fluß zu, der ſehr träge ſein Waſſer fortwälzt, und, beſonders des Morgens, ſich und die Umgebung mit Nebel umwölkt. Die Witterung aber iſt, nach Angabe eines achtungswerthen Einwohners, mehr zur Näſſe hinneigend, unbeſtändig, welchrm Umſtande die Entſtrhung mancher Krankheit zugeſchrieben wird, als Ruhr ꝛc. Bei alledem aber iſt Eger ein hübſches Städtchen, theils wegen ſeiner

Digitized by Google

Umgebung, die man reizend und romantiſch nennen kann, theils wegen des regen Treibens, das in den Straßen der kleinen Stadt herrſcht, und welches nicht minder die emſige Thätigkeit der Einwohner, als ihren angebornen Frohſinn bezeugt. Man wird in eine gewiſſe Gemüthlichkeit hineingezogen, und wenn man ſo freundliche Geſichter an den Fenſtern, oder auf den Gaſſen ſieht, ſo nergißt man, daß die Häuſer öſters alt und klein, und die Straßen nicht ſelten krumm, eng oder ſchmutzig ſind. — Nicht ſo gutgeſtimmt aber kann man bleiben, betritt man die Schifthor-Vorſtadt, der Anger genannt, die nordöſtlich der Stadt gelegen, ſich längs der Eger im Thale hinzieht, und gegenwärtig der Heerd und Hauptſitz der orientaliſchen Epidemie iſt. Dieſe Vorſtadt dient der ganz armen Klaſſe zum Wohnſitze, und beſteht aus kleinen niederen Häuschen, die ſchon von außen nicht anſehnlich, in ihrem Innern Schmutz uno Elend bergen. Hier leben viele Menſchen in engem Raume beiſammen, genießen ſchlechte Nahrung, oft auch nichts, vernachläſſigen die Reinlichkeit, weil ſie dieſelbe nicht kennen, und meiden die Ordnung in Eſſen und Trinken, weil ſie ihnen oft läſtig, öfter nicht möglich iſt. Unter dieſen Leuten brechen häufig Krankheiten aus, und namentlich im vergangenen Sommer wurde die Ruhr wahrgenommen; aber die Patienten entbehren meiſtens ärztlichen Rathes und gehöriger Pflege, aus Armuth ſowohl, als aus eigner Rohheit.

Daher traf es ſich nun, als am 8. Okt. die aſiat. Cholera zuerſt bemerkt wurde, daß man nicht viel Aufhebens machte. Man könnte ſich ſelbſt zu der Vermuthung berechtigt glauben, als ſeyen vielleicht ſchon früher Cholera-Fälle vorausgegangen, aber entweder überſehen oder verſchwiegen worden. Erſt als die Krankheit mit Heſtigkeit hervortrat (ſie raffte wirklich einmal nach Ausſage des Hrn. Stadtphyſikus Dr. Maier an einem Tage neun Opfer hinweg, und in einem Hauſe wurden an einem Morgen die Leichen von drei Perſonen gefunden, die ſich Abends ohne irgend eine Klage zu Bette gelegt) erſt als ein wohlhabenderer Mann, von der Seuche ergriffen, ſeinen Tod fand, trat die Stadt hülfreich inzwiſchen. Nun wurde eine Suppenanſtalt errichtet, die Aerzte erhielten den Auftrag, nachzuſehen, wie der Stand der Dinge ſey, damit die Kranken gepflegt, und die Geſunden geſchützt würden. Dem zur Folge wurden Kleider ausgetheilt und Geld mit weiſer Umſicht, die Kranken erhielten ihre Aerzte und unentgeldlich die Aezneien, und Wärter wurden bezahlt, damit ſie Aufſicht führten, daß Keiner verlaſſen bleibe, geſund oder krank, und jede Bitte um Unterſtützung ihre Würdignng fände. Auf dieſes menſchenfreundliche Benehmen, bei dieſer ſichtlichen Theilnahme der Vermöglichen, faßten die Armen Muth, ſie befolgten die Vorſchriften, die ihnen die Aerzte gaben, fügten ſich in Ordnung und Reinlichkeit, die ihnen angerathen und erleichtert wuede. Zeigten ſich nun die Vorboten der Krankheit, als: Ein beſonderes Gefühl von Unwohlſeyn, Gemüthsverſtimmung, Neigung zu Nacht-Schweiß, unangenehmes Gefühl im Leibe mit Rollen nnd gleichſam Donnern in demſelben, leichter Stuhlgang ꝛc. dann wandten ſie ſich vertrauensvoll an den Arzt, und etwas Krauſemünz oder Meliſſen-Thee, nebſt warmem Verhalten half nicht ſelten Allem ab.

Konnte aber die Geſundheit nicht ſo plötzlich und leicht zurückgerufen werden, und traten ſtärkere Durchfälle, heftiger Durſt ein, mit Schmalwerden des Geſichtes, Verminderung der äußeren Wärme, Urinverhaltung, ſchwachem Puls und einer eigenen ſtillen Gleichgültigkeit, ſo thaten die Aerzte ihr Beſtes jedesmal nach dem conreten Falle. Bei Erkaltungen halfen die ſchweißtreibenden Mittel, bei Fällen von Diätſehlern veranlaßt, die Brechmittel. Gegen das heftige Brechen fand man nützlich einen Aufguß der Ipecacuanha mit kohlenſaurer Soda. Gegen Durchfall die Doweriſchen Pulver. Trat Blutandrang gegen den Kopf ein, ſo wirkte man ableitend, und überhaupt geſchah das, was in jedem Falle erforderlich zu ſeyn ſchien, und man behandelte nicht alle Kranken nach ein und derſelben Methode. So verfuhr man, bis die Seuche in Abnehmen kam. In dieſem Zeitpunkte aber ließ auch die Sorgfalt der Leute wieder etwas nach, und viele Rekonvaleſzenten wurden recidiv. Ihr Puls wurde wieder langſam, er verſchwand, die Hände und Füße erkalteten, die Naſe ſpitzte ſich wieder, das Erbrechen der Eibiſchtheeähnlichen Flüſſigkeit, das Abweichen mit Kollern im Leibe kehrte zurück, die Augen ſanken wieder tiefer in die Höhlen, und blauer färbten ſich die Ringe herum, unendliche Angſt verſchnürte die Bruſt; kalter Athem ging über die kalte Zunge, Kälte bedeckte den ganzen Leib, während innere Hitze die Armen zwang, mit den Füßen die Bettdecken von ſich zu ſtrampfen; nun färbten ſich die Fingernägel blau, die halbgeſchloſſenen Lieder lagen auf theilnahmloſen Augen, die Zähne bargen ſich nicht mehr hinter den Lippen, und die krampfig geballten Fäuſte, die verzogenen Füße zeigten deutlich genug die Opfer, die der Tod ſich zeichnete, und die ihm nicht entkamen. — Die Leiche ſieht dem Sterbenden gleich, nur Bewegungsloſigkeit unterſcheidet ſie. Bei verdoppelter Sorgfalt jedoch, und im Verlaufe der Zeit minderten ſich die Schrecken, und oft und immer öfter ſah man nun die Vorboten der Wiedergeneſung, als: Nachlaſſen der allgemeinen Kälte, Größerwerden des Pulſes, erneute Hautthätigkeit, dunſtförmiger, ſpäter perlartiger Schweiß mit Erleichterung des Kranken, Abgang von Urin, mehr normale Ausleerungen, eine beſſere Färbung des Geſichtes, Bewußtſeyn der Schwäche und ausgeſtandenen ſchweren Krankheit. Es erkrankten aber ſchon wenigere, und was bemerkenswerth iſt, die Cholera bildete ſich öſters nicht vollkommen aus, ſondeen es zeigte ſich Frieſel, welcher dann vor den Cholera-Symptomen vorherrſchte, und oft zur Geneſung führte. — Während nun in der genannten unglücklichen Schiffthor-Vorſtadt die Sachen ſo ſtanden, blieb in der Stadt ſelbſt Alles ſo ziemlich ruhig, faſt ſorglos. Einige Beſorgniß aber erregte erſt ein Eekrankungsfall auf dem ſogenannten alten Schloſſe, welches ſchon in der Stadt liegt. Ein Weib nemlich eekrankte auf eine kleine Erkältnng hin, es zeigten ſich Cholera-Symptome, die Krankheit nahm zu, und endete in einigen Tagen mit dem Tode. Außerdem aber ſpucken hie und da verſchiedene Vorboten, ohne jedoch den Ausbruch der Cholera zur Folge zu haben, indem bis jetzt immer die geeigneten Maßregeln dagegen ergriffen und mit Erfolg gebraucht wurden. — Am 26. Oktober erfolgte meine Abreiſe von Eger."

Dr. Stark, prakt. Arzt.

Korreſpondenz.

Bayreuth, 8. November.

„Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?"
„Wächſt mir ein Kornfeld in der Hand?"

möchte ich verzweiflungsvoll ausrufen, wenn ich daran denke, daß ich mich niederſetze, um Ihnen Neues aus Bayreuth zu berichten, zumal da meine Feder dermal kein feindliches Schwert ſeyn ſoll, das taugt in dieſer friedlichen Zeit nicht, ſondern ein erhebender Schmuck für Jeden, dem ich ſie an- oder aufſtecke; ich will Alles loben, ſelbſt mich. Die Generalſynode iſt zu Ende, das alte Bier ausgetrunken und das neue — warum heißt keine „Bäckersfrau" in Bayreuth Louiſe, daß ich ihr zurufen kann: „Die Limonade iſt matt wie Deine Seele!" — Ueber die Bayreuther aſiatiſche Brechruhr laſen wir in der Frankfurter Ober-Poſt-Amts-Zeitung allerley beunruhigende Gerüchte und im „Fränkiſchen Merkur" beruhigende Artikel. Erſtere ſchlagen die Gemüther, letztere die Furcht nieder, und wir Bayreuther ſind geſchlagene Leute. Indeß dem Himmel ſey Dank! hier weiß und merkt man nichts von dieſer gefährlichen Feindin, die Suppe iſt zwar eingebrockt, aber niemand da, der ſie ausißt. — Einige Damen ſollen ſich beſchwert haben, daß es immer die Cholera oder die Brechruhr heißt; ſie halten das für einen Mißbrauch des weiblichen Artikels, und wollen uns Männer die Sünde in die Schuhe ſchieben, indem ſie ſagen der Brech-Durchfall. — Uebrigens wäre die Sache von einem der

Digitized by Google

jetzt verſammelten ärztlichen Comite's wohl in Erwägung zu ziehen — verſteht ſich, wenn ſie den Augenblick nichts Wichtigeres feſtzuſtellen haben — da die Cholera mit der Weiblichkeit viel von ihrer Heftigkeit verlieren könnte. — Einige Vorpoſten Gefechte unſerer winterlichen Vergnügungen, denen ich ſommerliches Grünen und Blühen wünſche, haben bereits ſtatt gehabt; jedoch glaube ich nicht, daß der Kampf diesmal ſehr lebhaft ſeyn wird. Es gehört doch immer ein gewiſſer Entſchluß dazu, eine Geſellſchaft zu geben und außerdem Einigkeit in der Ehe — über dieſen Punkt wenigſtens — wenn nicht in derſelben jenes glückliche Verhältniß beſteht, daß die Frau Alles ausgiebt und hergiebt, während der Mann Alles einnimmt und hinnimmt. Dergleichen Fälle wüßte ich hier aber keinen!! — Um ſo empfindlicher iſt ein anderer Umſtand. Sey es, daß, als Nachhall aus den Sitzungen der Generalſynoden, der Geiſt chriſtlicher Liebe ſich der jungen Gemüther bemächtigt hat, oder der ehelicher als Wiederhall der beſtehenden: genug, wir zählen in dem Kreiſe allein, der die erſte Geſellſchaft bildet, gegenwärtig 20 Brautpaare. Nun denken ſie ſich eine Geſellſchaft mit 16 Brautpaaren! Beſteht dieſelbe nicht aus 16 kleinen Geſellſchaften und aus der 16ten übrig gebliebenen oder verheiratheten? Fallen nun in eine ſolche Geſellſchaft noch einige Hoffnungen — gute und ſchlechte — und Ausſichten, Seufzer und Erinnerungen, Einverſtändniſſe und Sehnſuchten; ſo iſt es wirklich ſchwer, dieſe getheilten und theilenden Intereſſen in eines zu vereinigen zur geſelligen Unterhaltung. Wie der Magen, ſo wird das Ohr mit Süßigkeiten überladen, und das einzige Mittel gegen Beydes iſt der Tanz. Ueberhaupt ſcheint es mir ein Hauptmangel aller Geſellſchaften, wenigſtens in Deutſchland, daß die jungen Herren und Damen Kopf und Herz nicht auf der rechten Stelle haben, ſondern lediglich in den Füßen. Die ältern Leute machen hierin eine Ausnahme, denn ſie haben Beydes in der Hand, nämlich gemalt auf den Karten. Die öffentlichen Beluſtigungen beginnen mit den beliebten Anker-Concerten, in denen unſere junge Welt ganz geduldig 2 Stunden Muſik hört oder macht, um nachher tanzen zu können. Doch zum Henker! ich fange den Tanz ſchon wieder von vorne an und will enden, damit mein Brief nicht werde wie meine Neuigkeiten und die Witterung, aufgewärmt nämlich.

Julius Carolina.

---

*ɫ Berlin, 5. Nov. Die neue Sternwarte. Dieſes zu Anfang des laufenden Jahres fertig gewordene Werk wurde durch die Nothwendigkeit geboten; denn die alte Sternwarte in dem hohen Thurm über den Artillerieſtällen war auch ohne das Hinzukommen des großen Frauenhoferſchen Refraktors längſt zu eng gefunden worden, und für dieſes koloſſale Inſtrument war vollends gar kein Raum vorhanden. Ueberdies iſt die Platform des Thurms zur Aufſtellung des Telegraphen benutzt worden. Das neue Gebäude enthält außer den Räumen der Sternwarte nur die Wohnung des Profeſſors der Aſtronomie und Direktors der Sternwarte, unſeres berühmten Encke; die großen Maſſen, welche den untern Raum größtentheils ausfüllen und auf denen die Inſtrumente mit vollkommener Sicherheit ruhen, ſind von einigen Kanälen in verſchiedener Richtung durchſchnitten, um durch den Luftzug das Mauerwerk von der Feuchtigkeit zu befreien und ein früheres vollkommenes Zuſammentrocknen der Mauerfugen zu befördern. Dieſe Mauern ſind von der Umfangsmauer gänzlich iſolirt worden, wodurch geſchloſſene Luftſchichten entſtehen, welche weſentlich dazu beitragen werden, die Einwirkung der Wärme, Kälte und Näſſe auf Ausdehnung u. Zuſammenziehung dieſer Maſſen zu beſeitigen und die Unbeweglichkeit der darauf geſtellten Inſtrumente zu ſichern. Zu dieſem Behuſe iſt auch die Einrichtung getroffen, die hölzernen Fußböden um die Inſtrumente völlig von dieſen durch kleine Zwiſchenräume entfernt zu halten, wodurch jede Erſchütterung derſelben unmöglich wird. In den Zimmern, welche nach drei Seiten um das mittlere Oktagon heraustreten, ſind die Paſſage-Inſtrumente aufgeſtellt. Um das Oktagon läuft ein gewölbter Corridor zur Verbindung dieſer Zimmer, der Wohnung und der Treppe mit der beweglichen Kuppel, welche für den großen Refraktor beſtimmt iſt, und das ganze Gebäude krönt. Um dieſe bewegliche zum leichten Drehen eingerichtete Kuppel iſt auf dem Gewölbe des Corridors eine Platform angelegt, auf welcher ebenfalls Beobachtungen mit transportablen kleineren Inſtrumenten angeſtellt werden können. Das leichte Drehen dieſer koloſſalen Kuppel von 24 Fuß Durchmeſſer war eine Aufgabe, der mancherlei Schwierigkeiten in den Weg traten. Die Kuppel ſelbſt ward, um ſie leichter zu machen, aus Eiſen conſtruirt, ſie läuft auf einer Eiſenbahn mittelſt Rollen und wird durch eine Kurbel und damit zuſammenhangendes Räderwerk, welches in einen verzahnten Kreis greift, leicht gedreht.

ɫ Artiſtiſches aus Mainz. Gaſtrollen des Hrn. Rott aus Berlin. Der Fremde, der ſich vor mehreren Wochen in Mainz befand, und die bedeutenden Leiſtungen unſerer Bühne beobachtete, die in einer Woche drey großartige Dramen auf die Bretter brachte, muß wohl hohe Begriffe von dieſer Kunſtanſtalt mitnehmen. Er wird ſich aber enttäuſchen, wenn er erfährt, daß die Anſtalt einen ſolchen dramatiſchen Aufſchwung nur von Zeit zu Zeit nimmt, während ſie meiſt in Agonie liegt, und nach Reitzen greifen muß, um nur die Lebenskraft aufrecht zu halten! Ich rede, verſteht ſich, nur vom Drama; denn über die hieſige Oper könnte nur der Unbillige klagen! — Dießmal war es der ausgezeichnete Künſtler Hr Rott aus Berlin, der neues Leben in den lethargiſchen Zuſtand des Kothurns brachte. Wir ſahen den Künſtler in ſechs Rollen, wovon ich Ihnen die drey erſten diesesmal ſkizziren will, — es waren Hamlet, Wallenſtein und Shylok. — Ich habe den Hamlet bisher immer auf eine, mich nicht befriedigende, und gewiß des großen Dichters unwürdige, Weiſe darſtellen ſehen. Meiſt war es ein philoſophirender, humoriſirender Prinz von ſchwachem Charakter, und noch ſchwächerer Thatkraft, was ich ſah; Hr. Rott aber zeichnete einen liebenswürdigen, Gemüths- und Geiſtesſtarken, männlich handelnden und überlegenden Prinzen, wie ihn Shakespeare meinte, und ich fühlte, daß das die wahre Zeichnung ſeyn müſſe! Ein hieſiger Kritiker ſagt folgendes Wahre über dieſe Gaſtrolle: „Es iſt ſchwer, die Schönheiten dieſes tiefſinnigen Spiels, dieſes claſſiſchen Gemäldes genau zu entwickeln; der Eindruck iſt uns gegeben, und unauslöſchlich wird er bleiben! Die Tiefe des Gedankens und Gefühls, welche Shakespeare in dieſe ſeine Schöpfung gelegt hat, fanden ihr Gepräge, ihre Sprache; die Forſchung fand ihren würdigen Ernſt, die Liebe ihre Grazien, der Schmerz ſeine Magie der Rührung, der Zorn ſeine gemeſſene Kraft, die Rachegluth eine furchtbare Macht, aber keine Eumeniden-Vipern; die Bahn des Schönen ward nie überſchritten, nie die Grenze des geſetzgebenden Geſchmackes!“ Ich kann dieſes Urtheil nur beſtätigen, und hinzufügen, daß Hr. Rott, außer der guten Totalauffaſſung in einzelnen Scenen, Bilder gab, die als unübertrefflich da ſtehen, ich meine namentlich die Scene nach dem Schauſpiele bei der Mutter. — Hrn. Rotts Wallenſtein war nicht weniger ein Meiſterſtück. Das Geheimniß dieſer merkwürdigen Leiſtung lag darin, daß er den Conflict dieſer Heldennatur mit dem unbeugſamen Sternenglauben hervorhob. Wallenſtein blieb zu begeiſtert und zu ſicher nach den Kreiſen am Firmamente, und darin liegt ſein tragiſches Geſchick, denn er fällt durch dieſen Sternen-Wahn! Wie wahr, natürlich und einfach ſpielte unſer verehrter Gaſt dieſe Rolle! Der Dichter hat dem Stücke die Epiſode von Max und Thekla eingeflochten, um einen hochtragiſchen Einklang in dieſe Handlung zu bringen; aber wir ſahen, daß bei einer claſſiſchen Darſtellung, wie die des Hrn. Rott, es dieſer, obwohl nicht fremden und geſuchten Zugabe kaum bedarf, und daß der Haupt-Charakter ſchon dramatiſche Elemente genug in ſich vereinigt, um erſchütternd auf die Umgebung einzuwirken! Zur Ehre unſres Inſtituts muß ich jedoch anführen, daß der geprieſene Künſtler durch eine talentvolle Thekla, einen trefflichen Max und einen denkenden Buttler (Dem. Brenzler, Hr. Ditt und Hr. Cornelius) unterſtützt wurde. Die Leute erhoben ſich an dem ihnen vorleuchtenden Sterne, und boten alle Kräfte auf, um nicht allzuſehr im Hintergrunde zu bleiben. Dadurch erhielten wir eine durch und durch gute Darſtellung des Schiller'ſchen Wallenſtein. Die dritte Gaſtrolle des Hrn. Rott war Shakespeares Shylok. Auch hier eine eigenthümliche, großartige und meiſterhafte Auffaſſung! Gewöhnlich ſehen wir in dieſem Charakter eine wuth- und racheſchnaubende Hyäne, vor der wir uns entſetzen, der aber durchaus keinen dramatiſchen Effekt hervorzubringen vermag. Herr Rott aber griff den Charakter höher, ſo hoch, daß bei aller Hölle, die in der Bruſt dieſes Juden kocht, wir doch noch etwas Menſchlich-Rührendes in ihm fanden! In Rotts Darſtellung war ſichtbar die unmenſchliche Rache an Antonio gemildert durch den tragiſchen Schmerz, der an Shyloks Herz nagt, daß ſein Stamm nur gut genug iſt, Erniedrigungen zu ertragen, dazu wie Sklaven zu ſchweigen, und gar noch den Feinden durch Geldmittel entgegen zu kommen!! Auch in Haltung, Gebärde und Sprache nahm Hr. Rotts Shylok eine höhere Stufe ein, als wohin er gewöhnlich geſtellt wird, es war nicht der im Staube kriechende, ſondern der vornehme, reiche, venetianiſche Jude, mit einem gewiſſen Grade von Selbſtgefühl, ſeinen Feinden gegenüber. Unübertrefflich war Hr. Rott in der Gerichtsſcene, und in derjenigen Scene, wo er zwiſchen Schmerz über ſein eigenes, und zwiſchen Freude über Antonios Unglück ſchwebt; diaboliſche Wohlluſt und zerreißender Ingrimm wechſelten ſo raſch und wahr ab, daß man dieſe Bilder als durchaus vollendete betrachten mußte! — Der Beifall und die Theilnahme des Publikums während dieſer drei Vorſtellungen waren außerordentlich; man ſah daraus, daß der geſunde Sinn für ächte dramatiſche Kunſt doch nicht ganz durch die Opernwuth verdrängt iſt. — Ueber die drei übrigen Gaſtdarſtellungen Rotts, als Cromwell, Lear und König Richard III. berichte ich Ihnen nächſtens.

Ghaſelen.

III.

Kann mir der reiche Frühling blühen fern von Dir?
Kann mir die Purpurroſe glühen fern von Dir?
Mir lächelt nicht der Schmuck der Blumen,
Wie wäre ihnen Reitz verliehen fern von Dir?
Nicht kühlt der ſüßen Weſte Fächel,
Die mich umweh'n nach heißen Mühen, fern von Dir?
Mich tröſten nicht die Zaubertöne
Die ſchmeichelnd meine Bruſt umziehen, fern von Dir.
Die Sternnacht bleibt mir ohne Sterne;
Ach alle, alle Freuden fliehen fern von Dir! (S. C.)

Digitized by Google

Die Biene
Bamberger Sonntagsblatt.

1836. Nr. 21.

Der Unbekannte im Park zu München.*)

Wo dort im Park zu München
Der neue Tempel ſteht,
Da lag im Geas ein Mädchen,
Von feuchtem Duft umweht;
Sie hielt auf iheem Schooſe
Ein wunderſchönes Kind,
Das fühlte nicht im Schlummer
Des Herbſtes kühlen Wind.

Da trat ein Unbekannter
Zu ihr mit Freundlichkeit,
Und ſprach: „Nicht lieg' im Graſe
„Bei ſolcher Jahreszeit!
„Bedenke, wie Veekältung
„Dem zarten Kindlein deoht;
„Verweilſt Du ſo uoch länger,
„Du lockſt heebei den Tod.

„Ach", ſpeach das Mädchen leiſe,
„Wohl möcht' ich weiter geh'n;
„Doch wied das Kind erwachen,
„Verſuch' ich aufzuſteh'n.
„O ſieh, es ſchläft im Schooſe
„So wohl verhüllt und warm;
„Es ruht ſein Hals und Köpſchen
„Geboegen mie im Arm."

Noch einmat bat er dringend,
Sie blieb im feuchten Gras.
Da bog er ſanſt ſich niedee
Zur Stelle, wo ſie ſaß,
Nahm zärtlich, wie ein Vater,
Auf ſeinen Aem das Kind,
Und gab's zeuück dem Mädchen,
Das ſich eebob geſchwind.

Als ſie hieeauf mit Ehrfurcht
Ihn eings begeüßen ſah,
Da ſtand ſie ohue Speache,
Stare vor Beſtürzung da.
Der ihe, der ſich dem Kinde
Erzeigt ſo väterlich,
Es war des Volkes Vater,
Der König Ludewig!

Gotha. Adolf Bube.

Reiſe-Bilder aus England.

I. Die Adelaide-Gallerie in London.

(Fortſetzung.)

Von beſonderer Wichtigkeit ſind die Apparate zum Nachweiſen der electro-magnetiſchen Kraft: es iſt nur eine Stimme über dieſen Gegenſtand; hier erntet, wie in ſo vielen andern, die Gallerie den verdienten Beiſall. Die Experimente ſind höchſt intereſſant, die Apparate trefflich gearbeitet und entwickeln eine ſolche Kraſt, welche in dem, was ſie nachweiſen ſollen, den kräftigſten und wörtlich ſchlagendſten (shocking!) Beweis liefert; hier kann, wer nicht hören will, fühlen, und ſo zwar, wie wir ſelbſt erfahren, daß einem Hören und Sehen darüber vergeht. Hat man aber alle fünf Sinne recht hübſch beiſammen, ſo kann man bei den electro-magnetiſchen Erſcheinungen auch alle fünf zugleich beſchäftigt fühlen, was bei keinem andern Experimente der Fall iſt; das Allgemeingefühl durch Erſchütterung, das Geſicht durch den Funken, das Gehör durch das Kniſtern, den Geruch- und Geſchmackſinn durch die Eigenthümlichkeit des Chemismus, welcher beim Experimente vorherrſcht und auf die Nerven beider Sinne wirkt.

Fangen wir mit dem Electro-Magnet von Marſch an. Der Apparat beſteht aus einer Stange weichen Eiſens, in die gewöhnliche Hufeiſenform gebracht, 34 Pfd. wiegend und ſyſtematiſch mit den Verdoppelungen von Kupferdraht umgeben, — zehn Reihen Drahtes, jeder 90 Fuß. Die anfangenden Extremitäten ſind alle an einen dicken Draht gelöthet. Daſſelbe iſt mit den Draht-Enden der Fall, wodurch das Uebertragen der electriſchen Strömung durch die ganze Reihe von Drähten zur ſelben Zeit bewirkt wird. Eine kleine Voltaiſche Batterie, beſtehend in einem doppelten concentriſchen Cylinder von Kupfer und einem beweglichen Cylinder von Zink wird angewendet, um den Electro-Magnet in Thätigkeit zu ſetzen. Dieſer Apparat weißt nun auf die deutlichſte Weiſe die Magnetiſirung weichen Eiſens vermittelſt electriſcher Strömung nach, wenn die paſſendſte Annäherung bewerkſtelligt iſt. Nach Herſtellung der Communication zwiſchen den Kupferdrähten und den metalliſchen Elementen des Voltaiſchen Apparates wird das weiche Eiſen ein außerordentlich ſtarker Magnet und trägt vierhundert bis fünfhundert Pfunde. Mit dem Unterbrechen der Verbindung hört der Magnetismus auf; wird aber ein Gewicht nicht über zehn Pfund angehängt und die Verbindung dann unterbrochen, ſo bleibt die magnetiſche Kraft und man kann eine Reihe von Gewichten nach und nach in Zwiſchenräumen von zehn Minuten anhängen, bis das Ganze 50—60 Pfd. ausmacht.

Iſt dieſes Experiment ſo recht geeignet, das Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, ſo wird daſſelbe auf den höchſten Grad durch die Wirkungen eines andern Apparates von gehärtetem Stahle geſteigert, welcher von Joſeph Saxton gefertigt wurde, um mit demſelben Faraday's Entdeckung der Identität des electriſchen und magnetiſchen Fluidums nachzuweiſen. Er hat die Hufeiſengeſtalt und beſteht aus 12 Platten deutſchen Stahles (shear-steel).

Die Armatur wird von einer Stange des reinſten weichen Eiſens gebildet, beide Ende in rechte Winkel gebogen, ſo daß die Flächen beſagter Ende direkt den Polen des Mag-

*) Vergleiche Fränkiſcher Merkur, Nr. 314, Miszellen.

Digitized by Google

netes entgegengeſtellt werden können. Eine Reihe von Kupferdrähten, der Iſolirung wegen mit Seide überzogen, werden um die Armatur ſchneckenförmig gewunden, (helices) um die Magneta-Electricität, welche durch die Armatur auf die Drähte geleitet wird, zu concentriren. Die Armatur ſelbſt wird durch die übertragenden Wirkungen des permanenten Stahlmagnetes zu einem temparären Magnete gemacht, ſa tange als die Endflächen einander gegenüber ſtehen. Die genaue Polarität hängt van dem gewöhnlichen Geſetze der Inductian ab. Eine Maſſe der Ende der gewnndenen Kupferdrähte, welche dieſelbe Richtung haben, ſind in metalliſcher Verbindung mit einer runden Scheibe, welche ſich in einer mit Queckſilber gefüllten Kapſel umdreht, während die Ende der Drähte in entgegengeſetzter Richtung zuſammengelöthet ſind und ein heraorragendes Stück bilden, welches den kleinen Kupferſtreifen trägt, deſſen Spitzen wechſelweiſe in das Queckſilber eintauchen oder, je nachdem die Armatur ſich umdreht, auf die Oberfläche kommen. Die Armatur iſt mit einer wagrechten Axe, mit einem Klaben, verſehen. Ein Schwungrad, deſſen Band über den Kloben geht, iſt an die Maſchine angebracht; durch die Umdrehung des Rades wird der Armatur eine beſtändige und ſchnelle Rotatian mitgetheilt.

Die Wirkung dieſer Operation iſt, daß, wenn die Pole der Armatur den Palen des Magnetes entgegenſtehen, die Armatur ſelbſt ein mächtiger Magnet wird und Electricität in den umgebundenen Drähten erregt (aber, nach anderer Theorie) mitgetheilt wird. Wird die Armatur ſenkrecht, aber ſteht ſie im rechten Winkel mit einer, durch die Magnetpote gezogenen Linie, ſa wird der Magnetismus in der Armatur neutraliſirt; augenblicklich verläßt die Spitze des Kupferſtreiſen die Oberfläche des Queckſilbers, und indem ſo die bis zu dieſem Momente zwiſchen den Enden des Drahtes an der Scheibe vermittelſt des Queckſilbers erhaltene Communikation unterbrochen iſt, wird das elektriſche Fluidum auf einmal am Ende des Kupferſtreifens als ein Funken ſichtbar. Wenn der um die Armatur gewundene Draht in einer ſortgeſetzten Länge iſt, ſa bringt er einen ſtarken elektriſchen Schlag, aber einen ſchwachen Funken hervor, während dieſelbe Quantität Drahtes in verſchiedene Längen geſchnitten und zuſammen um die Armatur gewunden, zwar einen ſtarken Funken, aber weniger heſtigen Schlag heraorbringt.

Das die Armatur umgebende Drahtwerk beſteht aus 20 Stücken, der Schlag iſt daher nicht ſa ſtark, als bei einem mit kleinerm Magnete, mit einem einzigen Stücke Drahtes um die Armatur; der Funken jedoch iſt aerhältnißmäßig graß, ſchmelzt Platinadraht und zerſetzt Waſſer faſt augenblicklich.

Um den Umſtand des ſo eben erwähnten Verhältniſſes des Schlages und Funkens recht deutlich an den Tag zu legen, iſt ein beſonderer elektriſcher Magnet unter Leitung des Superintendenten der Geſellſchaſt, Carl Payne, aufgeſtellt worden. Derſelbe unterſcheidet ſich von dem ſa eben beſchriebenen nur dadurch, daß die Windungen des Drahtes nur aus einem einzigen Stücke beſtehen. Der Schlag, welcher durch dieſe Maſchine mitgetheilt wird, iſt daher weit ſtärker, obgleich dieſee Magnet nicht über ein Zehntheil der Maſſe des aorigen ausmacht. Referent hat dieſe Schläge in ſolchem Maße empſunden, daß er ſich an dieſe kräftigen Beweiſe der electro-magnetiſchen Erſcheinungen ſein ganzes Leben erinnern wird.

Nicht weniger intereſſant neben noch manch' andern Apparaten dieſer Art, iſt eine Ferro-elektrico-magnetiſche Kugel von William Sturgeon, um den Erdmagnetismus nach den Grundſätzen der elektriſchen Strömungen nachzuweiſen. Es werden bei dieſer Maſchine Strömungen um die äquatariſchen Theile der Kuget im rechten Winket auf die Polaraxe in Circulation geſetzt; anf ſalche Weiſe wird die Kugel in einen elektriſchen Magnet verwandelt, und man kann deutlich ſehen, wie in Uebereinſtimmung mit den von dem Erdmagnetismus entfalteten Wirkungen die Magnetnadel in Thätigkeit geſetzt wird, und Deklinatianen und Inklinatianen je nach dem Verhältniſſe der aerſchiedenen Breiten der Kuget anf das genaueſte und beſriedigendſte darſtellt. Das Intereſſanteſte bei dieſem Experimente liegt in dem Umſtande, daß ſtarke elektriſche Strömungen dem ſcheinbaren Lauſe der Sonne folgend, den Magnetismus der Erde als ſolchen darſtellen müſſen, wie er wirklich beſteht, und daß ſanach die tang verſuchte Löſung des Problemes über die Urſache des Erdmagnetismus affenbar als gelungen angeſehen werden kann. — Hieran ſchließt ſich die elektriſch-magnetiſche Rotatian in einer beſtändigen aoltaiſchen Batterie aan Praſ. Daniells und eine andere von Multins.

Es muß hier allgemein bemerkt werden, daß allgemein bekannte, namentlich aus dem Bereiche der Elektricität genommene Experimente gar nicht aorkommen. Zwar ſind ſie in London nicht ſa praſanirt als in Paris, wa ein phyſikaliſcher Halbgelehrter in den elyſeiſchen Feldern um einen Sous auf affenem Platze Sonntags Nachmittag die gewöhnlichen Experimente, die ſa, ahne zu belehren, zum Spielwerk heruntergewürdigt werden, durchmacht, oder ſie ſind in großartigſtem Style anderswo zu ſehen, z. B. im königlichen Inſtitute, allein ſie würden in der Adelaidegallerie, wenn ſie in phyſikaliſchen Vorleſungen nicht allenfalls beſonders an die Reihe kommen, den eben benannten wichtigſten Verſuchen die Zeit raubrn oder den Weg verſperren.

Es iſt übrigens unmöglich, auch nur im Allgemeinen von den übrigen Madellen ſa wichtiger Erfindungen in dieſen Blättern genügende Natiz zu geben; namentlich van den vielen Verbeſſerungen, welche in der Schifffahrt in neueſter Zeit gemacht worden ſind. Wir faſſen uns daher ſa kurz als möglich.

Vorerſt fällt uns das Perkinsſche Modell eines Dampfboates mit einem einzigen Rade in dem Hindertheile des Schiffes auf (with a paddle-wheel in the stern) das Madell iſt mit einer Uhrwerkmaſchinerie ausgerüſtet und zeigt, daß das Rad im Vorder- aber Hintertheil des Dampfſchiffes wirken kann und dieſe Wirkung in dem Waſſer ſelbſt ſa leicht iſt, daß das Ufer, inſofern das Fahrzeug auf Kanälen geht, nicht beſchädigt werden kann. Die Radſchauſeln (paddles) greifen in jeder Tiefe in das Waſſer und aerlaſſen daſſelbe mit den Kanten und wenden ihre ganze Oberfläche gegen die Flüſſigkeit in der Richtung des Widerſtandes. Schan oben iſt bemerkt worden, daß manch' andere Modelle dieſer Aet, welche auf dem Waſſerbaſſin der Gallerie gehen, faſt unbedeutend, ja kindiſch ſcheinen; allein die davan gezogenen Schlüſſe auf Räderpraben ſind immer intereſſant. Ebenſo darf nicht vergeſſen werden, daß, wenn auch nicht alle Erfindungen, welche die Madelle oft nur in der Grenze der Möglichkeit darſtellen, wirklich ausgeführt werden, dieß höchſt ſelten aus Furcht, Geiz oder bloßem Geldmanzel (— blaßem, ſage ich, denn Geldmangel iſt in England wohl das letzte hindernde Element —) geſchieht, ſondern weil das Alte ſich noch aortheilhaft erweiſt, und das Neue, im Madell dargelegte, eein als etwas in dem Nationalrepoſitorium Hinterlegtes angeſehen wird, welches nach Belieben hervaegeholt und in Ausübung gebracht werden kann.

Digitized by Google

Zunächſt traten uns Einzelnheiten im Schiffsweſen von großer Anzahl vor Augen, wie man ſich leicht denken kann, da England nur der Schifffahrt ſeine Größe verdankt. Aus dieſen Einzelnheiten heben wir das Wichtigſte aus. Das erſte ſind Modelle eigenthümlicher Anker, wovon einer die größte Aufmerkſamkeit verdient, der patentiſirte Anker mit kleinen Schaufeln (Fliegen). Von jeher hatte man geglaubt, die Kraft des Eingreifens in den Boden ſtehe mit der Maſſe der Schaufeln in gleichem Verhältniſſe; nun aber hat der Patentträger ausgemacht, daß dieſer allgemeine Glaube falſch ſey, und bis auf einen gewiſſen Grad eben dieſe Kraft mit den Maſſen im umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe, das heißt, dieſe Kraft um ſo größer ſey, je kleiner die Schaufeln ſeyen. Glauben ähnlicher Art iſt weltgeſchichtlich; man nahm oft Verhältniſſe an, welche die kleinſte Probe als falſch erwies. Wer weiß nicht, daß der Satz: „Der freie Fall der Körper van Höhen herab, ſey ein gleichförmig beſchleunigter" von Ariſtoteles bis auf Galilei ein unbeſtrittener war? Letzterer Gelehrte bewieß aber zum Erſtaunen der Welt das Gegentheil? In allerneueſter Zeit nach Erfindung der Lokomotive (von der Stelle bewegenden Dampfmaſchine) nahm man allgemein an, daß eine ſolche Lokomotive bedeutender Kraft und großes Gewichtes nicht auf Eiſenſchienen werde gehen können, weil die Friction oder Adhäſion zu gering ſey. Dieſe allgemeine Annahme, von den Mathematikern haarklein bewieſen, war eine ſo heilige, daß keine Lokomotive auf Eiſenſchienen kam: nun fiel es einem Mechaniker ein, das allgemein Geglaubte nicht zu glauben — und ſieh da, es kam nur auf die Probe an! — Die Probe war glänzend, der Glaube abſolut falſch. Wer kennt die Proben nicht, welche mit Recht von der Welt mit Verwundern angeſtaunt werden?! — So war es — wenn man Kleineres mit Größerem vergleichen darf — auch mit dem Anker. Der Verfertiger hat ſich jener Größe der Schaufeln bedient, welche, bezüglich auf die Länge der Ankerarme, bei gegebenem Gewicht und gegebener Länge das Maximum der Wirkung hervorbringt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei ſo kleinen Schaufeln der Erfinder mehr als ein Neuntheil des Gewichtes des ganzen Ankers zur Diſpoſition erhält, ſo, daß er nicht nur allein den Ankerſchaft (die Ankerruthe) verlängern kann, was von jeher ein höchſt erwünſchter Umſtand war, ſondern auch zur Stärke nach durch Verlängerung der ſchrägen Dimenſionen beizutragen vermag. Ja, die Verringerung könnte noch größer ſeyn, wenn dieſelbe dann nicht dem Auffiſchen des Ankers vermittelſt des Ankerhackens Eintrag thun würde. Die graße Schaufel lockert den Grund zu viel auf, und tritt daher leicht wieder heraus: die kleine bildet einen günſtigern Winkel mit dem widerſtehenden Medium, und geht, ſtatt zu lockern, ſogleich tiefer ein. Im erſten Fall muß beſchuht (d. i. ein Unterſchuh aufgeſetzt) werden, im zweiten faſt nie t eben ſo wenig kann ein Schiff durchgehen; ſollte dieß jedoch der Fall ſeyn, ſo hackt ſich der Anker, wenn Tau vorhanden iſt, ſogleich wieder ein. Denn er hat nie eine Tendenz, aus dem Boden herauszutreten. Wohl zu bemerken iſt, daß der Schaft des kleinſchaufligen Ankers im Verhältniſſe der Arme länger, als gewöhnlich iſt. Hieraus entſteht ein doppelter Vortheil: des bequemern und leichtern Lichtens und des beſſern Eingreifens oder Feſthaltens. Auch die Sectionalform des Ankers iſt vom gewöhnlichen verſchieden: der Schaft iſt ganz und gar von flachen Stangen gemacht, und in der Richtung des größten Widerſtandes flach gelegt. Bei gegebener Quantität Materials wird mehr Kraft und Flexibilität erzielt; zugleich iſt das Eiſen beſſer.

Dieſer äußerſt intereſſante Anker (nach Lieutenant Rogers patentiſirtem Princip) wird in der Gallerie an einem beſondern Apparate gezeigt, ſo, daß über die angeführten Vortheile kein Zweifel übrig bleibt.

Modelle anderer Anker, die alle ihre beſonderen Vortheile haben, ſind mehre varhanden. Eben ſa fehlt es nicht an Modellen verbeſſerter Ruder und anderer weſentlicher Theile eines Schiffes. Neben dieſen Modellen verdienen aber noch beſondere Aufmerkſamkeit ſalche, welche auf Unglücksfälle in der Schifffahrt Bezug haben; vorzüglich im Apparat, welcher Ralph Watſon's Plan, die Schiffe vom Untergehen auf offener See zu hindern, an den Tag legt. Dieſer Plan gründet ſich auf die Beobachtung des Organismus des Fiſches, namentlich der Luftblaſe, z. B, des Wallfiſches. Röhren von Kupfer (oder andern Subſtanzen), hermetiſch verſchloſſen, welche eine Maſſe atmoſphäriſcher Luft enthalten, die, im Fall ſich das Schiff mit Waſſer füllt, durch Wegdrängen des Waſſers, im Stande iſt, ſo viel von der ſpezifiſchen Schwere des Schiffes und deſſen Ladung das Gegengewicht zu halten, als ſonſt das Schiff zum Sinken bringen würde, werden zwiſchen die Balken und überall, wo ſie nur füglich angebracht werden können, gelegt. Dieſe Röhren würden ſo, namentlich auf dem Verdecke vertheilt, füllte ſich das Schiff mit Waſſer, das beſagte Gleichgewicht halten. In Bezug auf jenen Theil des Schiffes, welcher beim Füllen unter Waſſer kommen muß, iſt bewieſen, daß das Holzwerk ſpezifiſch leichter als das Waſſer iſt und der Rumpf ſelbſt mit allem Metallwerke nicht nur allein ohne Hilfe der Luftröhren ſchwimmt, ſondern auch noch eine bedeutende Maſſe darauf liegendes Gewichtes tragen kann. Zu dieſem Beweiſe dienen folgende Thatſachen: Als man zur Heilung des Holzbrandes mit der königlichen Schaluppe Eden (von 26 Kanon.) ein Experiment vermittelſt völliger Untertauchung des Schiffrumpfes machte, fand man, daß derſelbe mit allem Metalle, welches ſein Bau nothwendig fordert, zwanzig Tonnen Ballaſt erforderte, ehe er bis unter die Oberfläche des Waſſers geſenkt werden konnte. Als im Jahre 1789 die Fregatte, the guardian, 44° ſüdl. Br. 41½° öſtl. L. an eine Eisinſel geſtoßen und einen Leck bekommen hatte, ſank ſie bis zu den obern Verdeckſtückpforten. Deßungeachtet blieb der tapfere Capitän Riou mit einigen eben ſo tapfern Leuten des Schiffsvolkes auf dem Schiffe. Es wurden alle überflüſſigen Laſten über Bord geworfen und einige andere Vorkehrungen getroffen, wodurch es geſchah, daß das Schiff in dieſem Zuſtande 59 Tage, eine Entfernung von 1200 Meilen den Ocean durchzog! — Unter Vorausſetzung nun dieſes auf ſolche Weiſe bewieſenen Umſtandes würde ein Schiff von 80 Kanonen, durch einen Leck zum Sinken gebracht, die Anwendung nur von ſo viel Röhren ſodern, als 240 Tonnen aus der Maſſe des ungemein höhern Totalgewichtes zu tragen im Stande wären. Das verwendete Kupfer würde nicht 5 pCt. des Weethes eines Schiffes und deſſen Ausrüſtung betragen. Die Ausführung des Planes ſelbſt beliefe ſich nur auf die Intereſſen des verwendeten Kupfers. Welcher Vortheil gegen den ſo häufigen Verluſt an Schiffen! Es iſt nicht unintereſſant, hier eine kleine offizielle Notiz beizufügen. Zwiſchen den Jahren 1793 u. 1826 gingen von der königlichen Marine folgende Anzahl Schiffe zu Grund (die im Krieg verunglückten ausgenommen.) Durch Schiffbruch — 293 (mit 6000 Kanonen, Werth 6,000,000 Pfd. Sterl.); — durch Verſinken — 67 mit 1300 Kan. Werth 1,300,000) auf 52 dieſer Schiffe ſind 6000 Menſchen umgekommen; — durch Brand — 13 (mit 700 Kan. Werth 700,000 Pf. St.); Menſchen umgek. 1700. Hiezu noch eine Liſte von zu Grunde gegangenen Kauffahrteiſchiffen von 1826 und 1828. In erſterem Jah-

Digitized by Google

re: Durch Schiffbruch 332; durch Verſinken 124, als untauglich erklärt und verlaſſen 97, verbrannt 4, im zweiten Jahre: Durch Schiffbruch 393, verſunken 124, verlaſſen 39, verbr. 8; Summe von 1826 — 557; von 1828 — 564!! — Der Plan ſelbſt wird in Folgendem dargelegt: in verſchiedenen Angaben, welche die *wirkende* und *gegenwirkende* Kraft des Gewichtes eines Schiffes zu achtzig Kanonen — eines Oſtindienfahrers — Weſtindienfahrers — eines allgemeinen Kauffahrteiſchiffes, im Falle des Sinkens durch Leck und in der Ausrüſtung mit den Röhren darlegen, in einer ſchwimmenden Sicherheitsröhre von einem Fuß Durchmeſſer u. drei Fuß Länge zwei Cub. Fuß atmoſphäricher Luft enthaltend, und im Stande, ein Gewicht von $175\frac{1}{2}$ Pfd. zu halten, in einem Sectional-Modell eines Theiles eines Schiffes von 80 Kanonen, wo die Sicherheitsröhren am füglichſten angebracht werden können.

Aehnlich iſt der Apparat von *James White*, geſunkene Schiffe wieder zu heben. An dieſe Apparate ſchließen ſich Modelle von Sicherheitsflöſſen, die äußerſt ſchnell zuſammengeſetzt werden und die Leute, welche ein geſunkenes Schiff verlaſſen, ſicher an das Ufer bringen können. Ein ſolcher Floß hält die ſtärkſten Wogen aus, welche ein Lebensrettungsboot zertrümmern würden.

Wir hoffen zwar nicht, daß wir unſere Leſer mit den gegebenen Details der Gallerie ermüden, allein wir wollen dem Ende zueilen, und von nun an nur noch miſcellaniſch einige intereſſante Sachen erwähnen.

Eine aſtronomiſche Stock- oder Pendeluhr von *Arnold* und *Dent*. Uubeſtritten ſind die engliſchen Uhren und Chronometer, wenn ſie tüchtig gearbeitet ſind, in welchem Falle ihnen dann gewöhnlich die franzöſiſche Eleganz mangelt, vor allen vorzuziehen. Dieſe Uhr wurde auf Befehl der Lords commissioners der Admiralität von dem königlichen Aſtronomen auf dem Greenwicher Obſervatorium geprüft, und wir dürfen den Leſern, die an dergleichen Intereſſe haben, den Bericht über die Rechnung nach dem Gang der Sonne über den Meridian nicht vorenthalten:

1832		Sec.	1832		Sec.	1832		Sec.	1832		Sec.	1833		Sec.	1833		Sec.
März	24	— 0 . 1	Mai	27	— 0 . 04	Aug.	23	— 0 . 1	Okt.	31	+ 0 . 7	Jan.	5	+ 0 . 2	März	16	+ 0 . 1
—	30	+ 0 . 1	Juni	8	— 0 . 1	Sept.	5	+ 0 . 6	Nov.	7	+ 0 . 6	—	12	+ 0 . 3	—	21	— 0 . 1
April	7	— 0 . 3	—	13	— 0 . 1	—	14	+ 0 . 6	—	11	+ 0 . 8	—	21	+ 0 . 4	—	28	+ 0 . 1
—	16	+ 0 . 2	—	21	+ 0 . 3	—	20	+ 0 . 4	—	21	+ 0 . 5	—	23	+ 0 . 5	—	30	+ 0 . 2
—	21	— 0 . 02	—	20	+ 0 . 3	—	27	+ 0 . 1	—	26	+ 0 . 6	—	28	+ 0 . 2	Apr.	5	+ 0 . 0
—	28	— 0 . 1	Juli	15	+ 0 . 03	Okt.	1	+ 0 . 2	Dez.	3	+ 0 . 5	Febr.	7	+ 0 . 3	—	7	+ 0 . 2
Moi	2	— 0 . 2	—	25	+ 0 . 4	—	7	+ 0 . 7	—	13	+ 0 . 6	—	15	+ 0 . 4	—	8	+ 0 . 1
—	7	— 0 . 2	Aug.	1	+ 0 . 2	—	13	+ 0 . 7	—	18	+ 0 . 5	—	23	+ 0 . 3	—	14	+ 0 . 3
—	15	+ 0 . 4	—	8	+ 0 . 2	—	17	+ 0 . 7	—	22	+ 0 . 4	März	5	+ 0 . 3	—	20	— 0 . 1
—	20	+ 0 . 1	—	12	+ 0 . 3	—	22	+ 0 . 7	—	26	+ 0 . 1	—	14	+ 0 . 5	—	26	— 0 . 2

Unterzeichnet *John Pond*.

Ein *Löthrohr* von *Maugham*, Profeſſor der Chemie in der Adelaide-Gallerie. Vermittelſt dieſes Rohres können Sauer- und Waſſerſtoffgas mit vollkommenſter Sicherheit verbrannt werden. Die Gaſe werden durch verſchiedene Röhren von den zwei Gaſometern in die Vermiſchungskommer nahe an der Oeffnung des Löthrohres gebracht, und ſo long der Druck in den Gaſometern gleichförmig unterhalten wird, kann kein Wiedereinſaugen der Gaſe und folglich keine Exploſion ſtatt finden. Dieſer Apparat iſt vorzüglich nützlich für Schmelzung des Platina; eben ſo für das Experiment, wenn das Licht auf Kalk geleitet wird. In dieſem Falle wird nur eine Stütze für den Kalk und eine bewegliche Schraube, um eine Rotation und durch dieſe eine immer neue Oberfläche für die Flamme zu bilden, an dem Rohre angebracht. Für dieſe Erfindung erhielt *Maugham* 1835 von der Society of arts die ſilberne Iſis-Medaille. (Sieh fernere Notizen in dem Bande der transactions of the society of arts.)

Biographiſche Denkmale.

IV. Die Sängerin Garcia-Malibran.

Aus *Paris* theilt man uns über Madame *Garcia-Malibran-Beriot* einige intereſſonte Notizen mit. Den ſchmerzlichſten Eindruck mochte in dieſer Welt-Stadt der allzufrühe Tod der hochgeprieſenen und *einzigen*, dramatiſchen Sängerin, der überraſchend kam, wie ein Blitzſtrahl! In der Nacht vom 23. Sept. hat ſie zu *Mancheſter*, im Hotel de Moſley-Arms, dem Unerbittlichen den Tribut gezollt, nachdem eine neuntögige Nervenkrankheit den ſchönen Körper, worin das eminente Talent wohnte, zerſtört hatte. Von dem Momente, wo Dr. *Bellomini* aus London zu der Kranken beſchieden wurde, welchee ſie bis zu ihrem Tode nicht verließ, nahm das Leiden einen gefährlichen Anſtrich; die Kranke fiel oft in einen Zuſtand von Erſtarrung, und die beunruhigendſten Symptome goben ſich zu erkennen. *Bellomini* zog, einen Tag vor ihrem Ende, noch den Dr. *Leves* zu Rath, der zwar eben ſo wenig Hoffnung zur Geneſung gab, als ſein College, der jedoch erklärte, daß die Schwangerſchaft, von der man gloubte, daß ſie auf das Leiden influire, keineswegs einen Antheil an demſelben habe. Von Donnerſtag bis Freitag früh lag ſie in einem Zuſtand von Bewußtloſigkeit, und nahm nichts als etwas Gerſtenwaſſer aus der Hand ihres Gemahls, und gegen Mitternocht erfolgte der Tod in dem Lebensalter von 28 Jahren. Unſtreitig hat die große Sängerin in England ſich den Ruin ihrer Geſundheit geholt durch Anſtrengungen, die bei weitem ihre phyſiſchen Kräfte überſchritten. Es geſchah öfter, daß ſie des Morgens in mehreren Conzerten ſang, Mittags den Theaterproben beiwohnte, und Abends in einem, oft auch zweien Stücken ſpielte, und ſich dann noch gegen Mitternacht in dieſen und jenen Salon begab, wo die Elite der Bevölkerung ihrer harrte, um ſie mit neuen Lorbeeren zu bekränzen! Iſt es möglich, bei ſolchen Anſtrengungen nicht zu unterliegen, auch wenn die ansdouerndſte Geſundheit, die Mad. *Malibran* übrigens keineswegs beſaß, zu Hülfe kömmt?! Was auch das Motiv dieſer außerordentlichen Anſtrengungen war, Ehrgeiz oder Geldgewinn, oder auch innerer Trieb, zu wirken und zu entzücken, *zu theuer* mußte die Arme jenen Trotz gegen die Natur bezahlen! Dazu kam, daß die Sängerin, nach einem ſolchen nächtlichen Kunſtaufgebot, oft ſchon Morgens um 5 Uhr das Bett verließ, und zu ihren akromatiſchen Uebungen und Studien ſich begab, ſich dann aufs

Digitized by Google

Roß ſchwang, was ſie behend und geſchickt bändigte, wie eine geborne Engländerin. Daher kam es, daß ſolche Ermüdungen ſie zuweilen der Erſchöpfung nahe brachten, ſo daß ſie manchmal auf der Bühne ſchwankte, was der Leumund als Aufregung vom Genuſſe geiſtiger Getränke erklärte! Aber es iſt bekannt, daß ſie in dieſer Beziehung nur zu mäßig lebte, und oft von ihren Freunden dazu bewogen werden mußte, kräftigere und belebendere Nahrung und Getränke dem Körper zu gönnen, wozu ſie ſich aber nur ungern entſchloß. Die Hingeſchiedene ſoll von ihrem 15ten Jahre an den bittern Kelch des Leidens oft tief geleert haben, und man deutet daher die rührende Melancholie in ihren Zügen. Was ihr aber neben dem Kunſtruhm noch einen unverwelklichen Kranz flicht, das iſt ihre beiſpielloſe Großmuth gegen Unglückliche! Sie trieb die Aufopferungen gegen Freunde und Unglückliche, denen ſie mit ihren reichen Mitteln dienen wollte, ſo weit, daß ihr Hr. Gabriel Deleſſert und andere ſogar Vorſtellungen dagegen machten, was aber nichts fruchtete. Ihre Gaben ſpendete ſie dabei gerne unſichtbar und geheimnißvoll, wie jeder großmüthige Geber, der nur helfen, aber nicht erkannt ſeyn will! Man erzählt, daß ein Künſtler, der ſich wegen Schulden in Haft befand, nicht wenig erſtaunte, als er eines Abends unter ſeinem Kopfkiſſen eine Banknote von 100 Pfund Sterling entdeckte; die großmüthige Malibran hatte dieſe Summe durch den Arzt des Gefangenen unbemerkt überbringen laſſen, um einem Familienvater zu helfen, und ihn ſeiner Familie wieder zu geben. Wie adelt ein ſolches humanes Wirken den hohen Kunſtruhm, den die Hingeſchiedene mit ins Grab nahm! In den entſetzlichſten Schmerzen liegend, war ſie ſehr verlegen, ob ihr Gemahl in einem Conzerte, dem er gerade beiwohnen mußte, excellire, und als ſie erfuhr, daß ihm enthuſiaſtiſcher Beifall gezollt wurde, kam ein beſeligendes Lächeln auf ihre ſchon blaſſen Lippen! — Das Commitee des Muſikfeſtes, obgleich Madame Malibran wegen ihrer Krankheit den Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, hat an den trauernden Gemahl dennoch die bedungene Summe ausbezahlt, dieſer aber hat einen Theil davon den Armen zu Mancheſter überantwortet. — Somit hätte die Kunſt abermals eine Perle verloren, die wie ein Meteor glänzte, und noch nach vielen Jahren glänzen wird! Die Menſchheit iſt nicht undankbar genug, das Wirken eines ſolchen Genius, wenn es auch nicht in materiellen Werken mit Händen gefaßt werden kann, ſo leicht zu vergeſſen!

Das vaterländiſche Muſeum zu Prag.

Die Geſellſchaft der deutſchen Naturforſcher hat in ihrer diesjährigen Verſammlung zu Jena beſchloſſen, ihre nächſtjährige zu Prag zu halten. Die prachtvolle Königsſtadt bietet den Gelehrten, welche der edle Graf Sternberg ſelbſt, einer unſerer erſten Naturkenner daſelbſt, mit der ganzen Fülle ſeiner biedern Liebenswürdigkeit empfangen wird, reiche Schätze. Zu dieſen gehört vorzüglich das vaterländiſche Muſeum, und um ſo mehr freuen wir uns, hier nähere Notizen über daſſelbe aus beſter Quelle mittheilen zu können.

Nach Berichten, welche die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen vierteljährig durch die öffentlichen Blätter bekannt macht, iſt das Gedeihen dieſes Inſtitutes noch fortwährend in vollem Zunehmen, und unſtreitig gehört daſſelbe unter diejenigen heimiſchen Anſtalten, welche der Böhme mit frohem Selbſtgefühl betrachtet, da es, aus der Mitte der Nation empfangen und geboren, ſchon in dem kurzen Zeitraum von kaum 17 Jahren in manchen Zweigen der Wiſſenſchaft eine bewunderungswürdige Vollkommenheit erlangt, und den Beifall aller gelehrten Reiſenden erhalten hat. Zahlreiche Kunſtſchätze und merkwürdige Naturproducte, theils Böhmens eigne Erzeugniſſe, theils in den glänzendſten hiſtoriſchen Perioden des Vaterlandes eingeführt, waren früher als Eigenthum von Privatperſonen vereinzelt, mitunter von den Beſitzern ungeachtet, und durch Sorgloſigkeit mit dem Verderben bedroht, bis ein paar wiſſenſchaftliche und kunſthegende Cavaliere darauf dachten, ſelbe als ein Nationalgut zum Nutzen und zur Belehrung des Literatoren, des Naturforſchers, wie der Künſtler und Kunſtfreunde, in ein großes Ganzes zu vereinigen. Dieſe Anſtalt verdankt ihre Entſtehung (im Jahre 1818) dem damahligen Obriſtburggrafen von Kolowrat, der den erſten Grund der mineralogiſchen Sammlungen mit ſeinem eigenen Mineralienkabinet legte, und durch einen Aufruf die Freunde der Wiſſenſchaften zu dieſem ſchönen Zweck verſammelte, und dem gelehrten Grafen Caſpar von Sternberg — dieſem Stolz der böhmiſchen Literatur — der, zum Beginne der Anſtalt, derſelben nicht nur eine Büchersammlung von naturhiſtoriſchen und andern Werken (5061 Bänden mit 42,290 Kupferſtichen, die Holzſchnitte ungerechnet), ein Herbarium von 9000 Pflanzen und 30 Käſten Foſſilien, die höchſt merkwürdigen Abdrücke der antediluvianiſchen Pflanzen, ſchenkte, welche Sammlung ihres Gleichen nicht hat, ſondern fortwährend, ſowohl der Bibliothek als andern Abtheilungen des Muſeums reiche Geſchenke macht. Ein ſo gewaltiger Aufruf blieb nicht ohne Wirkung, und Beiträge aller Art von Kunſtgegenſtänden und Naturerzeugniſſen gingen aus allen Theilen Böhmens und den übrigen Provinzen des Kaiſerreiches, ſpäter auch aus den übrigen ſlaviſchen Ländern ein; bedeutende Summen wurden zum Gedeihen des Werkes zuſammengeſchoſſen, und ſchon nach 10 Jahren beſaß das Inſtitut nebſt den reichen Spenden an Büchern, Manuſcripten, Diplomen, Münzen, Naturalien u. ſ. w. ein Vermögen von 116,000 fl. C. M. nebſt mehr als 10,000 fl. jährlich unterzeichneter Subſcriptionen, die ſich ſeitdem von Jahr zu Jahr vermehrten. Zur Leitung der Angelegenheiten, wie der Sorge für Fortdauer, Gedeihen und Blüthe des Inſtituts bildete ſich die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums, an deren Spitze Graf von Sternberg als Präſident trat, und deren Zweck nach den beſtehenden, vom Kaiſer ſanctionirten Statuten iſt: die Kunſtſchätze, Naturerzeugniſſe und Denkmähler, ſowohl der früheren Jahrhunderte, als jene der gegenwärtigen Zeit, zu ſammeln, der Nachwelt aufzubewahren, und durch geordnete Aufſtellung in einem ſchicklichen und geräumigen Lokale der Mitwelt zum nutzbringenden Gebrauche darzubieten, um die Wiſſenſchaften, Künſte und Induſtrie im Vaterlande auf alle mögliche Art zu fördern und zu unterſtützen. Um für dieſe Zwecke kräftig mitwirken zu können, hat ſich die Geſellſchaft des Muſeums ſowohl mit der ökonomiſchen Societät und dem polytechniſchen Inſtitute ins Einverſtändniß geſetzt. Alle Jahre im Monate Februar wird eine Generalverſammlung gehalten, wozu alle wirkende Mitglieder eingeladen werden, in welcher der Verwaltungsausſchuß der Geſellſchaft einen gedrängten Bericht über den Stand des Muſeums und der Kaſſa, ſo wie über die Arbeiten und das Gedeihen der Geſellſchaft erſtattet, bei welchen Verſammlungen auch die etwa nothwendigen Wahlen vorgenommen werden. Die Sammlungen des böhmiſchen Muſeums beſtehen gegenwärtig zuvörderſt aus einer vaterländiſchen Urkunden-Sammlung, Abſchriften und Zeichnungen von Inſchriften, Grabſchriften, Denkmählern, Statuen und Basreliefs (dem Plane nach nur ſolche, die eine hiſtoriſche oder artiſtiſche Bedeutſamkeit haben; doch werden viele ganz unwichtige eingeſammelt), Wappen, Siegel

Digitized by Google

nnd Münzen in Orginalien und Abdrücken; Landkarten und Plane der Vorzeit, ſowehl in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht, als in Bezng der auf den alten Bergbau des Landes; ein Naturalienkabinet aller drei Naturreiche mit beſonderer Hinſicht auf das Vaterland, nebſt dem allgemeinen Herbarium und einem beſendern der Flora Böhmens; eine Bibliothek, welche ſich auf Bohemica im ausgedehnteſten Sinne, nnd auf die ſogenannten beſtimmten Wiſſenſchaften (Seiences exactes) beſchränkt; endlich eine ethnographiſche Sammlung und ein Productenſaal, in welchem alle vaterländiſche Manufaktur-Erzeugniſſe, Kunſtwerke und Erfindungen oder Modelle aufgenommen werden. An der Spitze aller Sammlungen ſtehen die Schätze, welche der Präſident als eine Frucht vieljährigen Sammelns und Fortſuchens darbot. Einen andern koſtbaren Theil des Bücherſchatzes des Muſeums macht die Brzeznitzer Bibliothek aus, welche in mehr als 500 Incunabeln und Manuſcripten beſteht, ein Geſchenk des Hrn. Grafen Kolowrat Krakowsky, nnd um ſo merkwürdiger iſt, als der gröſte Theil davon die Bücherſammlung des in Rautnitz ehemals beſtandenen Kloſters ausmachte, welches im Huſſitenkriege zerſtört, die Bibliothek aber von einigen Brüdern nach Brzeznitz geflüchtet ward, daher gewiß die älteſte im Lande bekannte Sammlung dieſer Art genannt werden darf. Unter den Handſchriften und Urkunden iſt unſtreitig das merkwürdigſte Stück die ſegenannte Königinhefer Handſchrift. Der Bibliothekar Hanka fand dieſen mächtigen Beleg zur Geſchichte altböhmiſcher Poeſie, von welcher die Alles verwüſtenden Religionsſtürme des fünfzehnten Jahrhunderts faſt keine Spuren übrig lieſſen, im Kirchthurm der Stadt Königinhef unter alten Pfeilen aus den Zeiten des Huſſitenkrieges, deren einige mit Pergament beſchwingt waren, und erkannte nach mühſamer Unterſuchung in dem Heft von 12 Blättern Pergament nnd zwei Abſchnitzeln einen kleinen Theil (das Ende des fünf und zwanzigſten, ſechs und zwanzigſten und ſieben und zwanzigſten ganz, nnd ein Bruchſtück des acht und zwanzigſten Kapitels drs dritten Bnches) einer bedentenden Sammlung von erzählenden und lyriſchen Gedichten von groſſem poetiſchen Werthe, welche aus dem Ende des dreizehnten nnd Anfange des vierzehnten Jahrhunderts herzukommen ſcheinen; doch mögen leicht einige derſelben noch älter ſein. Ferner eine Mater Verborum oder das Wunderbuch des berühmten St. Galler Abt-Biſchofs Salomen mit böhmiſchen und deutſchen Gloſſen oom Jahre 1102. Fol. max.; dann eine ſehr ſchön anf Pergament geſchriedene, mit zahlloſen Mahlereien verzierte lateiniſche Bibel aus dem fünfzehnten Jahrhunderte in groß Folio; der groſſe Talmbergiſche Codex n. ſ. w. Die allgemeine ſyſtematiſche Mineralienſammlung iſt nach dem Syſtem von Mohs geordnet. Die böhmiſch-topographiſch-geognoſtiſche Sammlung iſt in wiſſenſchaftlicher Hinſicht doppelt intereſſant, nicht allein wegen der Vollſtändigkeit der geognoſtiſchen Bildung in Böhmen, ſondern auſſerdem durch ihre, vom Local begünſtigte Aufſtellung. Zwei Bogenpfeiler in der Mitte des Zimmers haben geſtattet, bei der topographiſchen Anordnung der Exemplare die Grſtalt des Landes nachzuahmen, deſſen geognoſtiſche Beſchaffenheit der Beſchauee kennen lernen ſoll. Die groſſe Mülleriſche Karte oov Böhmen, welche im Saale aufgehängt iſt, zeigt dieſe, und dient dazu, ſich über die Aufſtellung zu orientiren. Die Gebilde der drei Mittelkreiſe, des Kaurzimer, Rakonitzer und Berauner, nmgeben die Pfeiler; die dreizehn übrigen Kreiſe ſind ringsumher an den Wänden aufgeſtellt. Die bereits erwähnte Petrefacten-Sammlung in zwei Seitenkabineten verbindet die geognoſtiſche mit der zoologiſchen und betaniſchen, und iſt aus dieſem Geſichtspunkte geordnet; die zoologiſchen Petrefacten des Uebergangskalks der Secundärformation nach Familien und Gattungen, die Pflanzenabdrücke dee ältern Steinkohle und der ſie begleeitnden Formationsglieder, Abdrücke des Quaderſandſteines, des bunten Sandſteins, der Mergel- und Braunkohle und der jüngſten Formationen über der Kreide nnd dem Pläner, auch nach Familien und Gattungen. In dieſer merkwürdigen Sammlnng finden ſich die Orginalien der Abdrücke, welche in Graf Kaspar Sternbergs „Verſuch einer geognoſtiſch-botaniſchen Darſtellung der Flora der Vorwelt,“ abgebildet ſind; uuter andern der merkwürdige Stamm eines baumartigen Farrenkeauts (die vierte Tafel im zweiten Hefte dieſes Werkes), deſſen Krone unſere jugendliche Erde beſchattete, und die nach Jahrtauſenden, in Stein verwandelt, aus ihrem Schooſſe wiedee uns Licht tritt, dem hentigen Geſchlechte ein Zeugniß des frühern Zuſtandes zu ſeyn. Die Sammlung hiſtoriſcher Alterthümer iſt bisher noch nicht ſo reich bedacht, als die natur-hiſtoriſchen was natürlich aus der wiſſenſchaftlichen Tendenz ihres erſten Mitbegründers hervoegeht, und es bleibt vielleicht einem ſpätern Präſidenten der Geſellſchaft vorbehalten, ein Gleichgewicht in die verſchiedenen Elemente der Muſeums-Sammlung zu bringen. Nebſt den vielen wiſſenſchaftlichen Sammlungen, welche dem Muſeum als Spenden der vaterländiſchen Theilnahme zugekommen ſind, hat die Geſellſchaft auch die botaniſche nnd Conchilienſammlung angekanft, welche der böhmiſche Reiſende, Thaddäus Hänke auf der weſtlichen Hemisphäre zuſammenbrachte. Nicht minder iſt ſie als Verleger natienaler Zwecke aufgetreten, und wir verdanken ihr zuvörderſt einen ſehr guten Plan von Prag.

Kleine Bücherſchau.

I. 1. Die Nürnberg-Fürther Eiſenbahn in ihren nächſten Wirkungen und Reſultaten. Eine ſtaatswirthſchaftliche Perſpektive von Dr. Alexander Lips, kurfürſtl. heſſ. penſ. Prof. der Staatswiſſenſchaft. Nürnberg 1836. Riegel und Wießner.

2. Ueber die angeblichen Nachtheile nnd Gefahren der Eiſenbahnen für Deutſchland, nebſt einer Unterſuchung über das künftige Verhältniß der leichtrn und ſchweren Fuhrwerke, ſowie der Kanäle zu den Eiſenbahnen rc. rc. von Dr. Alex. Lips. Nürnbg. Ebendaſ.

3. Deutſchlands Welthandels-Wiedergeburt, odar die deutſchen Eiſenbahnen und dee Main-Donau-Kanal in ihrer Welthandelswichtigkeit, ihren natienalen Vortheilen, in ihrem Verhältniß zu einander und in ihrer Ausführung betrachtet ven Dr. Alex. Lips. Erſte Abtheilung: Die deutſchen Eiſrnbahnen. Zweite Abtheilung: Der Rhein-Donau- od. Ludwigs-Kanal. Ebend.

Wir haben hier eine der wichtigſten Schriften der nenen Eiſenbahn-Literatur, die gerade in dee Stadt, welche die erſte deutſche Eiſenbahn mit Dampfkraft beſitzt, ſich beſonders hervorthut, wie denn die Verlagsbuchhandlung, auſſer an den dortigen ſchon erſchienenen Broſchüren auch ein groſſes Werk über die Stephenſon'ſche Lokometive mit ausführlichen Abbildungen vorbereitet. Nr. 1 iſt trotz des lokalen Intereſſes für den Ungelehrten wohl deswegen die anziehendſte Schrift, weil ſie nicht neu — wir erlauben uns dieſen Ausdruck — die Bekehrungsgeſchichte des Verfaſſers in dem Zweifel und Bedenklichkeiten, ja ſelbſt Bekämpfungen der neuen Erfindnng zu der glänzendſten Ueberzeugung von ihrem Nutzen und unbeachtenen Vortheile enthält, ſonſten auch in deutlicher Auseinanderſetzung beweiſt, daß die neue Eiſenbahn ſich wirklich rentirt, und daß ſie für den Zwiſchenverkehr jedee Art nicht hemmend und verderblich iſt. In Bezug auf letzteren Umſtand wird der Herr Verfaſſer ſich jetzt ſelbſt ſchon überzeugt haben, daß wenn auch immerhin die Eiſenbahn ein ganz eignes Publikum beſitzt, oder ſich ein ſolches ſchafft“ ſie denn doch allmählig das geſammte Publikum an ſich zieht, da ſelbſt der nur in beſtimmten Stunden ſtattin-

Digitized by Google

dende Abgang des Wagenzuges das Publikum ſich leichter eine Liebe zur Pünktlichkeit gefallen läßt, als das Warten auf Geſellſchaft in den Spannfuhrwerken. Der Vorzug der neuen Bahnen an jeder auch der geradeſten und ſolideſten Chauſſee iſt ſehr gut entwickelt und am Schluſſe wird recht paſſend auf den neu gewonnenen Umſchwung der ſchaffenden Volksthätigkeit hingewieſen, die aus eignen Mitteln und Kräften große Unternehmungen beginnt, welche dem Staate unmittelbar Vortheil bringen. Dies iſt die einzig wahre Emancipatinn der Nationalinduſtrie.

Inſofern Nr. 2 und ein Bruchſtück der erſten Abtheilung der unter Nr. 3 genannten Schrift iſt, wohin von Seite 127 — 256 ſich findet, ſcheint die Herausgabe überflüſſig, wäre dieſe nicht durch die Erſcheinung der „Ideen über Eiſenbahnen in Bayern und der Gefahren für das bayeriſche Vaterland und ganz Deutſchland“ motivirt, welche Ideen bei der noch immer zahlreichen Oppoſitionspartei bedeutenden Anklang fanden. Die ganze Darſtellung des Verf. iſt daher zunächſt gegen dieſe Schrift gerichtet, er verfolgt ihren Wahren und Falſchen vermengenden Gang und knüpft an die Widerlegung oft intereſſante Notizen und Belehrungen. Mag auch manches nur eine ſchöne Hypotheſe zu nennen ſeyn, daher die Beweisführung oft die Form einer petitio principii annimmt, die thatſächliche Erſcheinung wird wohl die meiſten dieſer gar nicht aus der Luft gegriffenen Anſichten rechtfertigen, und wir empfehlen daher das Büchlein allen denen, welche ihre bedenklichen Zweifel gegen eine gründliche und einleuchtende Belehrung umtauſchen wollen. Der Aufmerkſamkeit der Eiſenbahn-Direktionen, Aktionärs u. ſ. w. werden die obengenannten Schriften gewiß nicht entgehen.

Die zuletzt genannte Schrift erſchöpft in ihren beiden ziemlich ſtarken Abtheilungen wohl Alles, was über Eiſenbahn und Kanal geſagt werden kann. Der Eifer recht viel zu ſagen und recht deutlich zu ſeyn, verleitet den Verfaſſer oft zu einer breiten Geſchwätzigkeit, wobei jedoch andererſeits eine ängſtliche Gedrängtheit des Ausdrucks ſich zeigt. So z. B. möchte die in einen Satz von 16 Zeilen gefaßte Definition einer Eiſenbahn, wenn auch erſchöpfend, doch für die Leien nicht faßlich genug ſeyn. Anziehend aber ſind die mitgetheilten Bemerkungen über den Welthandel und ſeine Geſchichte, über ſeine Verhältniſſe in Deutſchland und ſeine zu erwartende Umgeſtaltung, ſo wie die angeſtellten Berechnungen über die Entfernung oder wie man künftig nur ſagen wird: Nähe der europäiſchen Hauptſtädte, denn mit dem Rufe: Il n'y a plus de distances werden die neuen Wagenzüge auf den neuen Bahnen über alle Grenzen rauſchen. Was über den reichen Einfluß der Eiſenbahnen auf den Verkehr, auf Vermehrung der Kenntniſſe und Erhöhung der Kultur geſagt wird, muß den Beifall des Leſers erhalten, obgleich Viele achſelzuckend fragen werden: wann wird, wie es hier heißt, „die Zukunft keinen Gelehrten, keinen ächten Künſtler mehr finden laſſen, der nicht Athen und die ewige Roma geſehen, Pompeji und Herkulanum beſucht hätte; keinen Theologen, der nicht am heiligen Grabe gebetet?“ Wann kommt die Zeit, wo der Aſtronome auf den großen Vorgebirgen aller Erdtheile ſein Teleskop aufſtellen, der Philologe die großen Werke des Alterthums an den Ufern des Peneus und der Tiber ſelbſt leſen wird? Das ſind freie Wünſche; laſſen wir ſie den von der Sache Begeiſterten. Möge nur die vom Verfaſſer hier mit fleißiger Entwicklung gegebene Ausgleichung der Eiſenbahnen als Gütertransportmittel mit den bisherigen Transportmitteln derſelben nicht an dem Eigenſinn der Individuen und Anſtalten, oder wohl ganzer Staaten ſcheitern; die nationalen Vortheile des Main-Donau-Kanals treten vielleicht eher ein, wenn auch das Welthandelsmoment dieſes wohlfeilen Transportmittels, das gewiß bald alle Güter an ſich reißen wird, ſtets mit den Handelsverbindungen anderer Völker, beſonders der Engländer, in einen Conflikt gerathen kann, der am Ende bei den im Verhältniß doch nur geringen commerziellen Verbindungen Deutſchlands mit dem Oſten in eine gefährliche Rivalität ſich auflöſt. Ueberhaupt wird ein deutſcher Welthandel neu auftreten, wenn auch deutſche Welthandelsleute, wie ſie das 16. Jahrhundert zeigt, neu auftreten. — Iſt ſchon das Vorwort zu der Schrift über den Kanal anziehend durch die Entſtehung und Verfolgung des Planes, wobei der Verfaſſer durch ſeine in Verbindung mit dem Hrn. Oberbaurath Dr. Fick zu Kaſſel im J. 1805 herausgegebene, von dem edlen Maximilian Joſeph lobend anerkannte Schrift, kein geringes Verdienſt hatte, ſo iſt auch das dritte Kapitel von der Ausführung, Dimenſion und Richtung des Kanals wichtig durch eine Menge von Vorſchlägen, über welche freilich nur der Techniker entſcheiden kann. Einzelnes wäre wohl zu berückſichtigen, wenn es gleich jetzt zu ſpät iſt, auf das überraſchende Projekt einzugehen: den Kanal durch Benutzung der Pegnitz durch die Stadt Nürnberg zu führen, und den Stadtgraben zum Kanalhafen zu machen. Aber ſolche Bauten würden wohl den Charakter Nürnbergs nachtheilig verändern, ohne weſentlich zur Verſchönerung beizutragen. Vielleicht genügt auch hier eine kleine Eiſenbahn, um die Entfernung des Kanals aufzuheben. Der beigegebene Plan des Kanals und ein Ueberſichtskärtchen erleichtert das Verſtehen dieſer intereſſanten, auch als beſonderes Werk durch eigenen Titel für ſich beſtehenden Brochüre, und wir rufen jedem Freund nationaler Unternehmungen zu: Komm und lies!

II. „Boudoir. Sammlung intereſſanter Erzählungen und Novellen berühmter Schriftſtellerinnen des Auslandes. In freien Uebertragungen von Dr. F. J. A. Schneidawind, Prof. u. 1ter Theil. Verlag von Eyrand in Neuhaldensleben, 1836.“

Die 3 Erzählungen des erſten Bandes des Boudoirs, Blüthen dreier berühmten franzöſiſchen Damen, ſind ausgezeichnet genug, um übertragen zu werden, und verdienen überall hin den Weg zu finden. Die Erzählung der Frau Herzogin von Abrantes: „Weibliche Rache,“ führt uns in das Leben der höhern Stände ein; die Madame Duderant, die unter dem Namen „Georg Sand“ auftritt, zeichnet in „den Schwächen des menſchlichen Herzens“ eine Britin auf ihre eigenthümliche Weiſe, und „die räthſelhafte Novize von Eugenia Foi“ iſt ein anziehendes Gemälde aus dem berühmten Siecle Ludwigs XIV. Die Ueberſetzung iſt fließend und beredt, der Druck rein, das Papier gut, und der Preis des Buches ſehr empfehlenswerth. Refer. ſchließt ſeine kleine Anzeige mit den Worten eines Correſpondenten dieſer Blätter: „Dieſes Boudoir wird hoffentlich in keinem Boudoir geiſtreicher Damen fehlen.

Juſtus.

Korreſpondenz.

△ Frankfurt, im November. Ueber unſer Journalweſen läßt ſich viel und wenig ſchreiben: viel, wenn man redſelig iſt, oder einen beſondern Zweck dabei hat; wenig, wenn man die eigenthümlichen Verhältniſſe vor Augen hat, in die es eingezwängt iſt. Berufen oder unberufen, nimmt es mitunter doch mancher hieſige Correſpondent zum Gegenſtand ſeiner Mittheilungen, geht aber dabei meiſt etwas oberflächlich und ungenau zu Werke. So enthielt in den letztern Tagen die „Kaſſeler Allgemeine Zeitung“ einen Beitrag zur Statiſtik des Journalweſens dahier, der manches Unrichtige brachte. Namentlich ſind die Bemerkungen über den jetzigen Standpunkt der Oberpoſtamtszeitung, wie man vermuthet aus keinem allgemeinen Zweck, etwas einſeitig gehalten. Nicht zu läugnen iſt es, daß Berly's geniale Bearbeitung der ſogenannten leitenden Artikel der OPAZg. ſehr anſprechen, wenn manchmal gerade auch nicht die Frankfurter Börſenzeitung, welcher der geiſtesgewandte Gutzkow ſeine Feder leiht. Ueber die geeignete und unpartheiiſche Wahl der eigentlichen politiſchen Artikel der OPAZg., welche der Unterzeichnete verantwortliche Redakteur zu treffen hat, ſchweigt jener ſtatiſtiſche Beitrag und wir wollen ihn deßwegen etwas ergänzen. Die OPAZg. war von jeher eine referirende Zeitung, was ſie noch iſt,

Digitized by Google

und bleiben wird. Ihre wichtigſte Aufgabe iſt es, die Zeitereigniſſe in treuer Wahrheit zu bezeichnen. Ueber den Parteien ſoll ſie ſtehen, wie der wahre Geſchichtſchreiber. Freilich unter Pfeilſchifter und Rouſſeau war dieſes mit der OPAZg. nicht der Fall und das Intereſſe des größern Publikums ging ihr verloren. Jetzt iſt es wieder anders geworden. Jeder Unpartheiiſche wird es gerechter Weiſe anerkennen, daß die politiſchen Artikel der OPAZg. unabhängig und parteilos gewählt werden, und wir glauben behaupten zu können, daß dieſe Zeitung gerade dieſem wichtigen Umſtand ihren Wiederaufſchwung zu verdanken hat. Belächeln müſſen wir aber die Behauptung in dem obenerwähnten ſtatiſtiſchen Beitrag, daß das Unterhaltungsblatt der OPAZg., das von Rouſſeau geſtiftete „Konverſationsblatt", der Zeitung ſelbſt wieder auf die Beine geholfen habe. Ja wir ſind ſtark geneigt, die in jenem Beitrag dem Redakteur des Konverſationsblattes, Hrn. Dr. Schuſter, geſpendeten Weihrauch für Ironie zu betrachten, wie denn gewiß auch die allgemein bekannte Beſcheidenheit dieſes Literaten derartige Schmeicheleien von der Hand weiſen wird. Wir haben noch zwei andere jüdiſche Literaten hier, die aber nur ihr Lichtchen alle Wochen einmal leuchten laſſen. Der eine iſt Hr. Maas, Redakteur der „Glocke", der andere ein junger Menſch, Namens Ziendörfer, der vom Apothekerlehrling zum Redakteur avancirte und nun die „Poſaune" ſchreibt. Aber Glocke und Poſaune lauten und tönen ein bischen ſtark nach dem lieben taglichen Brod und von literariſchem Werth kann auch bei dieſen Blattern nicht die Rede ſein. Weit größeres Intereſſe gewährt immerhin die „Didaskalia", die zwar auch nicht in den höchſten Regionen verkehrt, aber eben in einer etwas niedrigeren ſich ſehr einheimiſch findet, ein Bürgerrecht erworden hat. Ein einziges rein literariſches Blatt beſitzen wir; dieſes iſt der „Phönix", der bei Sauerländer herauskommt und von Duller redigiret wird. Bald nach Gutzkow's Abgang iſt das „Literaturblatt" deſſelben mit dem Hauptblatt verſchmolzen worden. Im Gebiete der Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur liefert der „Phönix" faſt nur gediegene Arbeiten, da er ausgezeichnete Literaten und Schriftſteller zu ſeinen Mitarbeitern zahlt. Es iſt dieſem Blatte eine weite Verbreitung zu wünſchen, die ihm indeſſen, wie wir beſorgen, noch nicht zu Theil geworden iſt.

⊙ Dresden, im November. In den letztverfloſſenen Tagen hatten wir einen Kunſtgenuß, wie noch nie. Die königlich ſpaniſche Hof- und Kammerſängerin Henriette Carl, deren Ruhm Frankreich, Italien und Spanien langſt bezeugten, gab bei brechendem Hauſe und unter jubelndem Beifall ſchnell nach einander drei Concerte mit Unterſtützung der kgl. muſikaliſchen Kapelle. Referent, der Verfaſſer der bekannten großen Geſangſchule des Bernacchi von Bologna, muß dieſer Dame das Zeugniß, nicht nur einer großen, ſondern ſogar außerordentlichen Künſtlerin geben und ihr den Platz über einer Sonntag und Heinefetter und Schröder-Devrient einraumen. Wenn die Carl zu ſingen anfing, ſo war es — wie ich bereits in der allgemeinen muſikaliſchen Zeitung mich ausgedrückt habe — als erhobe ſich eine Königin der Töne in all ihrer Pracht und Majeſtat. Jeder einzelne Ton erſchloß dem feinen Ohr ein Elyſium der Klänge, der Vortrag jeder Arie war ein Triumph der Kunſt. Aber in der großen Arie der Donna Anna aus Don Juan ſtieg die Sonne ihres Geſanges in erſchreckendſter Herrlichkeit auf. Wir haben nie ſo etwas gehort — es war eine große That in Tönen. — In Leipzig, wie dies aus allen Nachrichten hervorgeht, hat die Sangerin Enthuſiasmus erregt, und wir wünſchen herzlich, daß die Carl, eine hohe Zierde der deutſchen Geſangswelt, überall den ihr gebührenden Lorbeer ernte.

Zu Gunſten der unlangſt errichteten Unterſtützungs-Caſſe für Wittwen und Waiſen der hieſigen Maler, Bildhauer und Kupferſtecher hatte Profeſſor Matthai ſein neueſtes Bild, „Tod des Herzogs von Braunſchweig bei Waterloo," ausgeſtellt. Es iſt für den jetztregierenden Herzog von Braunſchweig gemalt, coloſſal, und wird von den Freunden des Meiſters gewaltig herausgeſtrichen. Hingegen habe ich von Malern, denen ich viel Unparteilichkeit zutraue, tadelſchwere Urtheile gehört, über das Bild als Compoſition; dem Techniſchen aber daran, der Zeichnung und maleriſchen Behandlung ließen ſie die höchſte Gerechtigkeit wiederfahren.

Der franzöſiſche Bildhauer David hat die coloſſale Büſte Ludwig Tiecks, von ihm ſelbſt in Marmor gehauen, dem großen Dichter geſchenkt, der ſie wieder der Königl. öffentlichen Bibliothek verehrt hat. Ein Geſchenk von 3000 Thalern! David hat zugleich zwei Bronce-Büſten nach dem urſprünglichen Modell gießen laſſen: die eine für Angers, ſeinen Geburtsort, die andere für Berlin, Tiecks Vaterſtadt. Und das Alles unentgeltlich, auf eigene Koſten, aus reiner Begeiſterung für den Dichter! Es giebt nichts Würdigeres! —

Unſer neues Blindeninſtitut iſt vollendet und von den armen Unglücklichen bereits bezogen. Wer von Ferne dem Falkenſchlag ſich nähert, glaubt wohl kaum, daß das mächtige, hochgelegene und geſchmackvolle Gebaude mit ſeinem Garten der Aufenthalt von beklagenswerthen Blinden iſt.

---

*† Berlin, 26. Okt. Die erſte Aufführung des Balletes Undine von Paul Tagliani zur Nachfeier der Vermählung J. K. H. der Prinzeſſin Eliſabeth von Preuſſen u. S. H. des Prinzen Carl von Heſſen hatte die Räume des großen Hauſes mit einem eben ſo glänzenden als gewählten Publikum gefüllt. Kurz vor dem Anfange erſchienen die höchſten Herrſchaften. Se. Maj. der König führte die hohe Vermählte, Se. H. der Herzog von Heſſen J. K. H. die Frau Kronprinzeſſin, ihnen folgten die übrigen Herrſchaften. Der Tuſch der Muſik begleitete den enthuſiaſtiſchen Empfang der glanzenden Verſammlung, welche wir faſt noch nie in einer ſolchen Zahl und in ſo gewählter koſtbarer und geſchmackvoller Toilette erblickten. Es war ein ſtralender Ring ſchöner Damen und Brillanten um den erſten Rang des Hauſes gezogen, der von den weiteren Logen und Plätzen eine würdige Begegnung fand. Die Vorſtellung ward mit der großen Ouverture zur Armide von Gluck eröffnet, ſtatt einer Feſtcantate von Hrn. Spontini, die Anfangs, wie wir hörten, hiezu beſtimmt geweſen ſeyn ſoll. Ihr folgte das Ballet, deſſen Muſik von H. Schmidt dem talentvollen Componiſten aller kleinern Ballete, welche von Hrn. Hoguet ſeit einigen Jahren auf unſerer Bühne erſchienen. Ganz anders als dieſe kleinern Genreſtücke wirkt die ungemeine Pracht und das tragiſche Moment dieſes Feen- und Zauberballets. Fouque's liebliches Mährchen, welches den Stoff lieferte, iſt bis zum Ende ziemlich treu feſtgehalten worden. Undine, die Nichte des mächtigen Beherrſchers der Gewaſſer, iſt einem armen Schiffer zur Pflege übergeben und von dieſem ſtatt der verſchwundenen eigenen Tochter erzogen worden. In der ſchlechten Hütte findet ſie der Ritter Huldbrandt von Ringſtätten. Er vergißt über die holde Erſcheinung die ſpröde Pflegetochter des Herzogs; er liebt das ſeltſame Weſen, ſein Kuß giebt ihr die mangelnde Seele; als ſeine Gemahlin führt er ſie in den Ritterſaal des Herzogs. Nun erfolgt die Demüthigung der Herzogstochter, denn Kühleborn's Geiſter führen die armen Fiſcher an den Hof und dieſe erkennen in ihr das vermißte Kind. Allein Berthaldas hochmüthiges Herz verachtet die armen Eltern; dafür wird ſie von allen verſtoßen; doch Undine erbarmt ſich ihres Jammers: ſie führt ſie mit ſich auf das Schloß ihres Gemahls. In dieſem erwacht nun die alte Liebe, er ſchaudert vor der geſpenſtiſchen Gattin, verſtößt ſie und verfällt dadurch der Rache des Waſſerfürſten. Undine kehrt trauernd zurück in die Geiſterwelt, das undankbare Paar wird von den Fluthen verſchlungen. Dieſer romantiſche Inhalt, der ſchon als Mährchen, Drama und Oper benutzt wurde, enthält den ſchönſten Stoff zu einer großartigen Pantomime, zu welcher beſonders jetzt das Ballet in Italien greift, deſſen Geſchmack ſich nach Paris zu verpflanzen ſcheint. Hr. Taglioni hat hiermit denſelben Weg bei uns eingeſchlagen, denn der dramatiſche Stoff duldete wenig Unterbrechung durch lange Solotänze, die gewöhnlich ſo ermüdend und eintönig ausfallen. Ein ſchneller überraſchender Wechſel der ſchönſten Dekorationen, durch welche der Zauber ſich repräſentiert, eine damit zuſammenhangende heroiſche Fülle, glänzende Pracht der Coſtüme, enſemble Tänze, voll der lieblichſten Gruppen, vorzüglich der Shwaltanz, ein vortrefflicher Waffentanz und großer Marſch — das ſind die Elemente dieſer Undine. Der Solo Pas des Hrn. und der Mad. Taglioni (Ritter Huldbrandt und Undine) iſt der einzige, allein er iſt voller Grazie und echter Schönheit der Bewegung. Jules Janin, der geiſtreiche Feuilletoniſt des Journals des Debats ſagte vor einiger Zeit von Taglioni, er ſei der einzige Tänzer, der ihn überzeugt habe, daß der Tanz wirklich Kunſt ſey, und wir müſſen uns dieſem Ausſpruche anſchließen. Madame Taglioni ſteht ihrem Gemahl nicht nach: die Weichheit und Zartheit der Bewegungen erinnern an ihre berühmte Schwagerin Demoiſelle Taglioni, welche von den enthuſiaſtiſchen Pariſern die Tochter der Luft jetzt genannt wird, die Lieblichkeit und Anmuth aber an Fanni Elsler. Die ganze Geſtaltung der Undine erinnert an die Sylphide und Madame Taglioni ſtellt das naive liebliche Kind der Gewaſſer, die durch den Kuß, der ihr die Seele gibt, zur frommen, treuen, ſehnſüchtig Liebenden umgeſchaffen wird, mit einer Anmuth dar, welche nur der ganzen Wahrheit pantomimiſcher Charakteriſtik entbehrt, um vollendet genannt zu werden. Dies aber iſt der Mangel, an welchem alle Darſteller leiden, ſie haben ſtehende Geiſter für Schmerz und Freude, für Glück und Gefahr, allein das wahre tiefe Gefühl iſt nirgends zu erblicken. Demoiſelle Galſter allein empfindet, was ſie auswendig lernt, ihre Bewegungen athmen die Gefühle, welche ſie ausdrückt, es liegt Wahrheit in ihrem Schmerze, Innigkeit in ihrer Liebe, Verzweiflung in den Zügen ihres von Leidenſchaften entſtellten Geſichtes, und ſo muß es ſeyn, wenn eine Pantomime, wie dieſe Undine, ihre volle dramatiſche Wirkung erhalten ſoll, und nicht bloß durch glänzende Pracht und Zauberſpiel zur Ergötzung des Auges beſtimmt iſt. Unter den vielen glanzenden Dekorationen verdienten die Schlußdekoration des erſten Aktes, der Zäuberpallaſt des Geiſterkönigs, der ſich langſam aus den Wellen erhebt, von Hrn. Gerſt, die Wolkendekoration des Dritten von Hrn. Köhler gemahlt, die meiſte Anerkennung. Ein feenhafter Reiz übergießt das Zauberſchloß; die duſtre Geſtalt des Geiſterkönigs, umzittert von dem blauen geſpenſtiſchen Lichte, bildet einen romantiſch ſchauerlichen Contraſt. Von großer Schönheit iſt die Wolkendekoration, bis oben beſetzt mit lächelnden und winkenden Engeln, und auf der höchſten Spitze die verklarte Undine tragend. Eine vorzügliche draſtiſche Wirkung aber macht die ſchöne Verwandlung, wo der Ritter ſich wüthend auf den Waſſerfürſten ſtürzt und plötzlich ihm ſtatt des verſchwundenen ein ſprudelnder Quell entgegenblinkt. Die Muſik iſt in der gefälligen leichten und melodiöſen Art des Verfaſſers mit Anklängen früherer Compoſitionen. Vorzüglich gelungen erſchien der Marſch und einzelne Tanzſtücke; indeß hätte der Componiſt dramatiſcher ſein können, obgleich bei der Wolkendekoration am Schluße die Muſik in einen feierlichen Kirchenton fallt.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. Nr. 22.

Gott verläſst die Seinen nicht.

Was des Lebens rauhe Stürme bringen,
  Wie die ernſte Wage ſteigt und fällt,
Kämpfen mußt Du, feſt und männlich ringen
  Als ein Bürger jenee höhern Welt,
Alles Große wird dem Geiſt gelingen,
  Wenn der Glaube Deine Kräfte ſtählt;
    Drum iſt meine Zuverſicht:
    „Gott verläßt die Seinen nicht.“

Rückte auch ein Heer von bangen Sorgen
  An des Kämpfers ſchwache Kraft heran,
Muß ich fremde Hülſe mir erborgen,
  Faſſet mich des Zweifels gift'ger Wahn:
O die Nacht entflieht, ein heller Morgen
  Lächelt euch mit holden Blicken an:
    Da, wo Schatten, iſt auch Licht,
    „Gott verläßt die Seinen nicht.“

Seh' ich leidend um mich meine Brüder,
  Hör' ich jammervoll ihr Angſtgeſchrei,
Tönt kein mitleidvolles Echo wieder,
  Steht den Leidenden kein Bruder bei;
Blicket Gott gewiß auf ſie hernieder
  — O vertrauet ſeiner Vatertreu! —
    Huldvoll ſtrahlt ſein Angeſicht:
    „Gott verläßt die Seinen nicht.“

Drum verzaget nicht ihr theuern Meinen,
  Ob der ſchwarze Tod die Senne ſpannt.
Laßt die böſe Seuche auch erſcheinen,
  Reichet Euch die treue Bruderhand!
Laßt zur Hülſe muthig uns vereinen,
  Gott blickt huldvoll auf das Vaterland;
    Ob auch manches Auge bricht,
    „Gott verläßt die Seinen nicht.“

Beugt uns auch die Peſt auf's Lager nieder,
  Rollet heißer uns das wilde Blut,
Faſſet Fieberfroſt die ſtarren Glieder,
  Und verſtummen meiner Harfe Lieder
Sinkt des Herzens ſüßer Lebensmuth,
    Bleibt doch meine Zuverſicht:
    „Gott verläßt die Seinen nicht.

Dr. Heinrich Hölzl.

Skizzen aus Paris.*)

I. Die neue franzöſiſche Kirche des Abbe Chatel.

Man ſprach ſeit einiger Zeit viel von der Unterdrückung der neuen Kirche, die bekanntlich mit ſo viel Rühmens als die einzig franzöſiſche ächte katholiſche Kirche angekündigt wurde, aber in ſich ſelbſt ihr verdientes Ende gefunden hat. Erſt kürzlich wurde ein Haupt derſelben, Hr. Pyllot zu Peoq, ein Märtyrer für ſie, da die Gerichte ſeinen Tempel ſperren ließen, und ihm ſelbſt auf ſeine Koſten für 6 Monate ein ſtilles Plätzchen zu einſamen gottſeligen Betrachtungen im Zuchtpolizeigefängniſſe bewilligten. Vielleicht iſt es hiernach von Intereſſe, die wirkliche ächte Geſchichte der Entſtehung dieſer nicht triumphirenden Kirche zu vernehmen.

Abbe Chatel, noch vor einigen Jahren ſehr ungern in dem Erzbisthume Paris geſehen, behauptete damals, es ſey durchaus nicht hinlänglich erwieſen, daß die Kirche eines Erzbiſchofs bedürfe, da ein Biſchof für die Verſorgung der Gläubigen hinreichend ſei. Um die ganze Wahrheit und Wohlthätigkeit dieſer Idee an ſich ſelbſt zu erproben, mußte Chatel nothwendigerweiſe ſelbſt Biſchof werden. Er ging alſo in die Straße Verrerie in den Laden eines Gewürzhändlers. „Womit kann ich dem Herrn dienen, mit Zucker, „Kaffee, Pfeffer, Salz?“

„Nein, mit einem Sakramente. — Ich bitte ſich in das „Hintertheil des Ladens zu bemühen.“ —

Der gute Gewürzhändler, der ſeitdem geſtorben, war, wie man wiſſen muß, ein ehemaliger Biſchof aus der Revolutionszeit, der den Eid auf die alte Charte geſchworen und nun den Verkehr mit Engeln gegen den Handel mit Zimmet vertauſcht hatte.

Er nahm ſeine Trillichmütze und ſeine grüne Schürze ab, bekleidete ſich mit einem Meßgewande und einer alten Inſel, die er aus ſeinem Schranke hervorſuchte, und weihte den Abbe Chatel. Der neue Biſchof machte einige Einkäufe: 2. Pfd. Zucker, 1 Pfd. Kaffee, kurz er depenſirte etwa 20 Franken zur Erkenntlichkeit für die empfangene Conſecration, und Biſchof Chatel iſt nun der glücklichſte Menſch auf der Welt; er weiht, er ordinirt. Dann miethet er eine Kirche in der Straße Sourdiere, zwei Zimmer und ein Kabinet im erſten Stock unter dem Entreſol, dabei in großen Buchſtaben zu leſen: Man frage den Portier. — „Die franzöſiſche Kirche?“ „Hier, wenn's gefällig iſt, die Thüre links, rechts wohnt eine Hebamme.“ — Der Biſchof Chatel taufte, copulirte, theilte die Communion aus, firmte und hielt die lateiniſche Meſſe in franzöſiſcher Ueberſetzung. Die Kirche war klein, der Chorjunge ein Greis mit gelber Perücke und grasgrünem Ueberrocke, den Tempel ſchmückten 4 Bilder aus, der Gang auf die Jagd und die Rückkehr davon, dann das Erwachen und das zu Bette gehen einer jungen Frau. — Im Januar kündigte man dem Gotte des Abbe Chatel die Miethe auf. Die Nachbarn beklagten ſich über den Lärm und die ſchlechte Geſellſchaft bei ihm. Abbe Chatel miethete nun einen Ballſaal der ſiebenten Klaſſe auf dem Boulevard St. Denis Nro. 10. Meſſe und Ball wechſelten miteinander ab. Dienſtag und Mittwoch war Gottesdienſt, Montag und Donnerſtag war ländlicher Ball. Der Sonntag als beſter Tag der Einnahmen für beide Etabliſſements ward väterlich getheilt; bis Mittag

*) Originalmittheilungen unſeres Pariſer Korreſpondenten. Anm. d. R.

Digitized by Google

wurde Meſſe geleſen, hierauf bis zum andern Morgen getanzt.

Auf ſolche Art, wurde vor ſechs Jahren, „zur größten Ehre Gottes" die allein ächte, franzöſiſche, katholiſche Kirche geſtiftet. —

Reiſebilder aus England.

II. London's Spielhäuſer.

Wenn ein dummer Vogel, eine Taube, im Spielhauſe (gambling house) gefangen werden ſoll, ſo iſt es nicht ungewöhnlich, daß er ſchon die erſte Nacht entfiedert wird. Man läßt ihn anfangs etwas gewinnen, läßt aber nicht nach, ſich über ſein Vermögen zu erkundigen; alles geht in ganz geregeltem Gange; es liegt nichts daran, ob der Auszuplündernde gerade Geld genug im Baarem bei ſich habe: hat er eine gute Ausſicht auf Erbſchaft, ſo ſteht ihm Crockford's Bank beinahe im vollem Betrage zu Dienſten, z. B. 50,000 Pfd. Sterlinge: wenn nur gute Ausſichten zum Einſatze gegeben werden können. Vor einigen Jahren zahlte Lord C. auf die Ausſicht auf ſeine Volljährigkeit nicht weniger als 100,000 Pfund: dieſe Summe war Ehrenſchuld (!!). Man kann ſich Crockfords Anſtalt am beſten vorſtellen, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 35 Diener beſtändig darin angeſtellt und beſchäftigt ſind. Eine Parthie der Aufwärter gehört für den Dienſt des Tages, eine andere für die Nacht. Sie ſtecken alle in den reichſten Livreen und leben auf großem Fuße, ſind außerordentlich höflich gegen alle, die im Hauſe zu thun haben, d. i., ſie verſtehen ihr Amt und Geſchäft vollkommen wohl. Sie tragen auf, was gut und theuer iſt: herrliche Gerichte, köſtliche Weine: die Narren, die ihrem Verderben entgegenrennen, bezahlen alles hundertfach! Um 11 Uhr geht dieſer diaboliſche Tempel auf und ſogleich werden die Würfel requirirt. Crockford, des Satans Oberprieſter, nimmt dann ſofort ſeinen Sitz ein, in einer Ecke des Zimmers, das er nicht mehr verläßt, bis das Spiel vorbei iſt. Er iſt dabei zugleich Prinzipal und Commis. Während die Spieler beſchäftigt ſind, hat Niemand, wer es auch ſey, in die Zimmer Zutritt. Ein Herr Page hat das Amt eines Portiers, ſo lange geſpielt wird; ungeachtet ſeiner untergeordneten Rolle ſteht er doch mit allen Lords und Gentlemen auf dem vertrauteſtem Fuße; und dennoch iſt er nebſt einer Bezahlung von 5 Guineen, wöchentlich, noch nicht im Range von Crockford's Dienerſchaft. Viel wird mit Karten geſpielt: allein an dem Hazardtiſche, auf franzöſiſche Manier, geht der ſyſtematiſche Raub auf das Großartigſte vor ſich. Vor 7 Jahren wurde ein ſo dummer Vogel um 60,000 Pfund in wenigen Stunden gerupft bei einem Einſatze von 10,000 Pfd. Vor kaum drei Jahren verlor Lord C. der Großſohn eines Earls, 30,000 Pfd. in einer Nacht. Der Gewinner war ein edler Marquis. von Spielernotabilität, welcher damals zum Theil Eigenthümer der Anſtalt war und es vielleicht noch iſt. Verluſte von 5 — 7000 oder 10,000 Pfd. ſind nichts ungewöhnliches, wenn ein reicher Vogel gefangen werden kann. Vor mehreren Jahren machte das Auftreten des überreichen jungen Herzogs von Buccleugh viel Aufſehen — aber er war älter an Klugheit als an Jahren — er war durchaus nicht zu fangen.

Crockford, der Unternehmer des größten Spielhauſes in St. James Pfarrei, war ein ganz ungebildeter Fiſchhändler in der Nachbarſchaft von Templebar. Er ſchreibt unorthographiſch und ſpricht ganz gemein. Allein jetzt ſteht er nicht nur auf vertrautem Fuße mit allen Notabilitäten, ſondern gewiſſermaſſen auch auf gleichem. Iſt ein Herzog oder Lord ohne baares Geld, ſo leiht er mit der größten Vertraulichkeit. Es thut uns leid, dem engliſchen Bericht nicht darin folgen zu können, in welchem Engliſch, in welcher Vertraulichkeit er darleiht, und nichts als drei Buchſtaben verlangt, nemlich IOU, d. i. Jowe you (ich ſchulde Ihnen). — — Die Eigenthümer kleinerer Spielhäuſer ſind in der Regel unwiſſende, unerzogene, ungezogene Leute, und ohne alle Grundſätze. Alles an und um ſie verräth ihren Urſprung. Die meiſten waren Portiers oder Inſpectoren von Spielhäuſern. Manche ſind Juden. Manche waren früher als die ausſchweifendſten Menſchen bekannt, und viele ſchon vor den Aſſiſſen abgeurtheilt worden.

Die Sängerin.

Novelle von Georg Rey.

Vor dem Gaſthofe einer norddeutſchen Provinzial-Hauptſtadt hielt an einem trüben Herbſtabend ein ſtattlicher Reiſewagen. Ein junger Mann von edler Geſtalt und wohlhabendem Ausſehen ſtieg aus demſelben, verlangte das beſte Zimmer des Hauſes und verſicherte, hier einige Tage bleiben zu wollen. Der Titel „Excellenz", den ihm ſein Diener, gab und der Name und Stand des Fremden, der ſich als Ferdinand Graf v. B. aus Ungarn in das Fremdenbuch einzeichnete, beflügelte alle Aufwärter zur Erfüllung ſeiner Wünſche. Während aber das Gepäcke in die Zimmer des Grafen geſchafft wurde, ſchaute dieſer trübſelig zu dem Fenſter hinaus auf die belebte Straße; ſeine Frage, ob dieſe Lebhaftigkeit von Equipagen und Fußgängern eine beſondere Veranlaſſung hätte, wurde dahin beantwortet, daß die neue Oper und die neue Sängerin alle Schauluſtigen in das nahe Theater ziehe. Der Graf, Erheiterung und Unterhaltung ſuchend, verlangte in neugieriger Haſt dahin, und nach wenigen Minuten trat er in die gefüllte Fremdenloge, wo allein noch Platz war, als ſchon die letzten Accorde der Ouvertüre verrauſchten und der Vorhang aufgezogen wurde. Ferdinand beachtete die Muſik wenig. Er ließ die Blicke über die weite Verſammlung gleiten, und durchmuſterte die reichgekleideten Schönen; mit einem Male ſchlugen volle reine Perlentöne an ſein Ohr, er ſchaute auf die Bühne, da ſtand die neue Sängerin. Der Blick ihres feurigen Auges traf gerade den ſchlanken, jungen Mann, der wie elektriſch durchzuckt, nun Auge und Ohr nimmer von ihr abwandte; mit Entzücken lauſchte er dem Klange der lieblichen Silberſtimme und die freie Geſtalt mit dem blühenden edlen Geſichte, den roſigſchimmernden Wangen und blendendweißen Zähnen, mit den zarten Gliedern und dem Ebenmaß aller Bewegungen, ließen ihn eine Göttin der Schönheit auf den Brettern ſchauen, wo er ſolche Anmuth nimmer geſucht hätte. Nur der fallende Vorhang weckte ihn aus ſeinen Träumen. Die ganze Oper hindurch hörte und ſah er nur ſie, und als er nach dem Schluſſe allein in ſeinem Wagen ſaß, umrauſchten ihn noch in leiſem Nachklang die wundervollen Töne.

Die Table d'hote des Gaſtzimmers war zahlreicher beſetzt, als je, und Alles ſprach nur von der neuen Sängerin. Sie war gewiß für Alle das Mädchen aus der Fremde, denn mit ihrem Namen, Sophie Wagner, den man bis her irgend wo gehört haben wollte, war nicht viel anzufangen, man wußte kaum recht, woher ſie kam, denn ſie war nie vorher engagirt geweſen, und ihr Vater, ein alter, grießgrämiger Muſikus wollte allein ihr die vortreffliche Geſangbildung gegeben haben. Man wunderte ſich, daß ihr erſtes Debüt einen ſo glänzenden Erfolg gezeigt hatte und ſtritt ſich nur darüber, ob ihre Schönheit oder ihre Geſangkunſt höher zu ſtellen ſey. Ferdinand hörte dieſen Geſprächen geduldig zu. Eben ſtand ſein

Digitized by Google

Tiſchnachbar nom Stuhle auf, den ſogleich ein anderer Gaſt in Beſchlag nahm. Ein Blick der Verwunderung auf dieſen, der eben ſa erſtaunt den Grafen anſah, wich bald der lanten Ausrufung: M a x! biſt du es wirklich? Und der Andere umarmte in lanter Freude ſeinen F e r d i n a n d.

„Mon Dieu!“ rief er, „wie man doch oft ſeltſam wieder zuſammen kommt! Ich dachte dein ganzes Geſchlecht ſchon ausgeſtorben.“ Er ging aber bald in etwas Anderes über, als er den trüben Zug auf des Frenndes Antlitz bemerkte. In überſprudelnder Heiterkeit erzählte er nun ſeine bisherigen Erlebniſſe, ſeine Reiſen, ſeinen Auſenthalt in München und Berlin, ſeine verliebten Abentheuer. F e r d i n a n d hörte Alles gleichgültig an, und ſagte endlich: „Du wirſt wohl nie zur Ruhe kommen, du biſt immer noch der alte Wildſang.“ — Gatt ſey Dank dafür, verſetzte Max, indem er von dem Marqueur eine neue Flaſche verlangte — „aber jetzt erzähle mir, wie es dir zeither ging, leider wirſt du mir nicht das Angenehmſte berichten können, wie ich es theils ſchon weiß, theils aus deinem melancholiſchen Geſichte leſe.“ — So iſt es. Du haſt vielleicht nus den Zeitungen den Tod meiner beiden Brüder erſehren; das war ein harter Schlag für meinen alten Vater, der uns als die Hoffnung und den Stolz ſeines derühmten Geſchlechtes über Alles liebte, und Jedem von uns ſchon eine glänzende Heirath für die Zukunft zugedacht hatte. Er verfiel bald in eine Krunkheit, van der er nicht wieder genaß.“ — „Er iſt todt?“ unterbrach ihn M a x. „Armer F e r d i n a n d, du haſt niel verlvren;“ doch auch die Todten ſollen leben!“ und ließ das perlende Weinglas an dem des Freundes erklingen. „Erzähle weiter.“ — Meinen Schmerz kannſt du dir denken, doch ein ſchöner hoffnnngsvoller Traum leuchtete glänzend in mein düſteres Daſeyn. Mein Vater vertraute mir wenige Stunden vor ſeinem Tode noch ein wichtiges Geheimniß. Du haſt noch eine Schweſter, F e r d i n a n d, begann er, ſie iſt die Frucht einer Jugendliebe, die mich einſt Jahrelang in dem reizenden Lande am Rhein feſſelte. Ihre Mutter war dus ſchönſte Mädchen der Stadt, aber von armer Familie, ich hätte ſie nie ganz glücklich machen können, ich mußte ſie verlaſſen. Seit 15 Jahren habe ich nichts mehr von ihr erfahren, im Geheimen angeſtellte Nachforſchungen waren vergebens. Meine ehemalige Geliebte darbt vielleicht im Elende, und was wird aus dem armen Kinde geworden ſeyn. Bei dem Tode deiner Brüdee fiel mir mit Centnerſchwere dieſe Laſt auf mein Gewiſſen, dn biſt der einzige meines Stammes, mein Erbe. Verſprich mir, daß dn deine Schweſter aufſnchen und gut machen willſt an ihr, was ich gefehlt habe; gelobe mir mit Eid nnd Handſchlag, nimmer zu raſten, bis du ſie gefunden, oder über ihr Schickſal beſtimmte Nachrichten haſt, und triffſt du ſie noch unter den Lebenden, ſo erkenn' ſie als meine rechtmäßige Tochter und deine Schweſter an, und theile mit ihr dein reiches Vermögen. Dieſen meinen Willen und dieſe Bedingungen habe ich in meinem Teſtamente vollgültig ausgeſprochen. — Und nun bin ich, ſchloß F e r d i n a n d, ſeit mrines Vaters Tode auf Reiſen begriffen, nm deſſen letzten Wunſch, der mir ein heiliges Vermächtniß iſt, ſo ſehr ihn anch Andere lächerlich zu mechen ſnchten, zu erfüllen. Aber noch keine Spur, höchſtens irreleitende Nachrichten, lohnten bis jetzt meine Mühe.“

„Sanderbar!“ ſpeach M a x. „Du reiſeſt im Lande herum, eine Schweſter zu ſnchen, und ich — denke nur — ich ſoll mir eine Braut ſuchen. Aber ich habe noch wenigre gefnnden, als du.“ F e r d i n a n d lächelte ungläubig. „Ja ja! es iſt ſo, meine Familie will mich in das rnhige Joch der Ehe ſpannen, und um meinem Geſchmacke keinen Zwang anzuthnn, ſollte ich noch die letzte Reiſe durch alle Länder machen. Sie hätten mir keine größere Strafe auferlegen können; auf der längſten Weinkarte wird mir die Wahl nicht ſchwerer, als auf meiner Brautſchau, und bringe ich keine Ebenbürtige in mein Haus, welche Einwendnngen wird mein eigenſinniger Vater, welch' Geſchrei meine alte, ahnenſtolze Großmutter machen.“

„Du biſt zu bedanern“, verſetzte Ferdinand mit einem ironiſchen Lächeln, aber deine Qual iſt die Strafe deinrr frühern romantiſchen Streiche. Auch ich könnte mit meiner Reiſe einen ähnlichen Zweck verbinden als du, und hätte in raſcher Wahl die Geſuchte gefunden, wäre ſie mir nicht auf drn verhaßten Brettern des Theaters begegnet.“

„Die Sängerin!“ rief M a x erſtaunt. Nach einer Pauſe fnhr er fort: „doch wir wollen friedliche Nebenbnhler bleiben. Auch ich bin von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, ich ſah ſie ſchon öfter und hörte ſie ſchon in der Probe. Und dieſen Juwel laß ich den Einwohnern dieſer Stadt nicht.“

„Ein neues Abentheuer, dn willſt ſie entführen?“ frugte der Graf mit Lachen.

„Was gilt die Wette“, fragte M a x eifrig fort, „in wenigen Wochen iſt die Sängerin auf dem erſten Theater der Kaiſerſtadt, und der Abgott aller Wiener. Du kennſt meinen Freund, den Intendanten dieſer Bühne; er gab mir bei meiner Abreiſe den geheimen Auftrag, wenn ich eine vortreffliche Sängerin fände, die ſich allenfalls gewinnen ließe, entweder ſelbſt mit ihr einen Contrakt abzuſchließen, oder ihm eiligſt Nachricht zu geben. Nun will aber die Wagner nicht hier bleiben, ſa ſehr auch der Direktoe in ſie dringt, ſie will durchans in eine Reſidenzſtadt und zwar zunächſt nach Berlin, aber ſie ſoll nach Wien, und ich bringe ſie dahin. Was gilt die Wette?“

„Das beſte Reitpferd in meinem Marſtall“, verſetzte F e r d i n a n d dem muntern Schwäzer, der den alten Johannisberger fröhlich hinunterſchlürfte und nicht ſatt werden konntr, von ſeinem Plane und dem Gewinne für ſeine Landsleute zu reden.

Es war ſpät gewoeden, als ſich die Freunde trennten und ihre Zimmer ſuchten.

(Fortſetzung folgt.)

K o r r e ſ p o n d e n z.

D r e s d r n. Königlich ſächſiſches Hoftheatrr. Den 10. November d i e S c h w e i z e r ſ a m i l t e a o n W e i g e l. Man hört oft von „deutſcher Opernmnſik“ ſprechen, und jedenſalls will men mit dieſem Ansdrncke Falgendes ſagen: Es giebt eine Anzahl von Opern, weiche rückſichtlich des Geiſtes, der in ihnen weht, ſo ganz eigenthümlich, ſe ganz aus dem poetiſchen Leben der deutſchen Nation hervorgegangen ſind, daß ſie ſich von allen übrigen ihrer Gattung lebhaſt unterſcheiden, und daher ein eigenes muſikaliſches Genre bilden, welches man am paſſendſten mit dem Namen: „deutſche Opernmuſik“ bezeichnet. Kaun man das aber mit Recht ſagen? Wo ſind denn dieſe Operu? Ich kenne ſie nicht, ich weiß vielmehr, daß unſre beſten Componiſten ihr höchſtes Verdienſt darin ſuchten, das Vorzüglichſte der Franzaſen und Italiener ſich enzueignen und, mit deutſcher Eigenthümlichkeit gepaart, wieder auszuſtrahlen. Wie wir nirgends vollkommenes Original ſind, ſa auch nicht in der Muſik. Außerordentliches, Ungeheures werden wir niemala vor die erſtaunten Augen der Welt hinſtellen; aber das Gegebene ausbilden, mit rührender Emſigkeit zur höchſten Valkommenheit ſteigern — das iſt unſere Sache, darin ſind wir groß. Eine deutſche Opernmnſik in dem angedeuteten Sinne alſa haben wir niche, aber wohl eine Oper — d i e S c h w e i z e r ſ a m i l i e. Die iſt deutſch dnrch und durch, keine fremdr Ader darin, und hätten wir ſie nicht, wir wüßten ſchwerlich, was eine ächt deutſche Oper ſey. Hier, in der Schweizerfamilie, iſt das ganze blond gelockte Deutſchland mit all ſeiner räthſelhaften Wehmuth und geheimnißvollen Innigkeit, wie in keiner andern Muſik geſchildert, ja leibhaftig zu ſchauen. Deßhalb wird auch in keiner Oper ſo viel geweint, wie hier; ich habe weich geſchaffene Menſchen in Thränen zerfließen ſehen. Denn nichts rührt uns ſa ſehr, als wenn wir Leid und Schmerzen in jener einfach-herzlichen Weiſe ſchildern hören, die ſich nicht beſchreiben läßt, weil ſie eben aus dem tiefinnerſten Gemüthe hervorgeht, gleichwie men durchaus nicht ſagen kann, warum die drei Notrn des Kuhreigens

Digitized by Google

unſre ſchweizeriſchen Stammgenoſſen bis auf den Tod verwunden können. Ludwig XIV. von Frankreich wußte es auch nicht, aber er bezahlte den Muſikanten, der ſeinen Schweizer-Regimentern einen ſolchen Reigen aufſpielte, mit vollwichtiger bleierner Münze. — Ja unſre Rührung, wenn wir die Schweizerfamilie hören, iſt ein unverwerflicher Zeuge, daß man mit einer durch und durch verſtändlichen Sprache zu unſerm Herzen geſprochen hat. Weigel hat dieſe Sprache erfunden, aber noch Keiner hat ſie ihm abgelernt, denn ſie mag ſehr ſchwer ſeyn. Madame Schröder-Devrient hat ſie genau verſtanden, und uns in Geberden und Töne wunderbar überſetzt als Emmeline. Welch einen tiefen Blick muß dieſe ſeltne Frau in die Natur gethan haben, um uns durch dieſes Aufjauchzen in Thränen, durch dieſes Weinen im Lachen ſo zu erſchüttern! Durch einen Blick, durch eine Bewegung, wußte ſie einen Abgrund der Empfindung zu erſchließen, durch jene gewaltigen Naturlaute, die nur dem Genie zu Gebote ſtehen, das Heer der Gefühle in unſrer Bruſt aus ſeinem Schlummer aufzupoſaunen, daß es in wildem Getümmel dahin brauſte, bis es die Zauberin durch ſtarke Beſchwörungen wieder zur Ruhe bannte. Und ihr Geſang! — Herr Riſſe, Richard Boll, erfreute uns durch die Lebendigkeit ſeines Spiels. Er lernt immer mehr aus ſich herausgehen, ſo daß er diesmal ein wirkliches Charakterbild hinſtellte; und durch die Correktheit ſeines Geſanges hat er uns kein geringes Wohlbehagen erweckt. — Herr Wächter, Graf Wallſtein, ſtellte mehr den edeln, als den vornehmen Mann hin, im Geſang wie im Spiel, und ich ſah das lieber, als ich das Gegentheil geſehen hätte. Vornehme Leute ſehen wir oft, edle ſelten — denen das volle überſtrömende Herz aus den Augen bricht und vor der Stirne leuchtet.

H. F. Mannſtein.

---

† Artiſtiſches aus Mainz. Kunſt-Verein. Wie ſehr Kunſt und Wiſſenſchaften gedeihen unter den Segnungen des Friedens, ſieht man heutzutage an jedem Punkte des deutſchen Vaterlands, wenn man ſich die Mühe giebt, darüber nachzudenken, wie ſelbſt in weniger bedeutenden Städten, Muſikfeſte, Kunſtvereine, Inſtitute für Natur- und Geſchichtsforſchung, Gemälde-Ausſtellungen ganz gewöhnliche Erſcheinungen ſind, und wie in vielen größern Städten Kunſt-Akademien in Blüthe ſtehen, auf die der Deutſche in gerechtem Stolze hinblickt. Mainz darf ſich rühmen, bei dieſer ſichtbar raſchen Entwiklung im höhern wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Leben der neueren Zeit nicht müßige Zuſchauerin geblieben zu ſeyn. Es blühen hier drei Vereine, die ſämmtlich Kinder des Friedens ſind, und von einem dieſer Vereine (Kunſt- und Literatur-Vereine) will ich Ihnen das Weſentlichſte hier anführen. Bekanntlich wurde unſere Univerſität ein Raub von Ereigniſſen, welche die Welt umkehrten; ſie ging nicht durch Mangel wiſſenſchaftlichen Lebens oder gar durch innern Zerfall zu Grabe, vielmehr ſtürzte die aula moguntiaca ein, erſchüttert vom mächtigen Ausbruche des Revolutions-Craters. Nachdem der Moment der Ruhe gekommen, ward wieder das Bedürfniß nach edler, geiſtiger Thätigkeit rege, der Geiſt, bisher aufgeregt von dem Toſen der Zeit, fand nun Muße, ſich zu ſammeln, und mehr dem innern höhern Leben ſich zu erſchließen. Der Kunſt-Verein entſtand. Sein Entſtehen war geräuſchlos, anfangs ſogar unbedeutend, ja dürftig. Es verſammelten ſich einige Männer, die Reſte einer glänzenden Kunſtepoche, um ſich ihre Beſtrebungen im Gebiete der Kunſt und des Wiſſens mitzutheilen, ſich an dieſen und jenen Kunſtgebilden zu erheitern, ſich zu erholen im geweihten Kreiſe von der faden und überläſtigen Alltäglichkeit des Lebens. Bis dahin hat das Inſtitut alles einem edlen Kunſtfreunde, Hrn. Prof. Jung, zu verdanken, der in andern Städten ähnliche Inſtitute ſah, und den glühendſten Eifer mit in die Heimath brachte, ein ſolches auch in der Vaterſtadt zu gründen. Allmählig begann der Verein an innerer Gediegenheit zu gewinnen, und zugleich auch an äußerm Umfange zuzunehmen. Man fand ein geſchmackvolles Lokal, man fand Theilnahme im kunſtſinnigen Publikum, man fand das Mittel, etwas für Gemälde und Kunſtgegenſtände zu verwenden, und — was beſonders beachtenswerth iſt — man fand (nach Jungs Tod) einen Mann von umfaſſenden Kenntniſſen und ausgezeichnetem Rufe, der ſich an die Spitze des jungen Inſtituts ſtellte, und es mit ſeltener Liebe und biederer Pflichterfüllung leitete, — ich meine den rühmlichſt bekannten Profeſſor Braun. Was unter der Aegide dieſes außerordentlichen Kunſtfreundes innerhalb einiger Jahre aus dieſem Vereine geworden iſt, weiß jeder. Er hat neubelebend auf den Sinn und das Gefühl für das Schöne und das Erhabene in unſerer Stadt eingewirkt; er hat verborgene Talente an das Licht gezogen, und zu Kunſtſchöpfungen angefeuert, mit einem Worte, er hat der alten Wahrheit durch ein neues Exempel friſche Geltung gegeben, daß am Rheine, und beſonders in dem „goldnen Mainz“ heitre Kunſt und heitres Leben ſtets traulich Hand in Hand gehen müſſen! In dieſer Weiſe hat der Würdige bis vor drei Jahren unermüdet für das Gedeihen des Kunſtvereins gearbeitet, wo ihn dann ein neidiſches Geſtirn uns entzog! Seine ſchwache Geſundheit mußte dem regen Eifer für Kunſt und Wiſſen erliegen! Aber unſre Anſtalt lebt fort, denn Brauns Geiſt lebt in ihr; der Boden iſt gut bearbeitet, eine treffliche Saat ruht in ihm, und ſchöne Früchte müſſen emporſprießen! —

Die Details der gegenwärtigen Leiſtungen des Kunſt-Vereins ſind kurz dieſe: Jeden Freitag Abend verſammeln ſich die Mitglieder im Kunſtvereinslokale. Dort iſt alles dasjenige ausgeſtellt, was der Kunſtfleiß der Mainzer werthvolles erzeugt, ſowohl im Gebiete der Malerei und Plaſtik, als auch im Gebiete der Mechanik und Induſtrie. Das alles wird in der erſten Stunde betrachtet, und nach Verdienſt gewürdigt, es iſt dieſe Stunde der freien Diſcuſſion über Kunſt- und Literatur-Gegenſtände gewidmet. In der folgenden Stunde werden Vorträge gehalten, im Allgemeinen aus dem ganzen Bereiche des menſchlichen Wiſſens, im Speciellen aber aus dem Bereiche der Literatur und Kunſt. Die Vorträge ſind meiſt von gediegenem, kernigem Gehalte, und viele Belehrung ſtrömt aus ihnen in die Maſſe der Zuhörer über. Iſt ſo ein Vierteljahr vergangen, ſo veranſtaltet die Direktion des Vereins eine größere Kunſtausſtellung im Vereins-Locale, wo die neueſten Erzeugniſſe des Kunſtfleißes unſerer Stadt ausgeſtellt, und dem größern Publikum zugänglich ſind. Jedes Jahr aber wird eine große Kunſtausſtellung, gebildet durch Kunſtproduktionen auswärtiger Meiſter, im Foyer des Theaters veranſtaltet, auf welche eine Verlooſung derjenigen Kunſtgegenſtände folgt, welche der Verein, um die Kunſt zu fördern, und die Künſtler aufzumuntern, ankaufte. So hatten wir z. B. in den beiden letzten Jahren zwei ſo glänzende Ausſtellungen, meiſt geziert durch Gemälde der ausgezeichneten Münchener und Düſſeldorfer Künſtler, daß unſern Kunſtfreunden wahrhaft himmliſche Genüſſe geboten wurden. Ehre jenen Meiſtern, die, wie Kunſtapoſtel, ihre Werke in ferne Städte ſenden, um dort den Keim des Schönen und Guten durch Schöpfungen des Genies zu verbreiten! — Zuweilen veranſtaltet auch der Verein frugale, heitere Abendeſſen, woran auch die Damen der Geſellſchafts-Mitglieder Theil nehmen. Neben dem Kunſtintereſſe, was dadurch gekräftigt wird, ſind ſolche heitere Stunden am meiſten tauglich, dem Vereine Einheit, Kraft und Leben zu geben. Und erglüht man nicht oft am mächtigſten für die Kunſt an der Seite eines holden Weſens?

Hiſtoriſche Anekdoten.

Chriſtian II., Kurfürſt von Sachſen, war einſt ſehr traurig. Als ihn ſein Kammerdiener nach der Urſache davon fragte, antwortete er: „Es erfüllt mich mit Wehmuth, daß ich meine Jugend zum Studieren nicht recht angewendet, und darum jetzt ſo oft mit fremden Augen ſehen, mit fremden Ohren hören, ja mit fremdem Munde reden muß.“

Herzog Willhelm von Weimar pflegte oft zu ſagen: „Bei unſerm fürſtlichen Hauſe iſt es nicht Herkommens, daß man treue Diener, die ſich lange Zeit um uns und die Unſrigen wohlverdient gemacht haben, abſchaffe.“ Dafür hatte aber auch kein Fürſt treuere Diener, als er. Als ſein Kanzler ſtarb, ließ er eine Münze prägen mit der Inſchrift: „Treu Herr, treu Knecht.“

Herzog Friedrich von Tyrol, Friedel mit der leeren Taſche genannt, pflegte oft verkleidet unter den Bauern herumzugehen. Er ſagte: „Bei Hofe redet ein Jeder nur, was ich gerne höre, bei den Bauern aber kann ich die Wahrheit erfahren.“

Dreiſilbige Charade.

Die Erſte.

Gleiche den Flüſſen und Bächen und Quellen,
Trage das Leben in meinen Wellen,
Soll nicht raſten und dennoch nicht eilen,
Stoffe hinnehmen und Stoffe vertheilen. —
Zeig' ich begonnenen Frevel an,
Kommen die ſtrafenden Letzten heran.

Die Zweite und Dritte.

Bald, wie die Töchter der finſteren Macht,
Hüllen wir uns in den Schleier der Nacht;
Bald nicht ſcheuend das Licht und den Tag
Jagen wir offen der Beute nach,
Folgen ihr unter der Freundſchaft Schein,
Garnen in liſtige Netze ſie ein,
Lauern wie Schlangen auf ihre Bahn;
Stürzen auf ſie mit des Tigers Zahn,
Laſſen uns nicht zum Erbarmen erweichen,
Bis wir das ſichere Opfer erreichen.

Das Ganze.

Wehe! wo waltet das Ganze, dem Lande,
Löſend des Rechtes geſetzliche Bande;
Stammend aus roher, umnachteter Zeit,
Führt es die Bürger zum blutigen Streit.

Alois Rauch.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. Nr. 23.

Zum Geburts-Feste Seiner Hoheit des Herrn Herzogs Maximilian in Bayern.

Mit frohem Herzen ſey der Tag begrüßt,
Der Dich uns, hoher Fürſten Sohn, geboren;
Der erſte Lichtſteahl hat Dich heut' geküßt,
Mit Jubelruf empfingen Dich die Horen.
Heut' ſchenkteſt Du den eeſten Blick der Welt
Im Fürſtenſaal — dort war Dein Wiegenzelt.

So viele Augen ſtanden glanzumhüllt
Bei Deinem erſten Eintritt in das Leben;
Des Hauſes ſchönſter Teaum — durch Dich erfüllt,
Erregt' in jeder Beuſt ein Wonnebeben.
Das hohe Doppelpaar gab Dir den Segenskuß,
Die Freudenthräne war der Liebe erſter Gruß.

Was Sie von Dir gehofft, haſt Du erfüllt;
Dem Schyrenſtamm entſproſſen reiche Blüthen.
An Deiner Seite ſtrahlt ein Muſterbild;
Was kann das Glück, was die Natur noch biethen! —
Der Mann noch lebt, durch den deei Zweige blüh'n,
Dem dankend, ſegnend alle Herzen glüh'n.

Welch Glück umſtrahlt des Hauſes erſtes Haupt!
Der edle Greis, deß Herz erbebt in Freude —
Schließt Dich, die Hohe, Deine Engel beide
An Sein bewegtes Herz. — Die Stirn entlaubt
Ruht an der Enkel liebereicher Bruſt,
Die Enkel-Kinder krönen Seine Luſt.

Ein Sinn, ein Wunſch erfüllet jedes Herz:
Bleib ſtets bey uns, in Deiner Väter Räumen,
Wo nie veeklingt des Kindes erſter Scherz,
Wo Du zuerſt Dich wiegteſt in der Kindheit Träumen.
Wir alle zollen Dir des Dankes Schuld
Für Deine Großmuth, Deine Fürſtenhuld.

Des Glückes Macht hob Dich zu ird'ſcher Höh',
Durch innre Größe und des Geiſtes Schwingen
Tauchſt Du die Phantaſie in Luſt und Weh,
Läßt rein und hold der Lyra Seiten klingen.
Die Muſen reichten ihrem Phantaſus
Mit Götterhuld der Dichtung Weihekuß.

Nichts, was der Menſchen Sinn im Worte beut,
Kann Deinem hohen Geiſte neu erſcheinen.
Der Tag, an dem Du uns geboren heut',
Mög', was Du träumteſt, wünſchteſt, All vereinen! —
Verzeih' der Phantaſie den ſchwachen Schwung,
Des hohen Tages kleinſte Huldigung.

Bamberg, 4. Dezember 1836. A — g — e.

Die Sängerin.

Novelle von Georg Neu. (Schluß.)

In der Fenſterbrüſtung eines kleinen aber freundlichen Gemaches ſaß Sophie, und lehnte das braungelockte Köpfchen auf die weiche Hand, einen Brief, den ſie in iheer Rechten hielt, nachdenkend betrachtend. Ein kleines Männchen, mit ehrwürdigen, etwas harten Zügen und weißem Haare ſaß am Klavier und fuhe mit einer Aufregung, die von einer innern Lebhaftigkeit zu kommen ſchien, auf den Taſten herum. Da klopfte es an dee Thüre: Max trat ein.

„Ich komme, um ſelbſt Antwoet zu holen, werthgeſchätztes Fräulein", begann er zu dee Sängerin, die freudig überraſcht von ihrem Sitze aufgeſprungen war. Der alte Muſikus unterbeach jedoch die weiteen Reden, indem er dem Baron für das gnädige Anerbieten verbindlichſt dankte. „Sie haben zwar den Willen meiner eigenſinnigen Tochter für ſich, die meine jahrelangen Sorgen um ſie, mit Undank zu belohnen ſcheint —

hier erröthete Sophie und brach in Thränen aus — aber es iſt ihr eigenes Wohl, ja ihre Pflicht hier zu bleiben, die Gefahren des Reſidenzlebens ſind mir zu bekannt." — Aber liebes Väterchen, der Herr Baron meint es doch wohl aufrichtig, und Sie bleiben ja ſtets bei mir", erwiederte Sophie und Max ſuchte vergebens mit all' ſeiner Beredſamkeit das Glänzende und Vortheilhafte einer Anſtellung am kaiſerlichen Hoftheater zu ſchildern." Sophie lohnte ſeine Worte mit dem dankenden Blicke ihrer Augen, die bei den Schilderungen des Barons voll Freude glänzten; als ſie aber die ſteigende Unruhe des Vaters bemerkte, der, da ihn Max kaum zu Worte kommen ließ, faſt erzürnt zu werden ſchien, ſo verließ ſie, ihre aufs Neue hervorbrechenden Thränen kaum bergend, das Zimmer. Max ſchaute ihr lange nach.

„Und ſolche Herrlichkeit in Form und Stimme wollen Sie auf einer Bühne zweiten Ranges verkümmern laſſen?" fragte er den Alten.

„Der Direktor, ein alter Jugendfreund von mir", war die Erwiederung, „hat mein längſt gegebenes Verſprechen, daß ich meine Tochter hier engagiren laſſen wollte. Verſprechen muß man halten. Ich erwarte täglich den Contrakt zur Unterzeichnung."

„Die Ihre Tochter, wenn ſie klug iſt, nie leiſten wird."

„Ich werde meine väterliche Gewalt gebrauchen."

Max war entrüſtet aufgeſtanden. Der Alte bewog ihn, ſich nochmals zu ſetzen und begann: „Sie zwingen mich, Ihnen ein weiteres Geſtändniß zu machen, damit Sie mich nicht falſch beurtheilen. Ich habe nur das Wohl meiner Pflegetochter im Auge."

„Wie — ſie wäre nicht Ihre leibliche Tochter?"

„Keineswegs, ſie iſt nur adoptirt."

Er ſchien mehr ſagen zu wollen, als Sophie in vollem Putz eintrat, und dem Vater bemerkte, daß es Zeit zur Probe ſey. „So gehen wir, ſagte der Vater. Der Baron mußte ſeinen Beſuch beendigen, und wollte eben beide bitten, zu warten, bis er von ſeinem Gaſthofe aus ſeinen Wagen geſchickt haben würde, um Sophie hin zu fahren, als ein zufälliger Blick durch die Fenſter ihn die Equipage Ferdinands bemerken ließ, die vorüber fuhr. Er riß das Fenſter auf und gebot dem Kutſcher zu halten. Ehe noch des Grafen Leibjäger zu näheren Erkundigungen dem Hauſe ſich näherte, war Max ſchon unten, ſprach ſchnell eifrige Worte mit Ferdinand, und bat dann die Sängerin und ihren Vater, ſeines untenſtehenden Wagens ſich zu bedienen, den ſo eben einer ſeiner Freunde mit ſeiner Erlaubniß zum Ausfahren benützt hätte.

Man ſtieg ein. Das ſonderbare Zuſammentreffen machte Ferdinand, der die wahre Abſicht ſeines Freundes nicht recht begreifen konnte, ſchweigſam, während Max ein raſches Geſpräch mit der Sängerin anknüpfte, und durch wohlgewählte Fragen Einiges über ihr früheres Schickſal erfahren wollte. Als der Wagen hielt, bot der Graf ſelbſt Sophien ſeine Hand, um ihr herabzuhelfen, ſie legte die weißen, feingeformten Finger in ſeine Rechte, und er trat augenblicklich, wie über eine auffallende Erſcheinung verwundert zurück, daß Sophie erſchrocken über ſein bleiches Geſicht ihr Auge niederſchlug, und erröthend und mit Herzklopfen den Arm des Barons annahm, der ſie die Steintreppe hinaufführte.

Gedankenvoll ging Ferdinand im Zimmer auf und ab. Er vermochte es nicht, die Sängerin aus ſeinem Sinne zu bringen. Max, der ihn aufſuchte, konnte ſeiner Lobeserhebungen über die Liebenswürdigkeit Sophiens kein Ende finden. Er kam vom Theater, wo er ſie wiederholt hatte ſingen hören, der Beifall war außerordentlich geweſen; er hatte ſie nach Hauſe begleitet. Sie war hingebend und zärtlicher gegen ihn, der Triumph, den ſie gefeiert hatte, erfüllte ihr Herz mit den ſchönſten Hoffnungen, und ſie lauſchte begierig ſeinen Reden, als er auf das frühere Thema kam; der Vater lächelte manchmal bedeutend, ſagte aber nichts. Er hatte unterdeſſen mit dem Theaterdirektor den vortheilhafteſten Contrakt eingegangen, der morgen vollends ins Reine gebracht werden ſollte.

Als Max ſeiner geſchwätzigen Begeiſterung Genüge gethan hatte und am Ende ſchloß: „Wer weiß, ob ich mich nicht noch entſchließe, ihr meine Hand anzutragen", fragte Ferdinand: „Und du weißt nicht, daß ſie von bürgerlichem Stande iſt?" Schönheit des Geiſtes und Körpers geht mir über Alles, ſagte Max mit Reſignation, und fuhr dann lächelnd fort: „wer weiß, was aus dem Mädchen noch werden kann, ich habe Spuren eines tiefen Geheimniſſes, das ich aufhellen werde. Sophie iſt in C. am Rhein geboren, der Muſikus iſt nicht ihr Vater, ſie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einem gewiſſen jungen Mann" — „und trägt mein Familienwappen am Finger" rief Ferdinand erſtaunt dazwiſchen; „Großer Gott! wenn es wahr wäre, was mir ein Traum ſeit heute Morgens in meiner Seele feſtſetzte." Max lächelte geheimnißvoll und wollte ſprechen, als der eingetretene Marqueur meldete, daß zum Abendeſſen ſervirt werde. „Eiligſt hinunter!" rief Max dem immer in ernſtem Nachdenken verſunkenen Ferdinand zu, „die Sängerin iſt mit dem Alten unten auf Einladung einiger Perſonen von Rang. Aber laſſen wir unſere Vermuthungen nicht laut werden; noch könnten wir uns täuſchen." Sie gingen.

In einem eleganten Nebenzimmer des Hauptſaales war die kleine Geſellſchaft beiſammen. Max hatte den Platz neben der Sängerin zu erhalten gewußt, Ferdinand ſaß etwas entfernter neben ihrem Pflegevater. Eine heitere, ungezwungene Unterhaltung belebte den kleinen Cirkel; als das allgemeine Geſpräch unter Scherz und Lachen in einzelne Zwiegeſpräche ſich zerſplitterte, gelang es Max, Sophien auf ihre Aehnlichkeit mit dem Grafen aufmerkſam zu machen, der ſeinerſeits die eifrig geführte Converſation mit ſeinem Nachbar immer durch raſche Blicke, welche er der Sängerin zuwarf, unterbrach. Sophie ſchien dadurch verlegen zu werden und ihre heitere Ungezwungenheit herabzuſtimmen. Während ihre Aufmerkſamkeit dem Baron ungetheilt angehörte, zog ein gewiſſer innerer Rapport, eine dunkle Empfindung des Herzens ſie zu dem Grafen hin, der auf einmal raſch aufſprang und das Zimmer verließ. Bald ging die ganze Geſellſchaft auseinander. Der Baron hatte ſchon früher ſeinen Wagen zu Sophiens Verfügung geſtellt, und alſo das Recht, ſie nach Hauſe zu begleiten. Er war überſelig in ihrer Nähe, und Sophie theilte ſeine Gefühle, das hoffte er, das las er aus dem holdſeligen Lächeln und aus den lichtblauen Augen, die unter den ſanftbeſchattenden Wimpern ſüße hervorlauſchten. Als ſie ihm „gute Nacht" zulispelte, fühlte er den leiſen Druck ihrer Hand. So ſchläfrig auch der alte Pflegevater war, und ſo argwöhniſche Geſichter er auch zeigte, wenn Max von der Reiſe nach Wien ſprach, und unverſtändliche Andeutungen von Liebe und Glück fallen ließ, ſo bequemte er ſich doch, dem Baron auf ſein Verlangen Sophiens Lebensgeſchichte zu erzählen.

„Ich ſah Sophie und ihre Mutter zuerſt, als ſie in dem Städtchen, wo ich als Stadtmuſikus ein kleines Amt und eine noch kleinere Beſoldung hatte, eine Wohnung miethen wollten, und deshalb mein kleines Häuschen beſichtigten. Sie blieben bei mir. Sophiens Mutter erzählte mir ihr Schickſal. Sie war von einem reichen öſterreichiſchen Grafen verführt worden und hatte ihre Stadt verlaſſen, um einen wohlfeilern Aufenthalt zu wählen und von ihrer Hände Arbeit zu leben; denn ſeit ſie bei mir wohnte, blieb ihre von dem ehemaligen Liebhaber ihr

Digitized by Google

ſtets regelmäſſig zugeſchickte Unterſtützung aus. Auch war er nicht mehr in Berlin, wohin er von ihr gereißt war, und ſo konnte ſie ihren jetzigen Auſenthalt ihm nicht anzeigen. Sie wurde immer bleicher und matter, eine ſchleichende Krankheit raffte ſie hin. Um ihr jede Sorge für die aufblühende Tochter zu nehmen, verſprach ich, dieſe als mein Kind zu betrachten, und ſo konnte ſie ruhig ſterben. Sophie hing an mir mit der kindlichſten Liebe, ich wollte ihr zur Sicherung ihres Lebens muſikaliſche Ausbildung geben, und ſie belohnte alle meine Bemühungen mit ſolchem fleiſſigen Erfolge, daß ſie mit Recht die Lorbeern erntete, die ſie ſeit einigen Tagen erhielt. Ich habe um ihretwegen meine Vaterſtadt verlaſſen, um durch ihr Talent mir und ihr ein angenehmes Leben zu ſichern. Daß ich ſie niemals nach Berlin oder Wien laſſen ſollte, war ausdrücklicher Wille der Mutter, die Sophie ſowohl von dem verführeriſchen Leben der groſſen Städte bewahren wollte, als einer etwaigen Entdeckung ihres Vaters auszuweichen ſuchte, da ſie ihrem Vater erſtaunlich ähnlich ſeyn ſoll."

„Und ihr Vater war der ungariſche Graf Ferdinand v. B.?" fragte Max, und als der Alte mit Erſtaunen bejahte, fuhr er fort: „Sie haben dieſen Namen auch ihrem Tiſchnachbar beim heutigen Souper genannt; er iſt aus dieſem Geſchlechte; ſeine Aehnlichkeit mit Sophie mußte Ihnen auffallen. Ich werde von dieſen Entdeckungen einen Gebrauch machen, der das Glück ihrer Tochter gründen wird. Machen ſie ſich gefaßt, Sophien der Bühne entziehen zu müſſen, von einem Contrakte mit dem Theaterdirektor kann auf keinem Falle die Rede mehr ſeyn."

Er ließ den Alten in Verwirrung und Erſtaunen zurück.

Max und Ferdinand konnten am nächſten Morgen von dem alten Muſikus nur noch die höhere Gewißheit ſich holen, jener, daß Sophie ſeine Braut, und dieſer, daß ſie ſeine Schweſter ſei. Sophie und ihr Pflegevater ſaſſen eben beim Frühſtück, als die Beſuchenden eintraten und ein lebhaftes Zwiegeſpräch unterbrachen, das über einen Bogen Papier geführt zu werden ſchien, der auf dem Tiſche lag. Es war der Contrakt. Es trat eine augenblickliche Stille, ja eine peinliche Spannung nach den erſten Begrüſſungen ein. Sophiens Herz klopfte ſtärker und der Alte rückte verlegen auf dem Stuhle hin und her, als Ferdinand ſich als einen Verwandten des gräflichen Hauſes kund that, dem Sophie eigentlich angehöre, und um nähere Aufſchlüſſe wie um Mittheilung der Briefe und des goldenen Ringleins bat. Endlich erwähnte er den Tod des Grafen von B., deſſen vor ſeinem Tode dem Sohne gemachten Entdeckungen und die Anordnungen des Teſtaments. Er ſtand auf und näherte ſich Sophien; „dieſer Graf Ferdinand von B. war mein Vater und du biſt meine Schweſter!"

Sie wußte nicht, wie ihr geſchah, als ſie ſich von ihm umarmt und geküßt fühlte. So hatte denn die Stimme des Herzens ſie nicht getäuſcht und in der reizenden Verwirrung eines überglücklichen Gefühls, das ihr nur Thränen entlockte, lag ſie in den Armen des Bruders. Sie konnte ſich kaum faſſen, und als endlich ihr Pflegevater zu dem groſſen Glücke ihr gratulirte und meinte, jetzt ſei wohl ſeine Erziehung an ihr hinlänglich belohnt und ſie werde ſich jetzt trennen müſſen, da hing ſie im überſtrömenden Gefühle kindlicher Dankbarkeit an ſeinem Halſe, und verſicherte, kein Lebensglück aus Gottes- oder Menſchenhand empfangen zu wollen, das ſie nicht mit ihm theilen könnte.

Max war in ſtiller Freude über dieſe rührende Scene entfernt geſtanden, jetzt führte ihn Ferdinand an der Hand herbei, und ſtellte ihn Sophien gegenüber, die in holder Scham kaum ihre Augen aufzuſchlagen wagte. „Liebe Schweſter, dieſer mein Jugendfreund der Baron Anton Maximilian von W. bittet mich, den Freiwerber bei dir zu machen; er glaubt deine Liebe zu beſitzen, möchteſt du ihm auch deine Hand reichen." Wer ſchildert Sophiens Gefühle. Die Freude drohte ſie zu überwältigen, bis ſie unter den Liebkoſungen des Bräutigams wieder erwachte. Was hatte ſie in dieſer Stunde nicht Alles gewonnen; ſie faltete fromm die Hände: „Seliger Geiſt meiner Mutter! möchteſt du Zeuge ſeyn dieſes Glückes." „Max aber rief freundlich zu Ferdinand: „nicht wahr ich habe die Wette gewonnen?"

Da trat der Theaterdirektor herein, verlegen von dem Muſikus empfangen. Er ſuchte mit den Augen ſeinen Contract, der auf dem Boden lag. Max kam ihm mit Sophien entgegen: „Die Sängerin hat ihre theatraliſche Laufbahn beſchloſſen. Sophie Gräfin von B. iſt meine Braut!" —

Theater zu Wien.

* **Wien, im November.** Ich eile Ihnen Bericht zu erſtatten von dem neueſten Trauerſpiele von Friedrich Halm (Verfaſſer der Griſeldis) der Adept, deſſen Inhalt ungefähr folgender iſt: Der Held des Trauerſpieles (Hr. Löwe), der das Geheimniß, Geld zu machen, erlangt hat, verſchwendet ungeheure Summen, und verläßt ſein Weib (Mad. Dettich), das ins Elend wandert. Sein Famulus verräth ihn an den Herzog von Benevent, an deſſen Hofe der Adept lebt, und er erſticht den Famulus. Eine Buhlerin Lucrezia (Dem. Fournier) will ihn in die Hände ſeiner Feinde liefern, er flieht in die Schweiz, und findet ſein Weib bei einem Bauer, wo ſie vor Herzeleid ſtirbt. Der Bauer will ihn verrathen, da wirft er den Purpurſtaub, die Goldtinktur in den See und erſticht ſich; ſein Geheimniß geht mit ihm zu Grabe. — Das Haus war gedrängt voll, und die Vorſtellung dauerte von halb Sieben bis 10 Uhr. Der erſte und zweite Akt wurden lau aufgenommen, im Dritten machte Löwe's Meiſterſpiel (welcher eine ſo ungeheure Rolle hat, daß ſchon in phyſiſcher Hinſicht ſich nicht leicht ein zweiter Repräſentant in Deutſchland finden wird) Furore. Halm wurde gerufen, und Hr. Anſchütz dankte für ihn. Der 4. und 5. Akt iſt ſchwächer, und das Ganze wird den Erfolg der Griſeldis nicht haben. Nächſt dem herrlichen Löwe war Hr. Fichtner (Bauer Ruedi) ausgezeichnet. Mad. Rettich hatte einen zu kleinen Spielraum zur Entfaltung ihrer Kunſt. Sehr wacker gab Hr. Laroche den Famulus, Dem. Fournier (Lucrezia) war mittelmäſſig.

Eine merkwürdige Production war die letzte Repriſe des Schiller'ſchen Wilhelm Tell mit einer Rollenvertheilung, wie ſie auſſer Wien, wohl keine deutſche Bühne herzuſtellen im Stande iſt. Die kleine Rolle der Armgard war mit der groſſen Schröder, Tells Frau mit Mad. Rettich, die Stauffacherin mit Mad. Löwe beſetzt. Nicht minder wackere Repräſentanten fanden die kleineren männlichen Parthieen, und den größten Beweis, wie überreich das Perſonale des Hoftheaters iſt, liefert der Umſtand, daß dieſe Beſetzung möglich war, ohne den reich begabten Ludwig Löwe zu beſchäftigen. Was ich jedoch ſehr bedauerte, da wohl ſchwerlich ein deutſcher Mime mehr zu dieſer Rolle geeignet wäre als eben er. Hr. Anſchütz iſt ein tüchtiger, denkender Künſtler, ein König Lear, ein Don Gutierre, der kaum einen Rival zu fürchten hat; doch bin ich nicht der Meinung, daß ſein Tell trotz des vielen Schönen, das er darin vor die Augen und Gemüther ſtellt, jenen beiden Leiſtungen an die Seite zu ſtellen iſt. In Tell iſt es dem groſſen deutſchen Dichter widerfahren, daß er einen Zwieſpalt — um nicht zu ſagen Widerſpruch in den Character gelegt hat; denn es iſt nicht zu läugnen, daß dem Tell der erſten Acte der letzte Monolg mit ſeinen Grübeleien fremd ſcheint, und wir können ihn nur als eine Art von Inſpiration anneh-

Digitized by Google

men, welche die Idee, das Vaterland von ſeinen Tyrannen zu befreien, in ſeinem Gemüthe auftauchen läßt, und ihn gleichſam über ſeine innerſte Weſenheit hinaus führt.

Eßlair — unſtreitig bis jezt der Erſte Tell — hatte die Individualität der erſten Akte ſo feſt und innig aufgefaßt, daß durch lange Zeit bei ihm der berühmte Monolog als ein Hors d'oeuvre erſchien, und er erſt in den lezten Jahren dahin gelangte, denſelben mit ſeiner Anlage des Charakters zu verſchmelzen. Hr. Anſchütz ſcheint vielmehr das Weſen des Tell auf dieſen lezten Akt zu baſiren, was ich durchaus nicht billigen kann, und die Meinung wiederholen muß, daß Hr. Löwe — an Phantaſie beiden Künſtlern überlegen — am geeignetſten dazu wäre, jene beiden Elemente des Charakters in eine ſchöne Einheit zu verſchmelzen.

Ein neues Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen: Die beiden Couſinen erhebt ſich durchaus nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Eine der Couſinen iſt ſehr decent, aber eine Heuchlerin, die andere derb und natürlich, und wird verkannt, am Ende aber verheirathet. Mad. Fichtner und Dem. Piſtor ſtellten die Couſinen ſehr brav dar.

Spohrs Jeſſonda iſt auf dem Theater nächſt dem Kärnthnerthore in die Scene geſezt worden, und zwar ganz vortrefflich beſezt, und daher natürlich auch mit dem reichſten Beifall. Dem. Löwe war Jeſſonda, Hr. Wild Nadori, Hr. Schober Triſtan und Hr. Staudigel Dandau. Wenn Dem. Goldberg (Amazili) auch jenen Künſtleen nicht gleichzuſtellen iſt, verdarb ſie doch nichts. Frl. v. Faßmann ſezte ihre Gaſtrollen mit der Agathe, Fidelio und Iphigenia fort.

Hr. Breiting erſchien nach ſeiner Kunſtreiſe zum erſtenmale wieder als Herzog Olaf in der „Ballnacht" mit ungeſchwächter Kraft und gleich glänzendem Erfolge als gewöhnlich.

Die Gaſtrollen des Hrn. Crumolline im Hofburgtheater beweiſen aufs Neue, daß noch ein groſſer Unterſchied ſey, zwiſchen einem guten Schauſpieler in der Oper, und einem ſolchen im recitirenden Schauſpiel. Seine Verſuche im leztern waren durchaus nicht verunglückt zu nennen, doch beweiſt der Umſtand, daß er neuerdings ein Engagement am Kärnthnerthor-Theater angenommen, zur Genüge, daß die Berichte in unſern Zeitungen über jene Gaſtdarſtellungen ſehr — freundſchaftlich verfaßt geweſen ſind. Auch Hr. Linder iſt wieder an dieſer Buhne engagirt. Es ſcheint, der Pächter des Opernltheaters habe alle Künſtler, deren Stimmen ſtark im Abnehmen begriffen ſind, etwas voreilig entlaſſen, und müſſe nun, da er ſieht, daß man nicht ſo leicht Erſazmänner findet, doch wieder ſeine Zuflucht zu ihnen nehmen.

Im Theater an der Wien ſezt Hr. Kliſching ſeine Affendarſtellungen fort. Das lezte für ihn geſchriebene Gelegenheitsſtück war: Der Menſch als Affe, oder der Affe als Menſch, worin er ſich zum erſten Male dem Publikum in menſchlicher Geſtalt zeigte. Dazwiſchen gaſtirt Hr. Kunſt als Everard (Irrenhaus zu Dijon), Bayard u. ſ. w. Eine Novität dieſer Bühne war: „Fünfundzwanzig Kerkerjahre," romantiſch-melodramatiſches Schauſpiel in drei Abtheilungen und einem Vorſpiel, frei nach dem Franzöſiſchen. — In dieſem Schauſpiel wird in jedem Acte eine Flucht begonnen und wieder vereitelt, und die Geretteten ſind jedesmal nur ſo lange frei, um den Himmel für ihre Errettung zu danken. Von einer richtigen Characterzeichnung, von einer Motivirung der Handlung iſt keine Spur. Don Aquilio, der Befehlshaber der Feſtung, haßt ſeinen Gefangenen Hypolit di Romani ſo ſo ſehr, daß er ſelbſt, als der Herzog ſeine Freilaſſung geſtattet, vorgibt, er wäre geſtorben, und ihn noch 10 Jahre gefangen hält, ohne daß das Publikum vermuthen kann, warum er ihn denn ſo glühend haſſe! — Das Theater in der Joſephſtadt hat Herolds Zampa und andere Opern auf das Repertoir gebracht, und ſo leidlich ausgeführt, als es das beſchränkte Opernperſonal erlaubte. Klingemanns Fauſt war eine furchtbare Production. Hr. Grau parodirte die Titelrolle und eine Dem. Sophie (!) Müller, welche nicht deutſch ſprechen kann, gab die Käthe als Gaſt.

Zum Vortheile des Hrn. Kindler wurde: „Die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten" von D. Fr. v. Angely gegeben. Der Plan iſt höchſt ergözlich, die Ausführung mitunter etwas outrirt, etwas leichtſinnig, am Schluſſe nicht lebhaft und raſch genug. Die Aufführung war größtentheils gut, das Haus voll, und der Beifall lebhaft.

Im Leopoldſtädter Theater gaſtirt der alte Herkules Hr. Karl Rappo mit ſeinem 8jährigen Söhnlein dem Hercules im Taſchenformat. Zum Beneficе des Hrn. Grohmann erſchien wieder einmal nach längerer Ruhe: „Finette Aſchenbrödel oder Roſe und Schuh," von Auguſte Schreiber, bei ſchwach beſeztem Hauſe, doch mit reichlichen Beifallsbezeugungen. Auch Gisperl und Fisperl iſt wieder einmal über die Leopoldſtädter Breter — „welche die Welt bedeuten" — geſchritten.

Korreſpondenz.

δ* Nürnberg, 26. Nov. Neidiſch ſehen wir auf das Theater in Bamberg, weil durch die Unterſtützung der beiden anweſenden Fürſten dort für die Winterſaiſon etwas geſchehen kann, und manches Talent ſich mit anſtändiger Bezahlung feſſeln läßt. Wir haben ein neues ziemlich hübſches Haus, mit allen Erforderniſſen für eine gute Provinzialbühne eingerichtet, aber unſer Perſonal iſt größtentheils mittelmäßig. Der gegenwärtige Direktor thut, was er kann, und wir nähren uns meiſtens mit Zugvögeln, deren Kehlenfertigkeit uns für das Uebrige entſchädigen muß. Die Anſtalt muß ohne den geringſten Zuſchuß, ſo viel an Zinſen und Entſchädigungen für Bau und frühere Privilegien abgeben daß deren Fortdauer auf die Länge in dieſer Verfaſſung höchſt prekär iſt. Und wenn man nun ſo von außen herein durch die Darſtellung, und von innen heraus durch die herrſchende Kälte des Raumes frieren muß, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß der Beſuch nur der großen Weltform gilt, ſich auf eine anſtändige Weiſe zu langweilen. Auch das geſellſchaftliche Leben, in ſo ferne nicht Whiſt- und L'hombre-Partieen es vorſtellen können, hat abgenommen, da mehrere Familien, welche früher wöchentlich Soireen in ihren Häuſern gaben, zum Theil weggezogen ſind, oder durch andere Umſtände, ſich auf kleinere Zirkel zu beſchränken für gut fanden. Dafür müſſen nun die öffentlichen Geſellſchaften wie Muſeum, Harmonie, u. ſ. w. zum Theil Erſatz geben, und durch Bälle, Tanz und andere Unterhaltungen außer den gewöhnlichen Männer-Vereinen am Abend auch der Damenwelt Gelegenheit zu einer heiteren Zerſtreuung bieten. Das Muſeum hat ſich nun von Neuem geſtaltet. Die Geſellſchaft hat das Gebäude, früher Eigenthum von Aktionären, wovon die Wenigſten Mitglieder waren, an ſich gekauft. Durch neue Einrichtungen und zweckmäßige Dekorirung des Lokals, ſo wie durch Mannigfaltigkeit in den Vergnügungen ſteht eine zahlreiche Theilnahme dieſer Geſellſchaft zu erwarten, die alle Stände und Perſonen unter ihre Mitglieder aufnimmt, ſobald ſie ſich durch Bildung, Betragen, guten Ruf und Credit dazu eignen. Dieſe Entfernung jedes Beſorgniſſes iſt hier um ſo angenehmer, als wirklich noch Vereine älterer Art beſtehen, deren Satzungen einzelne Stände, wie Beamte und Offiziere, von der Theilnahme ausſchließen. Ein andermal mehr.

Ghaſele.

VI.

Ob die Wellen wallen;
Ob die Blätter fallen;
Ob die Vögel wandern;
Töne ob verhallen;
Blüthen ob verblühen
Die uns einſt gefallen;
Doch glaubſt du beſtändig
Dich allein vor Allen?

S. C.

Auflöſung der Charade in Nro. 22: Blutrache.

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. Nr. 24.

König Otto's Reiſe von Hellas nach Germania.

Weſſen Abfahrt tönt die goldne Leier
Dort von Hellas meerumwogten Strand?
Weſſen Ankunft gilt die hehre Feier
In dem wonnevollen Vaterland?
„König Otto!“ hallt's von Aller Munde
In des Wiederſehens Jubelſtunde.

Wie ſie wallen, die beglückten Schaaren,
Um den Königsheros zu empfah'n,
Den ſie ſeit drei ſchickſalſchweren Jahren
Nicht in ihrer Mitte wandeln ſah'n!
Dort ragt die geweihete Kapelle
An der Trennung thränenreicher Stelle.*)

O der Scene! Freudenzähren fließen
Zum Willkommen in Bavaria;
Hellas, deinem Herrſcher! Es entſprießen
Blumen Seinem Pfade fern und nah.
Und Thereſe eilt mit Hochentzücken,
Um den Sohn an Ihre Bruſt zu drücken. —

Im erhab'nen Vataeſchloſſe prangen
Rings die Säle mit der Anmuth Pracht,
Und die Hohen Alle, voll Verlangen,
Nahen, wie vom Zauber angefacht.
Weithin ſchallen Harmonienklänge,
Weithin des Theaters Feſtgeſänge.

Dann nach manchen ſüßen Wonneſtunden,
Wo die Liebe dort am Königsthron
Friſch und ſchön den Blüthenkranz gewunden
Für den auserkor'nen Heeeſcheeſohn,
Weilt Er an der Grotte der Najade
Mit der Muttee im Marienbade.

„Otto und Thereſe!“ hallt es wieder
Durch den Hain und durch das Saatgefild;
Ueberall ertönen frohe Lieder,
Und Hygiea, lebenſpendend, mild,
Reichet der Geſundheit Nektarſchale
Den Gefeierten im Quellenthale.

Und als jetzt der Herbſt, die leichten Flügel
Schwingend, an dem Aether ſich erhebt,
Und auf's Ernteſeld, auf Traubenhügel
Mit dem Füllhorn ſanft herniederſchwebt,
Seht! da eilt zum glücklichſten Beginnen
Schnell des Königs Wagenzug von hinnen.

Nach dem Norden iſt die Fahrt gerichtet,
Eros eilt als Herold raſch voran,
Denn geflügelt, wie die Fabel dichtet,
Kreiſt er immer auf der Liebe Bahn,
Und in's Fürſtenſchloß dort an der Hunte,
Hin nach Oldenbueg, bringt er die Kunde.

Dort iſt's, wo im Liebreiz holder Jugend,
Reich an Bildung, blüht Amalia;
Ausgeſchmückt mit Frömmigkeit und Tugend
Unter Fürſtentöchtern ſteht ſie da;
Dieſe hat, zum Glanzgeſchick geboren,
König Otto Sich zur Braut erkohren.

Jubel tönt' in Bayerns ſchönen Gauen
Rings, wohin der Hochgeliebte kam;
Alles drängte ſich herbei, zu ſchauen
Ihn, den königlichan Beäutigam.
Fama bringt die Botſchaft voll Entzücken
Hellas hin, zur Feier ſich zu ſchmücken.

Seht! dort an der Iſar Blumenrande
Ragt paläſtereich die Königsſtadt!
Tauſende aus nahem, fernem Lande
Wallen hin auf wonnumkränzten Pfad,
Wo beim Volksfeſt wunderbar Geſtalten
Auf Thereſens Wieſe ſich entfalten.

Wie einſt in dee Griechenwelt der Spiele
Kronen prangten in dem Siegerkreis,
So erringt im Streben nach dem Ziele
Mancher hier den ehrenvollen Preis.
König Ludwig ſelbſt will mit den Seinen
Bei der Glorie des Tags erſcheinen.

Hochbegrüßt in Ihrer Bayern Mitte,
Gleich den Göttern von Olympos Höh'n,
Nah'n die Edlen. Jeden Ihrer Schritte
Kränzen Lieb' und Teeue wunderſchön.
Und auf Otto ruh'n der Schaaren Blicke,
Auserwählt zum glänzendſten Geſchicke.

Schnell entſchwanden dieſe Wonneſcenen,
Trauben röthete der Weinmond ſchon,
Da begab Sich in der Liebe Sehnen
Zur erkor'nen Braut der Königsſohn.
Wie beflügelt eilen raſch die Roſſe
Hin nach Oldenburgs geſchmücktem Schloſſe.

Und im crocusfarbnen Feſtgewande,
Mit der Hochzeitfackel ſchwebt voran
Hymenaios zum beglückten Lande,
Grazien umkränzen ſeine Bahn,
Wünſche bringen ſie dem Fürſtenpaare
Zur Vermählung an dem Weihaltare.

*) König Otto reiſte nebſt den Mitgliedern der Regentſchaft am 6. Dezember 1832 von München ab, und hielt ſeinen Einzug in Nauplia am 6. Februar 1833, wo Er mit den größten Freudensbezeugungen empfangen wurde. Zur Haupt- und Reſidenzſtadt des Reichs wurde Athen 1834 erklärt, und König Otto hielt daſelbſt Seinen Einzug am 25. Dezember 1834.

Digitized by Google

Heil dem ſchöngeknüpften Liebesbunde!
  Heil Euch, **Otto** und **Amalia**!
Traun! es ſegnen dieſe hehre Stunde
  Frohe Völkerſchaaren fern und nah.
Güt'ge Götter mögen Euch geleiten
Auf dem Lebenspfad in ſpäte Zeiten! —

Glorreich zieht, wie im Triumphesprangen,
  Otto nun mit der Gemahlin ein
In die Vaterſtadt, wo mit Verlangen
  Alles harrt, um Ehrfurcht Ihm zu weih'n.
Und es ſchwingen ſich mit Glanzgefieder
Hold der Freude Genien hernieder.

Mit der Rührung innigſtem Bewegen
  Kommen dem geliebten Königspaar
Ludwig und **Thereſe** Selbſt entgegen,
  Wünſch' und Zähren bringen Beide dar
In des Hochwillkommens hehrer Stunde
Ihren Kindern zum Vermählungsbunde. —

Schmücke, Hellas, deine Feſtaltäre,
  Laß die Wimpel deiner Schiffe wehn!
Denn es nahen auf dem Inſelmeere
  Otto und **Amalia** Athen.
Laß, Akropolis, im Wiederhallen
Der Geſchütze Donner weithin ſchallen!

Fahret wohl bei linder Lüfte Säuſeln,
  Heißerſehnte, hin an Hellas Strand!
Fahret wohl bei ſanfter Wellen Kräuſeln,
  Hochgeſegnete vom Vaterland!
Liebe wird Euch nach Athen geleiten,
Liebe dort die Stätte Euch bereiten! —

Dr. J. C. Ihling, Profeſſor in Meiningen.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836. *)

I. Fahrt von Toulon nach Algier.

An einem ſchönen Morgen (es war der 14. Aug. 1836) ließ ich mein Gepäcke aus dem Hôtel de France, das ich in Toulon bewohnt hatte, nach dem Hafen auf das Dampfſchiff la Chimère bringen, welches mich nach dem Ziele meiner gegenwärtigen Reiſe und Wünſche, nach Algier tragen ſollte. Gefühle eigner Art ergriffen mich, als ich das Schiff beſtiegen hatte. Es war die erſte größere Seereiſe, welche ich machte; einen neuen Welttheil ſollte ich ſehen; dabei der Gedanke, daß ich möglicher Weiſe Gefahren entgegen ging, von denen meine Lieben zu Hauſe keine Ahnung haben konnten. Ich war nämlich im Laufe des Sommers nach Wien gereiſt, um von dort aus Italien kennen zu lernen. Die täglich ſich immer mehr vergrößernden Gerüchte über die Heftigkeit der Cholera jenſeits der Alpen, und die von den meiſten italieniſchen Staaten deshalb angeordneten Quarantaineanſtalten beſtimmten mich jedoch, den Plan aufzugeben und, da ich eine angenehme Reiſegeſellſchaft an ein Paar Norddeutſchen, dem Herrn v. W. und v. A. aus Hannover, fand, ſtatt deſſen eine Reiſe in das ſüdliche Frankreich zu unternehmen. Ein Bankier in Marſeille, Herr Bazin, ein höchſt unterrichteter Mann, der mehrere Jahre in Weimar zugebracht hatte, und an den ich von Lyon aus durch die Gefälligkeit des Hrn. Platzmann empfohlen war, rieth uns dringend, die Gelegenheit nicht zu verſäumen, nach Algier zu gehen. Eine Reiſe mit dem Dampfſchiffe ſei leicht und bequem, und alle, welche von da zurückgekehrt wären, hätten vollkommene Befriedigung gefunden. Reiſen iſt meine Luſt; ſowohl um ihr zu genügen, als auch um nach manchen minder erfreulichen Begegniſſen im Leben Zerſtreuung und Erholung auswärts zu ſuchen, hatte ich meine Heimath verlaſſen. Leicht fand alſo das Vorwort des Hrn. Bazin bei mir Eingang; auch meine bisherige Reiſegeſellſchaft wußte ich für die gemeinſchaftliche Fortſetzung der Reiſe zu gewinnen, und jugendlich, wie wir ſind, freuten wir uns des raſch gefaßten Entſchluſſes. Aber kaum hatte ich den Fuß in das Schiff geſetzt und ſah alles zur Abfahrt bereit, als es mir bei dem Gedanken doch centnerſchwer auf das Herz fiel: „Frau und Kind in der Heimath wiſſen nicht, daß du ſelbſt Europa jetzt verläſſeſt; wer weiß, ob du ſie jemals wieder in deine Arme ſchließen wirſt; vielleicht wird an entfernten Geſtaden deine letzte Stunde ſchlagen und die Lieben zu Hauſe werden keine Kunde von den Schickſalen erhalten, die du muthwillig über dich gerufen haſt."

Auch war keineswegs die Reiſegeſellſchaft auf der Chimère geeignet, die trüben Vorſtellungen aus meiner Seele zu verſcheuchen. Die Chimère gehört zu den ſieben Staatsdampfſchiffen, welche beſtimmt ſind, den wöchentlichen Poſtdienſt zwiſchen Frankreich und Algier zu verſehen. Jeden Sonntag geht ein Dampfſchiff von Toulon nach Algier ab, und jeden Sonnabend kehrt ein anderes von der Colonie nach dem Mutterlande zurück. Der Hauptzweck dieſer regelmäßigen Fahrt iſt natürlich der Dienſt für die Regierung, d. i. die Korreſpondenz derſelben und den Transport der Militairgegenſtände zu beſorgen. Sonach bildeten die Geſellſchaft auf der Ueberfahrt eine Menge gemeiner Soldaten von verſchiedenen Regimentern, welche die in Algier garniſonirenden complett machen ſollten. Offiziere, Beamte aus Paris mit ihren Bedienten, ein franzöſiſcher Hauptmann als Arreſtant, der in Algier vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſollte, in ſeiner Begleitung ein Gensdarm, weiter ein deutſcher Coloniſt aus Rheinpreußen, eine Schauſpieler-Familie aus Lüttich, die in Algier ihr Glück verſuchen wollte, unter denſelben ein ehemaliger Hauptmann, der unter Napoleon gedient hatte und 1816 entlaſſen worden war; ferner mehrere Offiziersfrauen, unter ihnen eine junge hübſche Wittwe von 24 Jahren, die angeblich, um die Erbſchaft ihres Mannes zu holen, nach Bona ging, aber recht heiter war und über den Verluſt ziemlich getröſtet ſchien. Wenn ich nun noch fünf Seeoffiziere und die Mannſchaft des Fahrzeuges nenne, ſo war dieß, nebſt mir und meinen beiden Landsleuten, die ganze Geſellſchaft auf dem Schiffe.

Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr wurden die Anker gelichtet und wir verließen den herrlichen Hafen von Toulon, der dem Scheidenden noch großartiger erſchien, als der Eintritt hatte vermuthen laſſen. Noch war meine Seele mit dem Andenken an die Heimath erfüllt; der Reihe nach ſah ich die Bilder meines innigſt geliebten Weibes und Kindes, der theuern Verwandten und Freunde vor mir vorübergehen. An die Stelle der wehmüthigen Gefühle, welche der Gedanke an die nun durch die See verurſachte Trennung erregt hatte, trat bald die wohlthuende Erinnerung der Freuden, die ich mit ihnen und durch ſie genoſſen hatte. Dazu geſellte ſich bald das Gefühl des erhöhten Werthes, in welchem mir ihr Beſitz jetzt erſchien, und doppelt lieb-

*) Wir ſind unſerm Korreſpondenten aus Gotha zu beſonderem Danke verpflichtet, daß er ſeinen Freund, der bei Hof als Staatsbeamter im Herzogthum Gotha eine nicht unbedeutende Stelle begleitet und vor Kurzem von einer längern Reiſe in das Vaterland zurückgekehrt iſt, veranlaßt hat, uns das nachfolgende Bruchſtück aus ſeinem Tagebuche, welches den Ausflug nach Algier und ſeinen Aufenthalt daſelbſt enthält, mitzutheilen und glauben, durch deſſen Aufnahme in die „Biene" auf den Beifall unſerer Leſer rechnen zu dürfen. Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

lich dachte ich mir dia Freude des Wiederſehens, wenn ich, bereichert an Kenntniſſen und Lebenserfahrungen mancherlei Art, ſie alle wieder in meine Arme ſchlieſen wüede. Mein inniges Gebet ſtieg zum Himmel empor, und neugeſtärkt überließ ich mich wieder den Eindrücken, die mich gar bald zu dem gewöhnlichen Treiben auf unſrem Schiffe zurückriefen.

Wir hatten bei ruhiger See, da das Schiff ohne groſe Schwankung ſegelte, kaum eine Strecke vom Lande hinter uns, als zum Frühſtücke geläutet wurde. Ich begab mich in Folge der Aufforderung eines franzöſiſchen Offiziers mit meinen beiden Reiſegefährten in die Offizierkajüte, um an dem Frühſtücke Theil zu nehmen. Wie groß war meine Verwunderung, als wir dort zurückgewieſen wurden, mit dem Bedeuten, daß Fremde bei dem Reſtaurateur des Schiffes ſich ſelbſt beköſtigen müßten. Dieß ſtand im grellen Widerſpruch mit dem, was man uns in Toulon geſagt hatte, als wir auf der Poſt den erſten Platz auf dem Dampfſchiffe belegten, und dafür die nach franzöſiſchem Tarif nicht unbedeutende Summe von 105 Franken à Perſon zahlen mußten; les messieurs, dies waren die Worte, seront dans la société et à la table des Offiziers. Wir hatten alſo ein wohlbegründetes Recht auf die Beköſtigung in der Kajüte. Geſetzt aber, dies wäre nicht der Fall geweſen, ſo konnten wir doch als Fremde auf höflicheres Benehmen Anſpruch machen. Leider habe ich bei meinem längeren Aufenthalte in Frankreich die Erfahrung machen müſſen, daß die alte franzöſiſche Höflichkeit, die ſich beſonders in feinen Rückſichten gegen Fremde offenbarte, verſchwunden iſt, und einem oft rohen Weſen Platz gemacht hat: eine Umwandlung der Sitte, welche man wohl nicht mit Unrecht als eine üble Folge der Revolution anſehen mag. Auf unſerer Chimère mochte zu der ſchnöden Behandlung noch der Umſtand beitragen, daß der Capitain abweſend und an ſeine Stelle der erſte Lieutenant, Mr. d' E., ein Mann ohne beſondere Bildung, eingetreten war. Wir Deutſche konnten es nicht unterlaſſen, unſern Unwillen gegen den dritten Lieutenant und die andern Paſſagiere zu äußern, was zur Folge hatte, daß uns endlich einige Entſchuldigungen gemacht wurden. Aber wie wenig es damit Ernſt war, ſahen wir bald aus einer offenbaren Ungerechtigkeit, die man gegen uns beging. Ungeachtet wir fur den erſten Platz auf der Ueberfahrt bezahlt hatten, ſcheute man ſich doch nicht, uns eine elende Kajüte, unmittelbar neben der Dampfmaſchine, anzuweiſen. Die Hitze und das Getöſe waren ſo groß, daß an nächtliche Ruhe nicht zu denken war. Es blieb mir nichts übrig, als meine Matratze auf das Verdeck zu tragen, und da die Nacht zuzubringen. Von meiner Wäſche konnte ich auch keinen Gebrauch machen, da man den Koffer, ſtatt ihn in die Kajüte zu bringen, mit in den untern Raum verpackt hatte. Indeſſen meine gute Laune auf der Reiſe iſt unverwüſtlich. Alles dieſes Ungemach konnte eben ſo wenig, als die ſchlechte Beköſtigung beim Schiffskoch (denn in ſolchen verwandelte ſich bald der gerühmte Reſtaurateur) meiner heitern Stimmung Eintrag thun. Die Seekrankheit, von der ich ſo viel gehört hatte, ging auch bald an mir vorüber. Fortwährend hielt ich mich auf dem Verdeck auf, und erfreute mich des unendlich ſchönen azurnen Himmels und der dunkelblauen Färbung der Meereswogen, in welchen ſich der Himmel nur abzuſpiegeln ſchien. Schon jetzt fing ich zu begreifen an, wie bei den Gemälden der italieniſchen Landſchaften ſo viel Ultramarin aufgetragen wird, ohne der Treue und Wahrheit des Bildes zu nahe zu treten. Noch größer war der Eindruck, welchen die nie geahnte Schönheit des ſüdlichen Sternenhimmels auf mich machte. Da ſcheinen die Flammen am Himmelszelte wegen des reinen Aethers, durch welchen ſie entgegenſchimmern, uns viel näher zu ſein; die Zahl der ſichtbaren Sterne vermehrt ſich, wie ihr Glanz zunimmt. Mit inniger Wonne brachte ich den größten Theil der Nacht mit Betrachtung des mir noch neuen Schauſpiels hin. Endlich verlangte die Natur ihre Rechte, und von ſanften Träumen eingewiegt, ſchlief ich auf meiner Matratze ruhig bis gegen Morgen.

Es erhob ſich ein günſtiger Wind, der uns ſichtbar weiter brachte. Das lachende Geſtade Frankreichs war nun gänzlich verſchwunden; Himmel und Waſſer waren die einzigen Gegenſtände. Nur zuweilen tauchte am entfernten Horizonte ein Schiff aus der Tiefe des Meeres empor. Dagegen begleiteten uns oft Schaaren von Delphinen; fliegende Fiſche ſahen wir, deſto öfter, je mehr wir uns dem Süden näherten; auch zwei Schildkröten ſchwammen bei uns vorüber. Das Erſcheinen dieſer Gegenſtände bot uns Stoff zur Unterhaltung dar, und diente dazu, die ſich bei jeder Seereiſe nur zu bald einſtellende Langeweile zu verſcheuchen. Am dritten Tage früh acht Uhr hatten wir die Inſel Minorca vor uns, wo wir bald darauf im Hafen van Mahon vor Anker gingen. Uns Paſſagieren wurde erlaubt einige Stunden an das Land zu gehen. Sofort beſti.gen wir eine der ſpaniſchen Barken, die uns entgegengekommen waren, und ließen uns nach Mahon rudern. Die Stadt liegt mahleriſch am Fuße eines Berges, auf deſſen Höhe wir die erſten Palmbäume erblickten, den Hintergrund bilden lauter Berge, die aber leider kahl ſind. Einige Forts am Hafen dienen zum Schutze der Stadt; auf einem andern Berge, wie es mir ſchien dem höchſten, liegt ein Mönchskloſter; am Fuße deſſelben ein Hoſpital, welches zur Aufnahme von Franzoſen beſtimmt iſt. — Gleich beim Eintritt begegnete uns eine Anzahl ſchwarzer Mönche, mit ungeheuern Hüten, welche nach allen Richtungen die Stadt durchſtreiſten. Wir gingen darauf in die Kathedrale, die ganz in ſpaniſchem Geſchmacke gebaut iſt, d. h. ziemlich düſter, ſo daß man vom Tageslicht wenig erblickte, und nur Lampen einigen Schein verbreiteten. Eine Menge Weiber in ſchwarzen Mantillen lagen betend in der Kirche. Ob ſie ſchön waren, vermochte ich nicht zu erkennen, aber wie Edelſteine blitzten die feurigen Augen unter den ſchwarzen Schleiern hervor. — Vor der Kathedrale iſt die Hauptwache. Die ſpaniſchen Soldaten, die wir hier aufgeſtellt ſahen, unterſcheiden ſich, was den Schnitt ihrer Kleidung und die Art ihres Tſchakos betrifft, wenig von den Franzoſen; ihre Uniform iſt gleichfalls blau; ſtatt der in der ganzen franzöſiſchen Armee eingeführten rothen Beinkleider aber ſind die ihrigen von blauem Tuch. — Nachdem wir hierauf den Markt durchſchritten, und von den hieſelbſt aufgehäuften Südfrüchten einen kleinen Vorrath eingekauft hatten, verfügten wir uns in den Gaſthof, wo unſrer einige Flaſchen des herrlichſten Xeresweines warteten, die das übrigens ſchlechte Frühſtück erträglich machten. Noch beſuchte ich eine Fabrik, in welcher aus Muſcheln die ſchönſten künſtlichen Blumen gefertigt werden. Das Emaille der Conchylien, ihre verſchiedenen Farben ſind bei kunſtvoller Benutzung am erſten geeignet, den natürlichen Schmelz und die Farbenpracht der Blumen darzuſtellen. Ich bewunderte in der That die Fertigkeit, zu welcher es die Fabrik in Mahon in der Nachahmung derſelben gebracht hat, und konnte nicht umhin, zum Andenken an meinen Beſuch der Fabrik mir einen Strauß zu kaufen, den ich unter gütiger Beihülfe der mitreiſenden Damen einpackte, und glücklich mit nach Hauſe gebracht habe. —

Die Chimère war in Mahon, welches eine franzöſiſche Schiffsſtation iſt, gelandet um Briefſchaften und dergleichen einzunehmen, und die neueſten Nachrichten von Spanien nach Afrika zu bringen. Alle dieſe Geſchäfte waren bald beſeitigt, und nach kurzem Aufenthalte von fünf Stunden ſtachen wir wieder in die See. Dieſe

Digitized by Google

ging etwas hoch und machte, daß wieder mehrere Paſſagiere, beſonders Frauen, von der Seekrankheit ergeiffen wurden; mich ließ ſie diesmal ganz unangefochten. Der unerfreuliche Anblick der mancherlei Situationen, in welche die Seekrankheit einen Theil der Schiffsgeſellſchaft verſetzte, hielt mich und meine deutſchen Reiſegefährten nicht ab, mehrere hundert Auſtern, die wir vor unſern Augen an den Auſterbänken in der Nähe von Mahon hatten abnehmen laſſen, mit dem größten Appetit zu verzehren. Der ſeltene Genuß der ganz feiſchen Auſtern wurde durch einige Flaſchen trefflichen Bordeauxweins erhöht. — Den Nachmittag ergötzte ich mich an den Fechtübungen der Matroſen und Soldaten, welche ganz in der franzöſiſchen Manier auf dem Hinterdeck mit hölzernen Säbeln den contre-point ausführten. Für der edlen Fechtkunſt unkundige Leſer bemerken wir, daß contre-point darin beſteht, daß man zu gleicher Zeit mit derſelben Waffe haut oder ſtößt. Das Fechten iſt bei den Franzoſen ſehr beliebt, und ſo wie dieſe Neigung Folge der natürlichen Gewandheit derſelben iſt, ſo trägt ſie hinwieder nur dazu bei, ihren Köper noch gelenker zu machen. Auch hält das Fechten immer ein gewiſſes Ehrgefühl ſelbſt in den untern Klaſſen rege, wovon wir freilich neulich in Paris das Extrem erlebten, daß ein Paar Stiefelputzer im Boulogner Hölzchen ſich ſchlugen. Unſere Matroſen beſonders hatten es zn einer großen Fertigkeit gebracht, nnd gewährten dem Zuſchauer ein intereſſantes Schauſpiel.

Die folgende Nacht brachte ich noch unbequemer zu, als die vorhergehende; der Kapitain hatte verboten, die Matratze trotz ihres werthloſen Gehaltes anf das Verdeck zn bringen. Ich mußte daher, nachdem ich die Kajüte abermals wegen unerträglicher Hitze verlaſſen hatte, mich in meinen Mantel hüllen und auf dem nackten Verdecke ſchlafen.

Sehnlichſt erwünſcht brach der Morgen des andern Tages an, welcher uns gegen 9 Uhr die Küſte Afrikas erblicken ließ. Um 2 Uhr gingen wir im Hafen von Algier vor Anker.

Skizzen aus Paris.*)

II. Pariſer Bedrängniſſe.

Boileau Despréaux, zu ſeiner Zeit ein Dichter von Ruf, ſchildert in einer ſeiner Satyren die Bedrängniſſe, welche im ſiebzehnten Jahrhunderte die Straßen von Paris darboten. Das Geſchrei der Katzen, die auf den Dachrinnen ſich begrüßten, die Herden von Ochſen, welche die Gaſſen verfinſterten, und die Schaaren von Gaunern, die mit Einbruch der Nacht der Stadt ſich bemeiſterten, ſpielen dabei eine Hauptrolle. Die Zeiten haben ſich geändert; kein Zug dieſes ältern Gemäldes läßt ſich in unſeren Tagen mehr auffinden. Die jammernden Katzen ſind verſchwunden, Dank ſey es der Vorliebe der Pariſer für ſchmackhafte Haſenbraten, die geſitteteren Ochſen wagen nur noch auf dem Wege nach Poiſſy zu erſcheinen, und die verfeinerten Gauner mögen ſich jetzt nicht mehr mit dem Abnehmen armſeligee Kleidungsſtücke im Dunkein begnügen, ſondern leeren nun die fremden Taſchen mit größter Artigkeit bei hellem Tage aus. — Trotz dieſer unverkenabaren Fortſchritte und weſentlichen Vortheile der Civiliſation hat aber Paris dennoch nicht weniger Bedrängniſſe, als wie zu Boileau's Zeiten, ja es ſind ihrer vielleicht hundertmal mehr geworden, nur daß ſie jetzt eine andere Geſtalt angenommen, und unſeren Sitten ſich angepaßt haben. Unſer Zeitalter iſt durchaus induſtriell; kein Wunder alſo, daß heutzutage die Induſtrie die öffentliche Macht und die Alleinherrſchaft an ſich reißt. Die Induſtrie erwartet uns an jeder Straßenecke, die Induſtrie verſperrt nns alle Durchgänge, die Induſtrie packt uns an der Jacke, wie am faſhionabelſten Gehrocke, nnd es iſt reine Unmöglichkeit, ihr zu entwiſchen. Ehemals, da es noch keine Armeen von Negotianten unter freiem Himmel gab, bot nur ein einziges ehrliches Männchen auf dem Trottoir der Straße Vivienne ein Paar Augengläſer zum Kaufe an. Daſſelbe wackere Männchen iſt ſeit zwanzig Jahren noch anf demſelben Platze, und trägt dieſelben Brillen feil. In dieſen zwanzig Jahren ſind Paris, die Provinzen, ja ganz Europa durch die Straße Vivienne gegangen, hat das Brillenmännchen ſeine Gläſer ganz Europa zum Kaufe angeboten; aber das aufgeklärte Europa gefällt ſich in dem Dünkel, jetzt ohne Brille ganz hell zn ſehen, und ſo hat der kleine Alte in der Straße Vivienne ſeine Brillen noch immer nicht angebracht. Armes unglückliches Gläſermännlein! Verblendetes, beklagenswerthes Europa! Indeß dieſer verdienſtloſe Brillenhändler liefert ſeinen Collegen ein klägliches Exempel, und noch dazu koſtenfrei. Gegenwärtig iſt das Pflaſter von Paris überſchwemmt mit Induſtriellen, nach ſeinem Vorbilde. Voran kommen die Händler mit Ketten nnd Kettchen zur Zierde oder zur Verſicherung und Verſchließung aller nur erdenklichen Dinge; dann erſcheinen die Verkäufer und Verkäuferinnen von Stöcken, Bändern, Schnüren, Blnmen, Bleiſtiften, Wildvögeln, Papier-, Mai- und Goldkäfern, geographiſchen Karten, Taſchenbüchern, Foulards u. dgl. Dieſes ganze Krämerheer verſtellt die Straße mit der Auslage ſeiner Waaren, preiſt und rühmt ſie unermüdlich an, nnd ſchreit dem unglückſeligen Vorübergehenden dabei ſo furchtbar in die Ohren, daß ſein Trommelfell jeden Augenblick zerſpringen kann. Der Stockhändler, zugleich ein ausgemachter Stockkünſtler, läßt ſeine Stöcke im Radſchlag vor dir tanzen, gleichwohl anf Koſten deiner kunſtreich bedrohten Kinnbacken; der Foulardtrödler hängt in aller Geſchwindigkeit ſeine Tüchlein an, daß er ausſieht, wie ein Tänzer der großen Oper, der eben den Shwaltanz produzirt hat; die Wildpretverkäuferin befleckt dich mit dem Gefieder ihrer Beſtien; die Blumiſtin ſtößt Dir die zierlichſten Sträuße unter die Naſe, unbekümmert, ob Du ein delikates Nervenſyſtem haſt, oder etwa auch ein tüchtiger Roſendorn Dir unſanft zu nahe kömmt. Vor Deinen Füßen ſtellt inzwiſchen der Erzieher abgerichteter Vögel ſeine Eleven anf dem Boden des Boulevard anf, und kaum haſt Du die vom allzuſtarken Angriff des Sträußermädchens auf Dein Geruchborgan noch thränenden Blicke getrocknet, ſo läufſt Du Gefahr, mit deinen Stiefeln dieſes ganze befiederte Inſtitut in ein quickendes Salmi de volnille zu verwandeln. Glücklich genug ziehſt Du Dich noch zu rechter Zeit aus dieſer koſtſpieligen Affaire, und ſetzeſt Deinen Weg behutſam fort; da erblickt Dich der Kleiderputzer, ſtürzt wie eine Windsbraut auf Dich los, erhaſcht Dich am Rockzipfel, reibt Dein Gewand in Blitzesſchnelle mit ſeiner Fleckenſeife ein, bedeckt Dich mit ihrem parfumirten Schaum, erſtickt mit ſeiner Stentorſtimme alle Deine Reklamationen, und dreht Dich dann mit ſtarker Fauſt im Kreiſe herum, damit die ganze hochachtbare Geſellſchaft ſehe, daß auch nicht das kleinſte Fleckchen mehr in Deinen Kleidern iſt. Kaum von dieſem erlöſt, ergreift Dich plötzlich der Stiefelwichſer am Beine, zwingt Dich vor aller Welt, ſeiner erniedrigten Operation Dich zu unterwerfen, bürſtet Dich hartnäckig n l'Anglniſe wacker ab, polirt mit ſeiner unübertrefflichen, glänzenden, glühenden Wichſe den einen Deiner Stiefel, läßt den andern des beſſern Contraſtes wegen ungeſäubert, und übergiebt Dich ſo Deinen Betrachtungen darüber, daß das Schickſal Dir die Annehmlichkeiten einer Equipage feindlich verſagt hat. Doch offene Arme nehmen Dich auf; rothe Kerls, wahre Affichen-, Annoncen- nnd Proſpektus-Krebſe bilden mit ihren tauſend Ankündigungen von Zeitungen, Journalen, Büchern, Kupferſtichen, Karten, Lithographieen, eine undurchdringliche, lebendige Barri-

*) Original-Mittheilungen unſers Pariſer Correſpondenten. D. R.

Digitized by Google

kade; wo Du ſie durchbrechen willſt, ſtrecken ſich Dir ihre papiergewappneten cardinalfarbigen Scheeren entgegen; Du mußt Dich bücken können, wie ein alter Höfling, oder überſetzen wie ein junger Hirſch, wenn Du ihnen entkommen ſollſt, ohne etliche Bogen von dem weißen, blauen, grünen, gelben, rothen Papiere zu kaufen, welches ſie Dir mit allem Reſpekte anbieten. — Zu ſeiner Zeit fand Boileau in dieſen Embarras de Paris Stoff nur für eine einzige Satyre; jetzt wo die Tollheit, die Zerſtreuung, die Schlenderei in allen Omnibus von Paris nicht mehr Platz findet, könnte er recht gut etliche große Helden-Gedichte, jedes zu 12 Geſängen und jeden Geſang zu 12,000 antiken Verſen darüber ſchreiben.

Der Königsplatz in München.

† München, Anfang Dez. Wer einen Plan der Reſidenzſtadt Bayerns betrachtet, findet mit Ueberraſchung, wie viel München ſeit zwanzig Jahren an Größe zugenommen, und wie es jetzt unter der Regierung des ruhmreichen Königs an großen Baudenkmälern gewonnen habe. Die neuen Schöpfungen, welche man, wie ſchon Einige bemerkten, mit Recht die Ludwigſtadt nennen kann, welche ſich in großartiger Anlage nach Nordweſten ausbreitet, ſchreiten mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit vorwärts; Palaſt reiht ſich an Palaſt, Gebäude an Gebäude; die neue Ludwigſtraße iſt eine der ſchönſten und größten in Deutſchland, in welcher gerade die abwechſelnde Mannichfaltigkeit der Privat- und öffentlichen Gebäude, je nach der Wohlhabenheit des Beſitzers, oder nach der Beſtimmung, einen äußerſt erfreulichen, angenehmen Eindruck bei jedem Fremden hervorbringt, der dieſe Straße beobachtend langſam durchwandelt. Welche Reihe der prachtvollſten Häuſer eröffnet ſich vom Bazar an, dem Odeon, dem Leuchtenbergiſchen Palaſte, jenem des Herzogs Max, dem Gebäude für das Kriegsminiſterium, das Blinden-Inſtitut, die Univerſität, das klerikaliſche Seminar, das Damenſtift und andere mit der Ludwigskirche! Aber gegen Weſten zu wird ſich in der Folge durch die Kunſtliebe des ſinnigen ſchöpferiſchen Königs erſt die Prachtfülle neuer Gebäude zeigen. Auf dem Plane von München lieſt man bei der Glyptothek den Namen Königsplatz. Lange Zeit wußte mir Niemand Aufſchluß zu geben, warum dieſe noch ganz freie Gegend dieſen Namen trage. Endlich wurde mein Forſchen belohnt, und ich vernahm, daß der jetzt noch freie Platz in wenigen Jahren von prachtvollen, wahrhaft königlichen Bauten eingeſchloſſen ſeyn würde. Der Glyptothek gegenüber ſoll ſich in gleicher Größe, mit ähnlicher Form, gleicher Länge und Höhe, einer gleichen Anzahl Säulen und einem Gibelfelde das neue Gebäude erheben, in welchem künftighin die Ausſtellungen der Kunſt- und auch der Induſtriegegenſtände ſtatt haben werden. Der Platz wird vorzüglich deswegen merkwürdig werden, weil er die drei griechiſchen Bauordnungen an den Gebäuden, die ihn einſchließen, zeigen wird. An der Glyptothek ſind die Säulen nach joniſcher Ordnung, an dem neuen gegenüberſtehenden Gebäude werden ſie nach der korinthiſchen, und an einem dritten Baudenkmale, das noch nicht beſtimmt iſt, ſollen Säulen nach doriſcher Ordnung als herrlicher Schmuck kommen. So wird dieſer Platz mit den neuen Gebäuden für Aufnahme der Kunſtgegenſtände geſtaltet: die plaſtiſchen Werke der Alten ſind in der Glyptothek vereinigt; in der Nähe iſt die Pinakothek, welche den auserleſenſten Bilderſchatz enthält; im neuen Gebäude, das wahrſcheinlich auch mit einem griechiſchen Namen wird genannt werden, ſoll ſich die neuere Kunſt zeigen. Rückwärts an dieſes Gebäude ſchließt ſich ein anderes, das ſogenannte Stift des heiligen Bonifacius. Es iſt nämlich der großartige Gedanke Sr. Majeſtät, hier auf dieſem Platze Kunſt, Wiſſenſchaft und religiöſes Leben zu vereinen. Das neue Stift, dem Apoſtel der Deutſchen zu Ehren genannt, ſoll eine Pflanzſchule für Geiſtliche werden, welche Religion und Wiſſenſchaft lehren, und im Sinne der erſten begeiſterten Prieſter wirken ſollen. Dieſes Stift wird durch einen Gang mit der neuen Bonifaciuskirche oder Baſilika verbunden. Dieſe Kirche wird 66 Säulen enthalten, und fünf Schiffe bilden, wodurch ſich dieſe Kirche vor allen übrigen der Welt auszeichnen wird, da nur die St. Paulskirche in Rom in ähnlicher Form mit fünf Schiffen gebaut iſt. Die Kirche wird im byzantiniſchen Style gehalten, die Decke und die ganze Dachkonſtruktion wird ſichtbar, doch harmoniſch mit den goldenen Wänden, welche von Heinrich Heß, ähnlich der Allerheiligenkirche, mit Freskogemälden geziert werden. Die wirkliche Decke kommt unter die ſchiefliegende Dachfläche, wird azurblau mit goldenen Sternen überſäet, ſo daß ſich gleichſam das Firmament darſtellt. Rückwärts um die Chor-Niſche, in welcher der Hochaltar zu ſtehen kommt, werden die Sakriſteien angebaut; die Verbindung mit dem St. Bonifaciusſtifte und der Kirche bildet die Chorkapelle, in welcher die Geiſtlichen gemeinſchaftlich den Chor ſingen; unter die Sakriſteien und einen Theil der Seitenkapellen kommt eine Gruft — die Katakomben, — in welcher die Geiſtlichen des Stiftes, nach alter Weiſe, begraben werden. Unter den erhöhten Platz des Presbyteriums — der Chor-Niſche — kommt eine Gruftkapelle. Dieſe neue Kirche ſoll für den umliegenden Theil der Vorſtädte eine Pfarrkirche werden; bekannt iſt, daß ſie einzig und allein aus der Privatkaſſe Sr. Majeſtät erbaut wird durch Ziebland, der ſich durch die Ausführung dieſes Baues nach ſeinem Plane würdig an die übrigen großen Künſtler Münchens anſchließt. Das Innere der Kirche, von einer Hauptmauer zur andern, beträgt eine Breite von 124 Sch., die Länge, ſo viel man ſieht, 262 Sch., die ganze Länge aber 306 Schuh. Bis zum Jahre 1842 ſoll ſie ganz fertig ſeyn.

Kleine Bücherſchau.

Allgemeine Encyclopädie der geſammten Land- und Hauswiſſenſchaft der Deutſchen, mit gehöriger Berückſichtigung der dahin einſchlagenden Natur- und anderen Wiſſenſchaften, bearbeitet von einer großen Geſellſchaft von Gelehrten, und herausg. von Dr. C. W. E. Potſche, und J. W. Krauſe. Leipzig 1827/36. 8. 17 Bde., in der Julius Baumgärtner'ſchen Buchhandlung.

Dieſes National-Werk macht den gerechten Anſpruch, unter die vorzüglichſten Erſcheinungen der praktiſchen Literatur neuerer Zeit zu gehören. Obſchon jeder Band mit niedlichen Lettern und 6 — 12 Kupferſtichen, gegen 650 — 700 Seiten füllt; ſo iſt daſſelbe doch durch die Kraft-Aeußerung der Julius Baumgärtner'ſchen Buchhandlung in 8 Jahren vollendet worden, und durch deſſen äußerſt geringen Preis von kaum 4 Karolin an alle gebildete Landwirthe und deren Kandidaten gekommen. Noch nie wurde ein Gegenſtand der Art mit ſo viel Umſicht und Koſten-Aufwand vorbereitet, noch weniger hat die ganze frühere Literatur der Haus- und Landwirthſchaft auch nur von Ferne einen Nebenbuhler aufzuweiſen. Dieſes erhellt ſchon aus den Namen der Verfaſſer, ehe man noch Zeit und Gelegenheit hat, den Inhalt des Werkes ſelbſt kennen zu lernen. So z. B. ſind: „für die Naturwiſſenſchaften, als Vorſchule der Landwirthſchft, zu Mitarbeitern gewonnen worden: 1) Für Agricultur-Chemie und Meteorologie Prof. Schübler zu Tübingen — 2) Für Öconomische Botanik Pfarrer Krauſe im Weimariſchen. — 3) Für Physiologie Prof. Heuſinger zu Würzburg. — 4) Für Diaetetik Prof.

Digitized by Google

Oſann zu Berlin. — 5) Für Feldmeß- und Nivellir-Kunſt, landwirthſchaftliche Bau- und Maſchinen-Kunde Prof. Fiſcher zu Greifswalde.

B. In der Landwirthſchafts-Lehre übernahm: 1) Prof. Schüblee zu Tübingen die Bodenkunde (Agronomie). 2) Landwirth Kreyßig zu Pillau in Preußen die Ackerbeſtellungs-Kunde (Agricultur) 3) Landwirth Schmaller auf Kuſſen in Preußen die ausführliche Düngerlehre. 4) Sekretair Schubarth zu Dresden den Bau der Feldfrüchte. 5) Prediger Huchinger im Meiningiſchen den Futterbau. 6) Lehrer Gruner zu Mednitz in Schleſien den Gartenbau. 7) Ritter von Heintl, Prof. und Beſitzer mehrerer Herrſchaften zu Wien den Weinbau. 8) Prof. Pfeil zu Berlin die Forſtwiſſenſchaft und Jagdkunde.

C. für die Viehzucht nach ihrem ganzen Umfange waren gewonnen: 1) Prof. Dietrichs zu Berlin für die Pferdezucht und keine Viehzucht, — wie Vieh-Arznei-Kunde. 2) Hofrath Franz zu Dresden für Rindvieh-Zucht. — 3) Oekonomie Rath Petri zu Weimariſch-Neuſtadt für die Schafzucht. — 4) Teichmann auf Möckern für die Teichwirthſchaft, und Dr. Schilling für die Flußſchifferei. — 5) Pfarrer Ritter im Weimariſchen für die Bienen-Zucht.

D. Die allgemeine Oekonomie verfaßte der Wirthſchafts-Direktor Koppe zu Reichenow, und

E. Die Kunſt-Wirthſchaft der verſtorbene Prof. und geh. Rath Hermbſtädt zu Berlin.

Kaum waren einige Bände dieſes höchſt faßlich geſchriebenen und lehrreichen Werkes in das große Publikum gekommen, ſo drangten ſich noch mehre Profeſſoren und Landwirthe bei, welche aus Liebe zur Sache noch einige einzelne Gegenſtände übernahmen. Daher das Werk ſchon im Beginnen der größten Vollſtändigkeit ſich nähern konnte. Zuerſt wurde es nach den 12 Monaten in 12 Bände abgetheilt, und in einem 13ten, mit einem Regiſter nebſt einem Anhange verſehen, welcher Deutſchlands Maaß-, Gewicht- und Münz-Kunde enthält.

So vortrefflich und brauchbar dieſes Werk in ſeiner erſten Geſtalt ſchon geweſen iſt, ſo haben doch einige Rezenſenten den Wunſch geäußert, zur Erhöhung des Werths deſſelben möchten noch einige Nachträge über einzelne Gegenſtände gemacht werden. Der Verleger, von Sehnſucht erfüllt, ſein Nationalwerk in höchſter Vollkommenheit prangen zu ſehen, eilte, noch 3 gleich große Supplement-Bände nebſt einem Regiſterbande und ſehr vielen Kupferſtichen, von ſachkundigen Gelehrten veranſtalten zu laſſen. So z. B. übernehmen: 1) Dr. Kurr zu Stuttgart die ökonomiſch-techniſche Mineralogie. 2) Prof. Zenker zu Jena die Naturgeſchichte ſchädlicher Thiere. 3) Bürgermeiſter Dr. Horn zu Bürgel die Rechtskunde für gebildete Hausväter. 4) Haushofmeiſter Teubner zu Schleitz die Koch- und und Back-Kunſt für die höhere, mittlere und niedere Küche. 5) Pfarrer Brehm zu Remthendorf den Vogelfang. 6) Prof. Völker zu Erfurt die Forſttechnologie, Nachträge zu Hermbſtädts ökonomiſcher Technologie.

Zu dieſen 3 Supplementbänden verfaßte auch der Pfarrer Krauſe ein vollſtändiges General-Regiſter als ein naturhiſtoriſches, technologiſches Realwörterbuch, wie in Beziehung auf die hier abgehandelten Wiſſenſchaften ein ſehr reichhaltiges Idioticon.

Aus dieſen nur ganz kurz angedeuteten Gegenſtänden, welche Männer von entſchiedenem Ruhme in ihrem Fache bearbeitet haben, wird Jedermann einleuchten, daß für ſelbſtſtändige Landwirthe, wie für alle Kandidaten der Landwirthſchaft keine vollſtändigere Belehrung nach allen Zweigen zu finden iſt, daher dieſe Encyclopädie allgemeine Empfehlung um ſo mehr verdient, als der Preis eines Monats-Bandes nicht höher iſt, als ein Kronenthaler.

Korreſpondenz.

△ Nürnberg 1. Dezember. Sprechen wir von etwas Erfreulichem, vom Theater, in welchem jetzt die Zaubertöne einer großen Sängerin verhallt ſind. Wir meinen Fräulein Agnes Schebeſt. Zum zweitenmale uns mit einem längern Aufenthalte beglückend zeigte ſie ſich in ihren ſchönſten Rollen. Wir ſahen und hörten ſie als Norma in der vielgeprieſenen Oper Bellini's, wo ſeine Lyrik ſich in die tiefen Eichenwälder Galliens verirrt, — als Othello, als Fidelio und als Romeo in „Capuleti und Montecchi.“ Einige derſelben gab ſie doppelt und überall hatten wir eine kräftige reine Altſtimme von hinreißendem Feuer und ungemein melodiſchem Klange, und das lebenvolle, fein nuancirte, echt dramatiſche Spiel zu bewundern, die Frucht ehemaliger Schauſpielſtudien der Sängerin unter Tieck in Dresden. Romeo, dieſe perſonificirte Romantik der Liebe, war der Glanzpunkt in dieſem Cyclus; einzelne Momente erinnerten hier an die große Schröder-Devrient. Am Schluſſe dieſer letzten Vorſtellung wurde Fräulein Schebeſt wie ſchon nach dem 1. und 2. Akte gerufen und Julia (Frau von Brodowitz) ſetzte der Künſtlerin den verdienten Lorbeerkranz auf. Unſere übrigen Sänger und Sängerinnen wirkten in allen Vorſtellungen nach Kraften mit, aber bald wurden die ſchwachen Stimmen von Bellinis Janitſcharenmuſik erſtickt, bald konnte das Spiel der Darſtellung kaum die Wage halten. Am wenigſten galt dies jedoch von Demoiſ. Henet, die jetzt unſrer Bühne angehört, und wie ſchon früher als Norma, ſo auch als Desdemona uns zu ihrem Engagement Glück wünſchen ließ. Ein neuer Tenoriſt, Herr Weitgoſt aus Leipzig hatte mehr gefallen, wenn ſein Spiel nicht zu geſpreizt geweſen wäre; Telegraphenſtellungen taugen nichts auf dem Theater; Herr Löwe leiſtete als Floreſtan in Fidelio mehr, als ſich erwarten ließ; unſer Baſſiſt, Herr Geißler, ließ ſeine trockene Stimme ſtets gleichmäßig erſchallen, und iſt übrigens ein Automat. Luſt- und Schauſpiele bieten ſeit einiger Zeit ausgewähltere Stücke. Madame Kuppinger-Lay erntete als Gaſt in beiden Beifall; ihr Spiel, wie das ihrer Tochter, zeigte, daß ſelbſt Kotzebue'ſche Stück wie „Johanna von Montfocon“ und „die kleine Zigeunerin“ wieder neu und anſprechend werden konnen. Intereſſant war uns neulich „Wahrheit und Lüge“ von unſerer hochverehrten Landsmännin der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, der Schweſter eines königlichen Dichters und Gemahlin eines gelehrten Prinzen. Am Schluſſe dieſes Stückes, wie auch am Tage nachher hatten wir den Genuß, die jungen Gebrüder Eichhorn zu hören. Das muſikaliſche Kleeblatt zeigt eine erſtaunenswerthe Fertigkeit; ihr Spiel beſitzt eine ſolche Anmuth, ihr Bogenſtrich eine ſo einſchmeichelnde Müde, daß man darüber die große Sicherheit und Taktfeſtigkeit überſieht; Paganinis wildes Stürmen im Reich der Töne wird bei ihnen ein ſanfter Blumenregen aus einem Zauberlande. —

†. Hannover Ende Nov. 1836. Wenn ich, meinem anfänglichen Verſprechen gemäß, über den literariſchen Zuſtand Hannovers einmal reden ſoll, ſo müßt' ich billiger Weiſe, was die neuen Erzeugniſſe der Preſſe betrifft, zuerſt von dem Hannover'ſchen Adreßbuche und dem Haushaltungs-Kalender ſprechen, nicht allein, weil der Ehrwürdigkeit ihres Alters der Vorrang gebührt, ſondern weil ſie ſtreng genommen, auch die einzigen Werke von allgemeinem Intereſſe ſind, die in ſtets verjüngter Geſtalt hier in's Leben treten, um ſich nach Verlauf eines Jahres wieder ſchlafen zu legen oder in die Kramladen und Conditoreien zu wandern. Ein ſehr weiſes Verfahren, welches das Ueberdrüſſigwerden verhindert. Wenn Sie glauben, daß ich hier nur ſcherze, ſo muß ich Sie doch bitten, dieſen Scherz wenigſtens theilweiſe im Ernſte zu nehmen. Ich ſagte Werke von allgemeinem Intereſſe, und glaube dann recht zu haben. Unſre Buchhandlungen, ſo achtungswerth beide ſind, pflegen eben den Zweig der Literatur wenig oder gar nicht, welcher die allgemeine Theilnahme für ſich fordert; bis auf einige Romane von Henriette Hanke, welche Dame in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung ein, wie es ſcheint, dauerndes Aſyl gefunden hat, wüßt' ich kein belletriſtiſches Werk, welches hier in jüngerer Zeit an den Tag gekommen wäre. Die genannte Handlung beſchrankt ihre Thatigkeit auf wiſſenſchaftliche, gelehrte Werke, und Schulbücher. In dieſen Theilen aber leiſtet ſie Ausgezeichnetes. So verdanken wir ihr u. a. die trefflichen geographiſchen Lehrbücher von Volger, die verſchiedenen Werke über deutſche Sprache von Heyſe, und beſonders des letztern Fremdwörterbuch, ein Werk, welches alle ähnlichen weit hinter ſich läßt, und ſtets an Vollkommenheit zunimmt. Jetzt iſt davon bereits die 8. Auflage in ſchöner Ausſtattung, und wiederum ſtark vermehrt, erſchienen. Die Hellwingſche Hofbuchhandlung ſcheint die medicíniſche Literatur beſonders zu kultiviren. Ein bedeutendes Unternehmen in dieſer Hinſicht hat ſie in den mediciniſchen Annalen begonnen, welche von dem hieſigen Leibchirurgus Holſcher redigirt, und von Sachverſtändigen ſehr gelobt werden. Gleichfalls aus dem Verlage dieſer Handlung ging die merkwürdige Schrift des Medicinal-

Digitized by Google

raths Matthäi, aus Baden, hervor: „Medicinisch-pſychologi-
ſches Gutachten über die Verurtheilung des Emil de la
Roncière.“ Ich führte dieſe Schrift hier nochenmal an, weil ſie durch
die Anzeige des Generals de la Roncière, Vaters des Verurtheilten,
er werde Auszüge aus dieſer Schrift, welche die Unſchuld ſeines Soh-
nes klar an den Tag lege, bekannt machen, eben in dieſem Augenblicke
wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit rege gemacht hat. Die dritte hieſige
Buchhandlung (Fr. Cruſe) hat gar keinen Verlag, ich glaube, ſie hat
ſelbſt kein Recht dazu, indem Sie wohl nur aus einer frühern anti-
quariſchen Handlung hervorging. Als Sortimentsgeſchäft iſt ſie übri-
gens nicht ganz unbedeutend. Ein ſchneller Seitenblick auf die hie-
ſigen Muſikalienhandlungen iſt mir hier wohl geſtattet. Unter
dieſen ſteht die Nagel'ſche Hofmuſikalienhandlung oben an, weil ſie die
einzige iſt, die eignen Verlag hat. Nagel liefert zwar keine große,
aber mitunter doch bedeutende Werke kleineren Genre's: namentlich
favoriſirt ſie das Lied, das einſtimmige, wie das vierſtimmige. Unter
erſtern hat ſie mehre treffliche Sammlungen von Marſchner. Die
Woltmann'ſche Muſ.-Handl. hat ſtets ein reichhaltiges Lager und lie-
fert alles Neue in möglichſter Schnelligkeit. Ihr Verlag beſchränkt ſich
auf Portraits von Componiſten und Muſikern, welche, ſeltſam genug,
der Verleger ſtets dieſem oder Jenem dedicirt. Ich meine die Wid-
mung des Werkes komme nur dem Schöpfer deſſelben zu; wie komiſch
klingt es nun, wenn der Muſikhändler die Copie eines Portraits von
Mozart dieſer oder jener Prinzeſſin oder Fürſtin in Unterthänigkeit
widmet. Die beiden andern Muſikalienhandlungen ſind nicht bedeutend.
Da ich einmal von meinem Thema, der Literatur, abgeſchweift bin, ſo
will ich in aller Kürze hier auch noch der beiden Hofkunſthandlungen
Schrader und Hornemann, beide ſehr thätig, zwar in Nebenbran-
chen am thätigſten, erwähnen, und dann zum Hauptthema zurückgehen,
und zuerſt einen Blick auf unſre periodiſche Literatur werfen. Vor
wenigen Jahren hatte die Stadt Hannover ſelbſt noch keine periodiſchen
Blätter weiter, als ein kleines politiſches Blatt: „Hannover'ſche Nach-
richten“ und das „Magazin“ zu den „Königlichen Anzeigen“. letztere
ſelbſt zählen nicht. Jetzt hat ſich die Zahl ſchon bedeutend vermehrt.
Aus den „Nachrichten“ iſt die, täglich erſcheinende „Hannover'ſche
Zeitung“ geworden, das Magazin beſteht fort und erhält ſich durch
ſeinen gemeinnützigen Inhalt ſtets in Achtung, obgleich es das nicht
mehr iſt, was es früher war, wo bedeutende Männer, z. B. ein Lich-
tenberg, mit daran arbeiteten. Neu hinzugekommen ſind „die Po-
ſaune“, als belletriſtiſches Blatt, die „Hannover'ſchen Kunſtblätter“,
dem Intereſſe der Kunſtausſtellungen gewidmet, die „Hannover'ſchen
Landesblätter, Beiträge zur Kenntniß, Geſetzgebung und Verwaltung des
Königreichs Hannover“, die ihre Tendenz im Titel aus-, und dieſer,
tratz ihres ſehr unregelmäßigen Erſcheinens, oft auf kräftige Weiſe ent-
ſprechen, und endlich die ſchon erwähnten „Annalen für die geſammte
Heilkunde.“ Mehrere dieſer Blätter werden von Männern redigirt
und geſchrieben, die theils den Ruf nicht haben, den ſie verdienen,
theils von ſolchen, die es — ſeltſam genug — entweder für gefährlich,
oder für — ich weiß nicht wofür ſonſt halten, als Schriftſteller aufzu-
treten. Dieſe Vornehmthuerei, dieſes Sichzurückhalten, dieſes ewige
Vorſchützen von Dienſtgeſchäften, ſind hauptſächlich daran Schuld, daß
Hannover, was die Literatur betrifft, in einem ſehr zweideutigen Rufe
ſteht. Männer, die im Grunde gern ſchreiben, die ſelbſt Talent dazu
haben, halten ſich zu gut, ſich zu Schriftſtellern zu erniedrigen. Nicht
ganz, aber doch zum Theil in dieſe Klaſſe gehört z. B. ein Mann, den
ich nennen darf, weil er ſich ſelbſt genannt hat; es iſt der Advokat
Detmold. Sein erſtes und bis jetzt einziges Werk — unus sed leo
— die Ihnen bekannte „Anleitung zur Kunſtkennerſchaft“, erregte bei
ihrem Erſcheinen in ganz Deutſchland Aufſehen. Alles gratulirte uns
zu dieſem Schriftſteller, in dem ein echter Humor, eine geſunde, kräf-
tige Satyre wohne. Aber er iſt ſeitdem verſtummt. Er ſchreibt zwar
— wie es allgemein heißt — die Kunſtblätter, aber unter ſeinem Na-
men ſchreibt er nicht, mit einem Worte er vergräbt ein großes Talent
und Gott weiß, aus welchem Grunde. Vornehmer Staatsdiener iſt er
nicht, ich glaube er will es auch gar nicht ſeyn, eben ſo wenig ver-
kennt er gewiß die Größe und Würde der Poeſie und Literatur, die
freilich — wie aber alles in der Welt — in ihrer Würde oft verletzt
wird, noch weniger kann ich glauben, daß er ſich um niedrige, unbe-
achtenswürdige Anfeindungen nur im Geringſten kümmere; es bleibt
mir alſo nur der Wunſch übrig, daß er ſeinen Weg weiter gehen mö-
ge. — Die einzigen allgemein bekannten hieſigen Literaten ſind W.
Blumenhagen und G. Harrys — obgleich beide mit den Werken
vieler Jahre das einzige Detmolds nicht erreichen, unbeſchadet den Ver-
dienſten Beider. Jener erſcheint noch immer alljährlich in der Reihe
der Taſchenbuch-Novelliſten und Erzähler, und iſt jetzt mit der Heraus-
gabe ſeiner ſämmtlichen Werke beſchäftigt; dieſer ſchreibt ſeine „Po-
ſaune“ rüſtig in's ſechſte Jahr hinein, und verſieht nebenher die deut-
ſchen Bühnen mit Novitäten. Das ſind die Dioskuren unſrer Literatur;
ich kann von keinem Andern ſprechen, der bekannt wäre, obwohl der
verdienſtlichen Männer noch mehr hier leben; ich ſpreche nur von der
Belletriſtik. Mit Herrn Fr. Voigts ging's uns, wie es leider wohl
mit Detmold, der, nachträglich ſey es noch geſagt, ſchon längere Zeit
ſich in Paris amuſirt, gehen wird. Als er vor einer Reihe von Jah-
ren in der „Urania“ mit ſeinem „Schatzgräber“ den Sieg davon trug,
begrüßten alle Blätter freudig den talentreichen Dichter, und der talent-
reiche Dichter erwiederte den Gruß mit keiner neuen Schöpfung und er
würde uns auch heute gewiß nicht eingefallen ſeyn, wenn er nicht
eben in dieſem Augenblicke in einer trefflichen Novelle lebte, die er
durch unſre „Poſaune“ an's Tageslicht fördert. Nun hätt' ich höchſtens
noch Holbein zu nennen; (mich ſelbſt bin ich beſcheiden genug nicht
mitzuzählen, denn dieſe meine Werke werden nicht unſterblich ſeyn;)
er iſt aber als Dichter ſchon lange weit weniger thätig, wie als Direc-
tor unſrer Bühne; und wenn er ſelbſt ab und an ein dramatiſches
Produkt liefert, ſo erfahren wir am allerſpäteſten was davon. Seine
literariſche Thätigkeit iſt alſo faſt ohne allen Einfluß auf Hannover.
Mit der Bemerkung, daß es allerdings eine undankbare Sache iſt, in
Hannover ein Künſtler oder Literat zu ſeyn, beſchließ' ich für heute
dieſe kurze Revue, mir eine Erklärung des „Warum's“ auf's nächſte
Mal vorbehaltend.

---

*† Berlin, 20. Nov. Unſere diesmalige Kunſtausſtellung
war nach dem Ausſpruch von Sachverſtändigen eine der glänzendſten, die wir
noch gehabt haben, ſowohl in Bezug auf die Quantität, als die Vortrefflichkeit
der ausgeſtellten Bilder. Für die Zukunft jedoch darf man ſich noch erfreu-
lichere Reſultate verſprechen, indem die von ausländiſchen Künſtlern bei-
getragenen Werke, und die Anerkennung, welche die meiſten verdienter-
maßen bei unſern Kritikern gefunden, gewiß nicht ohne Einfluß auf die
Aemulation unſerer inländiſchen Künſtler bleiben werden. — Bei der
Senſation, welche Hrn. Green's Luft-Reiſe über den Kanal gegen-
wärtig macht, dürfte es nicht ohne Intereſſe und ohne Darbietung
von Vergleichungspunkten ſeyn, einen Bericht über diejenige Luftfahrt
zu liefern, welche Blanchard vor mehr als 50 Jahren machte. Er
war von Dover am 7. Januar 1785 um halb 2 Uhr Nachm. abgereiſt,
und ließ ſich in der Nähe von Calais nieder. Mit Hrn. Blanchard
befand ſich der Dr. Jefferies, ein geborner Amerikaner, in dem Luft-
ſchiffe. Beide Reiſende wogen zuſammen ungefähr 250 Pfd., die Gondel
nebſt den 3 Ballen mit Ballaſt und den übrigen nothwendigſten Bedürf-
niſſen 50 Pfd. Unter den letzten befand ſich die Beſchreibung der Reiſe,
die Hr. B. mit Hrn. Sheldon gemacht hatte; eine große Blaſe, ent-
haltend Briefe von verſchiedenen vornehmen Perſonen an ihre Freunde
in Frankreich, ein Seekompaß, einige philoſophiſche Inſtrumente; zwei
Flaggen, eine franzöſiſche und eine engliſche, eine Bouteille Branntwein
und Mundproviſionen, 2 Kleider mit Korkholz beſetzt, die zum Schwim-
men eingerichtet waren ꝛc. Ueberdem hatte Hr. B. am Luftball eine
Vorrichtung von Stricken angebracht, an welchen er ſich mit ſeinem
Gefährten hätte anhängen können, wofern es zur Erleichterung des
Ballons erforderlich geworden wäre, das Boot ganz abzuſchneiden, und
es fallen zu laſſen. In dem Augenblick, da ſie in die Höhe gingen, war
ein tiefes Stillſchweigen unter den Zuſchauern; da man ſie aber gerade
über's Meer fortfliegen ſah, ſo erhob ſich ein Freudengeſchrei von allen
Seiten. Hr. B. grüßte in der Schaluppe ſtehend die Verſammlung mit
der Hand, mit dem Hute und mit ſeiner Flagge. Der Ballon verfolgte
ſeinen Weg in einer horizontalen Richtung, und erhob ſich allmählig in
die Lüfte. Mit einem Male aber ſah man ſolchen ſinken, ſo, daß er
beinahe die Oberfläche des Waſſers berührte. In dieſem Augenblicke wa-
ren die Luftſchiffer genöthigt, ſich alles ihres Ballaſtes und der unnü-
tzen Zierrathen an der Gondel und ſogar auch ihrer Kleidungsſtücke zu
entledigen. Wäre die Gefahr noch augenſcheinlicher geworden, ſo war
der Dr. Jefferies ſchon völlig entſchloſſen, ſich ins Meer zu ſtürzen,
um wenigſtens das Leben ſeines Reiſegefährten zu retten. Mit einem
Mal ging aber der Ballon wieder in die Höhe. Um halb 3 Uhr konnte
man den Ballon von der Küſte von Frankreich aus erkennen; er ſchien
mit widrigen Winden zu kämpfen, und bald nord- bald ſüdwärts ge-
trieben zu werden. Ungefähr um 3 Uhr kam er merklich näher, und
ſchien der Richtung nach auf der Küſte der Picardie tief gegen Süden
hinzuſteuern, endlich aber wendete er ſich wieder nordwärts, und kam
zwiſchen Boulogne und Calais, anderthalb deutſche Meilen von letztge-
dachtem Ort Nachm. um 4 Uhr glücklich zur Erde herab. Er befand ſich
nun dritthalb Stunden vom Seeufer, jenſeits des Waldes von Guines,
und ward von dem Hrn. Honinctur, dem Sohn, empfangen, und
nach dem Schloſſe des Vicomte Deſandrouin geführt, woſelbſt die
Reiſenden die Abendmahlzeit hielten. Sobald ſie außer Gefahr waren,
umarmten ſie ſich, und das ſo herzlich, daß ſie nicht ſahen, was um ſie
her vorging, und daß man genöthigt war, ſie mit Gewalt von einander
zu trennen. Noch an demſelben Abend, wo ſie die Reiſe glücklich vollen-
det hatten, wurden ſie in einem mit 6 Pferden beſpannten Wagen nach
Calais gebracht, den ihnen der Stadtrath entgegenſchickte. Dieſer hatte
auch die Ordre gegeben, daß ihnen die Stadtthore eröffnet werden ſoll-
ten, ſie möchten ankommen, zu welcher Zeit ſie wollten. Und ob ſie gleich
erſt um 2 Uhr nach Mitternacht anlangten, ſo fanden ſie doch alle Ein-
wohner in den Straßen, die laut riefen: „Es lebe der König und die
Luftreiſenden!“ Sie ſtiegen bei Hrn. Mouron, einem Mitgliede des
Stadtraths, ab. Am folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, ward
die franz. Flagge auf die Hausthür des Hrn. Mouron geſteckt, auf
den Thürmen wurden die Fahnen der Stadt befeſtigt, die Kanonen zu
verſchiedenen Malen gelöſt, und die Glocken aller Kirchſpiele läuteten
wie an einem Feſttage. Der Stadtrath und alle Offiziere der Garniſon
begaben ſich am Morgen zu Hrn. Mouron, um die Reiſenden zu be-
willkommnen; um 11 Uhr brachte man ihnen von Seiten der Stadt
den Ehrenwein, und lud ſie zu einem Banquet auf dem Rathhauſe.
Vor dem Mittagsmahl überreichte der Vornehmſte des Rathes Hrn.
Blanchard eine goldene Kapſel, auf deren Medaillon ſeine aeroſtati-

Digitized by Google

ſche Maſchine in dem Augenblick der Ankunft gravirt war, und in welcher ſich das Bürgerrecht von Calais für Hrn. Blanchard befand. Man bot auch Hrn. Dr. Jefferies ein ſolches Bürgerrecht an, der aber, als ein fremder Unterthan, es nicht annehmen zu dürfen glaubte. Endlich, um die Ehre, welche man den Reiſenden erzeigte, vollſtändig zu machen, bat ſie der Magiſtrat von Calais, ſie möchten ihren Luftball ihnen überlaſſen, damit er in der Hauptkirche von Calais aufbewahrt werden könnte, ſo wie ehedem in Spanien das Schiff des Chriſtoph Colomb, und man beſchloß, an dem Orte, wo ſie ſich niedergelaſſen, eine Pyramide von Marmor zu errichten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß dieſer Triumph der Stadt Calais um ſo angenehmer ſeyn muß, weil an dem nämlichen Tage und zu eben der Zeit im Jahre 1558 Calais wieder nach dem merkwürdigen Siege des Herzogs von Guiſe unter franzöſiſche Botmäßigkeit kam. Hr. Pilaſtre de Rozier (derſelbe, welcher, angeſtachelt von dem Tadel wegen ſeiner früher beabſichtigten, aber aufgegebenen Reiſe über's Meer, dieſe ſpäter unternahm, und ein Opfer derſelben wurde) gab den Reiſenden das Geleite bis nach Paris.

D Pyli auf der Inſel Eubeoa (Negropante) in Griechenland am 23. Sept.*) (5. Okt. neuen Stils) 1836. Sie erſuchten mich, Ihnen für Ihr Blatt von Zeit zu Zeit Notizen über Griechenland zu liefern. Ich ſtehe keinen Augenblick an, dieſem Wunſche zu entſprechen.

Pyli, mein gegenwärtiger Aufenthaltsort, iſt ein in mancher Beziehung, ſowohl aus der ältern Geſchichte, als aus den Zeiten des Freiheitskampfes an Begebenheiten reicher Ort. Hier ſoll ſich Achilles nach der Inſel Scyros (in einer Nähe von 50 Seemeilen dem Auge ſichtbar) eingeſchifft haben, um ſich durch Verbergung alldort, dem Zwange zum trojaniſchen Kriege zu entziehen. Fünf Stunden von hier, aufwärts, beim Dorfe Pygadi, finden ſich graue Trümmer einer Münze, wo zu Römerzeiten Silber geſchlagen wurde — das ſo reiche Bergwerk iſt verſchwunden; jedoch finden Landleute und Hirten von Zeit zu Zeit gediegene Silberſtufen, was ſie indeß ſorgfältig zu verheimlichen bemüht ſind. 6 Stunden von Pyli, abwärts gegen die türkiſche Grenze, entdeckte ich im ſogenannten Pelecki bei Mantudi (Beſitzung der Herrn Tombaſi zu Hydra) die koloſſalen Ueberreſte einer bedeutenden Hafenſtadt — Mauern, und Molothürme von runder Form, in cyclopiſchen Trümmern, verwitterte, vom Zahn der vorübergegangenen Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende, benagte Trümmer von Bildſäulen und Architraben, Arabesken und Mauerverzierungen, beinahe alle von Eybartigem Geſteine, blendender Weiße, einer Art verwitterten Urkalkes, deſſen Bruch ſich nirgends mehr, und vielleicht nur in Paros oder Cap Sunium, wo ſolche Steine ſich mir zeigten, vorfindet; der Name dieſer in der graueſten Vorzeit vielleicht blühenden Stadt iſt verklungen, ihre Chronologie hinabgerollt in das Meer der Vergeſſenheit, und nur der ſpäte Nachkomme ſteht von Wehmuth ergriffen, anſtaunend die mächtigen Werke der Menſchenhand, deren geſtorbene Pracht noch in Ruinen zur Bewunderung hinreißt.

Zwei Stunden von Chalkis, der Hauptſtadt der Inſel Eubœa ſtand Aulis, die alte weltberühmte Stadt. Iphygeniens Opfertod an Dianens Altare, zum Heile Menelaus und der nach Ilion ziehenden Griechenſchaaren. Kaum ſieht man noch Trümmer von ihr, dieſer bedeutenden Hafenſtadt, und dieſe ſind den Felſen gleich geworden; obgleich ſie erſt unter Philipp von Macedonien zerſtört wurde, gleich Eretria. Vier Stunden vom Dorfe Pyli, und zwei vom Dorfe Achmet-Aga, welches zwei Engländer, die Herren Noël und von Müller von dem Türken Myedie-Bey gekauft, und mit ſinniger Hand verſchönert haben, ſieht man mitten im Gebirge, an der Hauptſtraße durch die Inſel, an einem von himmelhohen, drohenden Felſenmaſſen eingeſchloſſenen Engpaſſe, wo ſelbſt das ſicherſchreitende Saumthier, vor dem ſchauerlichen Abgrunde bebt, die Ueberreſte einer Verſchanzung, welche die Hellenen im Freiheitskampfe gegen die nach Xerochori, der nördlichſten Stadt der Inſel, ziehen wollenden Türken aufgeworfen hatten. Hier floßen Ströme von Blut. 2500 Griechen gegen Omér Paſcha's Janitſcharen und Ali Paſcha's Albaneſen, im Ganzen gegen 6000 Mann. Letztere gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, vor ſich die wuthſchnaubenden Griechen, zur Linken die unerſteigbaren Felſenwände, zur Rechten den gähnenden Abgrund! Liſtig genug hatten die Griechenſchaaren ſie hieher gelockt. Als ſie ſich zum Rückzuge wandten, hatten die Griechen gegen 600 Mann auf den gefährlichſten Pfaden abgeſchickt, ſie umgangen, und nun ging das Gemetzel nach Herzensluſt los. Vor, hinter, neben ſich Tod, Tod auf allen Seiten, entkamen nur gegen 700, welche ſich nach Chalkis, in die Feſtung warfen. Ich empfing die treue Tradition von dem Spahi Ali Meleck, welcher nun mein Lehrer in der türkiſchen Sprache iſt, und einer der dem Blutbade Entronnenen war. Der Engpaß heißt Derwenn, und das dortige Bollwerk noch jetzt „böſe Treppe.“ Nun will ich mich an die Beſchreibung meines Aufenthaltsortes und anderer Privatverhältniſſe, die ſowohl Ihnen Intereſſe einflößen, als auch meinen Landsleuten vom Fache, wenn ſie Luſt nach Griechenland haben, zu wiſſen wünſchenswerth ſeyn dürften. — Das Thal, an deſſen Eingange, gelehnt an verworrene Gebiegsmaſſen, deren groteske Formation an den Kampf der Giganten erinnert, das Dorf Pyli (eigentlich nur ein unſymmetriſches Gemiſche ärmlicher Strohhütten) liegt, mündet ſich in einer Entfernung von 1/4 Stunde in's Meer. Die Gebirge auf der Südſeite ſind bedeckt mit Waldvegetation. Die vorkommenden Holzarten beſtehen in: Pinus maritima, Pinus cembra, Pinus abies, Taxus baccata, Juniperus communis (mit Beeren von der Größe einer Musquetkugel, roth) J. Sabina, Quercus aegylops, Qu. coccifera, Qu. ilex, pubescens, Rhus cotinus, Olea europaea, Phyllyria latifolia, Arbutus andrachne, A. unedo, Myrthus communis, Nerea Oleander, Ceratonia syllyqua, Platanus orientalis, Crataegis torminalis. Pyrus persica. Cercis siliquastrum. Gleditsia vulgaris. Crataegis oxyacantha. Prunus avium. Ficus. Morus alba. M. nigra. Prunus cerasus acida. Juglans regia. Prunus domestica. Pyrus pyrater. P. malus silvestris. Salix amygdalina. Arbutus fruticosus. A. uvs ursi. Rosa spinosissima. Lonicera periclimenum. L. Xylosteum. Erica mediterranea. E. vulgaris. E. tetralix. Spartium junceum. Hedera helix. — Seit dem Monat Mai wohne ich in einem, vom Staate mir erbauten, geſchmackvollen Forſthauſe. Im oberen Stocke beſitze ich 2 große Zimmer, von denen das eine mein Wohn- das andere mein Arbeitszimmer iſt, und ein Schlafgemach. Im untern Stocke befinden ſich, das Zimmer für die unter meinem Befehle ſtehenden Soldaten und meinen Bedienten, der Stall meiner Pferde, Küche, Keller und Holzlage. Die Fronte des Hauſes offen gegen das Meer, auf dem ich die geringſte Wellenbewegung entdecken kann — die geſundeſte Lage von der Welt, aber auch die manchmal ſchrecklichen Seeſtürme von der erſten Hand mitgetheilt, ſo daß ich im Anfange fürchtete, der Neubau möchte zuſammenſtürzen — jetzt bin ich es gewöhnt. Gegenüber in einer Entfernung von 20 Seemeilen die Inſel Scopelos, Scyathos, Iliodróme, Xeró Dúo Adelphi, Scanntzura, Scyros, Mytilene. Ich ſage Ihnen, es iſt eine entzückende Lage, und die volle Geſundheit, welche mir dieſelbe verſchaffte, während ich vorigen Jahres zu Mantudi wohnend, ſchrecklich von dem 12 Monate anhaltenden klimatiſchen Fieber zugerichtet wurde, läßt mich das Leben erſt recht genießen. Nur ein Herz, dem ich mich mittheilen könnte, eine liebe Gattin fehlt mir, und dazu ſehe ich keine Ausſicht. Es iſt wahr, ich fand unter dem ſchönen Geſchlechte in Griechenland wahre Prachtgeſtalten, aber ich glaube, ſie ſind nur für's Auge. — Der Weg vom Dorfe hinab an's Meer ſtreicht durch Platanen- und Pinien-Dickigte, durch einen Wald von Feigen-, Oel- und Wallnußbäumen, bis hin, wo ihn die auf eine Fläche von 1/2 □ Stunden ſich erſtreckenden ſchönen Weingärten des Dorfes aufnehmen. Der hier wachſende Wein iſt trotz der barbariſchen Behandlung und Aufbewahrung in nur obenhin gereinigten Fäſſern einer der edleren Sorte, und würde bei ſorgfältigerer Behandlung nektarähnlich werden. Geſtern und heute iſt die Weinleſe, und da ich zugleich Amtmann des Dorfes bin, und, weil die armen Leute nicht ſchreiben können, alle ihre Streitigkeiten ſchriftlich abmachen muß, alle ihre Bitten an den Dimarchen beſorge, ſo haben ſie mein Haus heute mit einer Unzahl von Trauben überhäuft. Nun will ich mir meinen Wein nach der guten Bamberger Weiſe zubereiten; die Fäſſer habe ich vorräthig, nur fehlt die Kelter, deren Surrogat ich nun in den Füßen eines derben Palikaren ſuchen werde, nota bene, wenn er ſie zuvor brav gewaſchen, und beinahe andere Haut angezogen hat, damit mein projectirter Göttertrank nicht eine ſehr profane Quinteſſenz erhält. — Mein Bezirk erſteckt ſich auf 3 Dimarchien, der Zweiflüſſe, und der Halbſümpfe, und umfaßt einen Flächenraum von beinahe 4 □ Meilen, aber beſchwerlich ja gefährlich ſind die Wege, ſie können eigentlich nur Pfade genannt, und nur von einheimiſchen Pferden paſſirt werden. Mit Ende dieſes Monats September erwarten wir die Rückkunft unſeres ſo heißgeliebten Königs. — Ungeduldig harrt die ganze Nation Seiner, wie eine Familie, welche ein geliebtes Glied vermißt. Es iſt eine Stimme, eine Liebe, die ſich ausſpricht in der wahren Liebe für Ihn. Dieſer feurige Enthuſiasmus wird und kann nie in dem Herzen der Nation verlöſchen, und iſt zu innig mit Seiner hohen Perſönlichkeit verwebt. Er, der jugendliche Apoll, erbte von Seinem erlauchten Vater die Tugenden des Herrſchers und Helden, Klugheit, Beharrlichkeit, ſtrenge Gerechtigkeit und den unerſchütterlichen Muth, von der ſchönen Mutter die Milde und einnehmende Figur. Möge Er die Gattin gefunden haben, Kodrus Thron mit Ihr zu theilen! Alle Augen ſind auf dieſes wichtige Ereigniß gerichtet. Wir können kaum die Stunde erwarten, wo uns der Kanonendonner von der Acropolis die Kunde entgegenhallt! — Es iſt wahr, die Nation ſteckt jetzt in Schulden, aber die mannigfaltigen Landesproducte, der Seehandel, der täglich mehr auflebt, eine deutſche Finanzwirthſchaft in den Händen der klugen und erprobten Männer, denen dieſe Aemter anvertraut ſind, das Auge des Monarchen, dem nichts entgeht, der in Allem lebt, läßt mit Zuverſicht das Beſtehen des jungen Staates, ja ſeine einſtige Größe vorausbeſtimmen. — Der Bau des königl. Pallaſtes in Athen geht raſch vorwärts — in meinem Bezirke gab ich gegen 3000 koloſſale Eichen und Föhren ab. Athen ſoll ſich außerordentlich verſchönert haben, wie man ſagt; ich ſelbſt war ſeit zwei Jahren nicht mehr dort, denn ich bin an meinen Beſtimmungsort gefeſſelt, und nach Athen zählen wir von hier 30 Stunden; zudem iſt der Aufenthalt dort ſehr koſtſpielig, und überdies wäre mir zur Reiſe in die Reſidenz die Bewilligung des Königs nothwendig. Was ich von dorther erfahre, iſt Alltägliches, und es thut mir leid, Ihnen trotz dem beſten Willen Nichts von dort mittheilen zu können, und muß Sie bitten, ſich mit den freilich ſehr landjunkeriſchen und langweiligen Nachrichten vom Lande einſtweilen begnügen zu wollen.

*) Verſpätet eingetroffen.

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger

Sonntagsblatt.

1836. Nr. 25.

Weinlied.

Die Freude winkt!
O Brüder trinkt
Aus ihrem Goldpokale!
Vergeſſen bietet ſie dem Schmerz
Und Wonne füllt das trunkne Herz,
Wie bei der Götter Mahle.

Ihr holder Gruß
Iſt Lied und Kuß
Und ſüßer Himmelsfrieden.
Was du verloren, kehrt zurück:
Der Jugend und der Liebe Glück
Wird dir aufs Neu' beſchieden.

Die Freude winkt!
O Brüder trinkt
Aus ihrem Zauberbecher!
Muth, Lieb und Kraft zu edler That:
Das iſt der Freude goldne Saat
Für frohe deutſche Zecher.

Die drei Mädchen.

Eine Geſchichte zum heiligen Abend.

„Meine ſchöne Johanna und du, meine gute Lilias, kommt her zu mir", ſagte die ehrwürdige Gräfin Moray zu ihren lachenden, glücklichen Enkelinnen, „kommt her, Kinder: bringt euren heiligen Abend bei mir zu. Für die Zaubermittel habe ich wohl nicht geſorgt, auch bin ich nicht geſtimmt, die gewöhnlichen Künſte mit euch zu erproben, aber ich weiß eine Geſchichte, die das erſetzen mag, und ſie wird euch nicht minder gefallen, weil eine Frau mit grauen Haaren ein Geſchichtchen aus der Zeit erzählt, wo ihre Locken ſo braun waren, wie die Brombeeren, und ihre Augen ſo ſtrahlend, wie die euren."

„Wahrhaftig, das wird ſie nicht, liebe Großmutter!" ſagte die muntere Lilias, „aber doch möchte ich die Beſchwörung des heiligen Abends mitmachen. Du läßt dir nicht träumen, wie dieſe Nacht dem harrenden Mädchen theuer iſt. Laß uns den Brauch vollbringen, und morgen, Großmutter, morgen wollen wir für dein Geſchichtchen ganz Ohr ſeyn."

„Aechte Schottinnen!" ſagte die Gräfin, „mit ganzer Seele am Wunderbaren hängend, ſo lüſtern, in die Zukunft zu ſchauen. Aber verſucht euch in den Zauberkünſten nicht, meine Kinder, wenn ihr mich lieb habt. Ach! noch jetzt vermag ich nicht ohne Thränen und unausſprechlichen Schmerz daran zu denken; denn das Schickſal einer theuren Jugendfreundin drängt ſich meiner Seele auf. Setzt euch, Kinder, die Geſchichte wird euch den Verluſt der Zeit erſetzen; auch mir wird es Freude machen, von der Vergangenheit zu ſprechen, und wenn ſie euch, wie ich hoffe, von der Thorheit dieſer abergläubiſchen Bräuche überzeugt, dann habe ich meine Abſicht mehr als erreicht. Wollt ihr zuhören, Kinder?" „Was könnten wir dir verſagen, edle Großmutter?" ſagte die liebliche Johanna. „Erzähle nur, du haſt unſre Erwartung recht geſpannt. Horch, Wind, Regen und Schnee — eine Nacht, wie geſchaffen für eine Geſchichte. Erzähle, liebe Großmutter; das Feuer im Kamine brennt luſtig, die Lampe wirft einen hellen Schein, und wir ſitzen ruhig da, unſre Gedanken ſind geſammelt — alſo nur herbei mit deiner grauſigen Geſchichte!"

Die ehrwürdige Dame begann: „Vor vielen Jahren kamen die drei liebenswürdigen Töchter eines edlen Hauſes an dieſem Abend in einem düſtern Walde zuſammen, um den Zauber der Nacht zu erproben, der, wenn er wirkſam ſich zeige, die Schattenbilder der Männer, die einſt ihre Gatten werden ſollten, vor ihre Augen führen mußte. Sie hatten ſich zum erſten Male an ſolchen Verſuch gewagt; die gewaltige Neugierde erſtickte ihre Furcht (denn ſie waren nicht minder furchtſam, als ſchön); aber als ſie ſich in dem dunkeln, melancholiſchen Walde allein ſahen, fühlten ſie einige Regungen von Bangigkeit und Unruhe, und darum beſchloſſen ſie, durch einen, gewiſſer Maſſen heiligen, Anfang das Unternehmen, welches ſie hergeführt hatte, zu weihen. Sie waren zu jung, um über dieſe ſeltſame Verbindung des Göttlichen und Dämoniſchen zu lachen, und als nun Katharina, die älteſte Schweſter, mit vernehmlicher Stimme den Spruch gegen Hexerei herſagte, beteten die beiden andern andächtig mit. Nachdem ſie auf dieſe Art ſich gegen Unheil geſchützt glaubten, wuchs ihr Vertrauen mit jedem Satze des Hexenſpruches, und als Agnes, die lieblichſte und jüngſte von den dreien, mit ihrer ſanften Stimme gefaßt Amen ſagte, waren ſie hinlänglich mit Muth gerüſtet, und vor der Gewalt des Böſen ferner nicht bang. Ich weiß nicht mehr alle Formeln, die bei der Gelegenheit üblich ſind. Katharina trat hervor, und ſetzte, nachdem ſie gewiſſe Worte feierlich geſprochen, ihre Gabe für den Geiſt, den ſie beſchworen, ruhig auf den Boden; aus ſeinem Benehmen gegen ihre Spende ſollte ſie ihr künftiges Loos erſehen. Sie hatte einen ſchönen Roſenſtock gewählt, es hingen viele aufgeblühte Roſen daran, und ihre Schweſtern betrachteten in einiger Entfernung die reichen Farben, als ſie durch Waffengeklirre und lautes Geſchrei, wie von Männern in wildem Kampfe, erſchreckt wurden. Einen Augenblick waren ſie unentſchieden, ob ſie fliehen oder ſich verbergen ſollten, als ihrer Ungewißheit durch die Erſcheinung eines furchtbaren stattlichen Hochländerhäuptlings ein Ende gemacht wurde. Er ſchwang das breite Schwert, und ſtürzte ſich auf den Roſenſtock, als ob er ihn mit all ſeiner zarten, vergänglichen Schönheit vernichten wollte. Plötzlich blieb er ſtehen, ſein Arm war nicht mehr zum Zerſchmettern aufgehoben, die Waffe glitt freundlich neben dem Blumenſtrauch herab, ſie ſahen ſein blaues Auge mild und freundlich auf die Blumen lächeln, wie er ſich niederbeugte, ſie zu pflücken, und in demſelben Augenblick ihren Augen entſchwand. Katharina war gar nicht ungehalten über ihre Zukunft, und

Digitized by Google

den beiden andern gab die Erſcheinung ihres ſchönen Bräutigams neue Ermuthigung, die ihrige zu beſchleunigen. Mariane, die zweite Schweſter, legte einen Lilienſtengel an die Stelle des Roſenſtockes, und dann ſagte ſie mit klopfendem Herzen und irrenden Augen den Spruch. Nochmals ward die Stille unterbrochen, der ſchnelle mächtige Hufſchlag eines Kriegsroſſes erdröhnte, und das Phantom eines edlen Cavaliers ſtieg von dem Roß, und ging langſam auf die Lilie zu. Sein Antlitz war ſchön, aber über allen Ausdruck traurig, Thränen fielen auf die Blume, wie er ſie an die Lippen drückte, und mit Grazie in den Buſen ſteckte. Auch er war wie ein Traum verſchwunden, als die ſchöne Agnes hervortrat, ihren Theil an den Zauberkünſten der Nacht zu vollbringen. Sie zitterte, aber ſie mochte nicht zurücktreten; mit ſchwacher Stimme ſagte ſie den Spruch, und hing ihr weißes Taſchentuch an einen Baumzweig. Diesmal ward kein Getöſe gehört, eine grauſige, feierliche Stille ging ihrem unerwarteten Schickſal voraus. Aus dem Walde kam ein langer Zug von Reitern und Fußgängern hinter einem Sarge daher, der gerade auf ſie zugetragen wurde; viele ſchattenhafte Diener hielten das Leichentuch, viele leichenblaſſe Begleiter folgten. Agnes ſchaute athemlos vor Erwartnng auf den Leichenzug; er kam langſam und feierlich daher, bis er unter den Baum gelangte, wo ihre weiße Spende leicht im Winde flatterte; einen Augenblick ſah man das Tuch über ihnen flattern, dann fiel es mitten unter die Reiter, und Agnes ſah die blaſſen Finger des erſten Leidtragenden darnach greifen."

„Tage, Wochen, Monde enteilten; ſie fanden Agnes über ihre zerſtörten Hoffnungen brütend in Erwartung des Todes, den ihr das Phantom im Walde verkündet hatte. Aber ſie ſtarb nicht; jeden folgenden Monat wunderte ſie ſich, daß ſie noch lebte. Nun begann ſie die Wahrhaftigkeit des Omens zu bezweifeln, um ſo mehr, da der Hochländer noch nicht um ihre Schweſter gefreit hatte, die mit einem Günſtling des Königs verlobt war, und ihrer Hochzeit mit jedem Tage entgegen ſah. Da dachte Agnes, auch ſie dürfe nun auf Liebesanträge hören; entzückt lauſchte ſie den Worten eines edlen Freiers aus dem Blnte ihres Königs. Walter war ihr Alles, und die Vorbedeutung im Walde war vergeſſen."

Die Hochzeit Katharina's ſollte auf einem Landſitze ihres Bräutigams vor ſich gehen, und Agnes war mit ihrem Verlobten dazu geladen. Auch Mariane war gegenwärtig, und was hätte ſchöner ſeyn können, als dieſe Hochzeit? Doch dem ſchönen Morgen folgte ein trüber Abend. Ehe ſie noch die Kirche, in der die Trauung vollzogen werden ſollte, erreicht hatten, waren unzählige Hochländer von den Bergen herabgekommen, und griffen die unbewaffneten Gäſte an. Die Kameronier kommen, ſchrien die erſchrockenen Mädchen, und flohen nach allen Richtungen vor ihrem Anblick. Der Bräutigam fiel im Gefecht; die Braut ward, wie ſie zu ihrem ſterbenden Gatten eilte, von dem kecken Häuptling erfaßt, und in ſeine Brautkammer, in die Hochlande geſchleppt. Mariane entkam im Getümmel. Walter rettete durch ſeine verzweifelte Tapferkeit die Geliebte: er bahnte ſich mit dem Schwerte einen Weg durch die Feinde, und ermuthigte die Bewaffneten, die zu Hülfe kamen, die Feinde zurück zn treiben. Es gelang, und Stille, wiewohl von Jammer begleitet, herrſchte wieder in der Halle des jungen, unſeligen Bräutigams."

„Doch die ſchlimmſte Folge dieſes ſchrecklichen Ueberfalles war der traurige Einfluß, den er auf Agnes Seele hatte. Ihr Glaube an die Vorbedeutnngen im Walde kehrte wieder; ihr Vertrauen auf ihr Lebensglück war erſchüttert; mit demſelben Gefühl, das den ſchwindelnden Wanderer treibt, ſich in den Abgrund zu ſtürzen, in den er zu fallen fürchtet, beſchloß ſie, das Geſchick, das ihrer Furcht unabwendbar ſchien, zu beſchleunigen. Durch das Loos der Schweſter von der Unabwendbarkeit des eigenen überzeugt, wollte ſie dem Geliebten den Schmerz ihres Verluſtes erſparen; darum brach ſie jede Verbindung mit ihm ab, und weigerte ſich, ihn vor ſich zu laſſen. Walter ſchwankte zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung; er berief ſich auf ihr Herz, ihren Verſtand, und ihre Dankbarkeit. Agnes war gegen alle Vorſtellungen taub; ſie wähnte, es ſey ihr beſtimmt, eines frühzeitigen Todes Opfer zu werden, und dieſer Bräutigam würde ſie noch am Fuße des Altars ihrem irdiſchen Freunde entreißen. Walter floh mit gebrochenem Herzen aus der Heimath, er ging zur Armee, und ſuchte im Getümmel einer militäriſchen Laufbahn die Wunde zu heilen, die ihm friedliche Zeiten geſchlagen hatten. Während ſeiner Beſuche bei ſeiner Familie gewann Mariane Intereſſe an ſeinem Wohle: ſie ſah ihn oft, ſprach mit ihm von Agnes, milderte durch ihr Mitgefühl ſeine Leiden, und ſchmeichelte durch ihre Bewunderung ſeinem Stolze. Er hatte kein Herz für eine andere; Mariane, wiewohl er ſie nicht liebte, wurde ſeine Vertraute, ſeine Freundin, und zuletzt ſein Weib. Es war ihr Wille, nicht der ſeine: und welchem Weibe gelang nicht, was ſie über das Gemüth eines Mannes beſchloſſen! Sie heiratheten, nnd wurden unglücklich. Von Walter's Herz war nicht die Rede geweſen, und Marianens Benehmen war nicht geeignet, es zu gewinnen. Sie wurde eiferſüchtig, empfindlich, eigenſinnig, und zeigte ihrem unglücklichen Gatten zu bald den Unterſchied zwiſchen ihr und der ſanften Agnes. Ein ſolcher Anfang konnte nur ein trübes Ende haben; auf dem Krankenlager, von dem ſie nicht mehr aufſtehen ſollte, ſchickte ſie nach ihrer jüngeren Schweſter. Agnes kam, aber nur noch zeitig genug, um den Leichenzug zu ſehen, der die unſelige Mariane in ihr frühes Grab geleitete. Der Wittwer erkannte ſogleich ſchon von Ferne die Geliebte ſeiner Jugend, er flog ihr entgegen, und wie ſie ſeinen Verluſt mit Thränen ungeheuchelten Schmerzes beweinte, nahm er ihr weißes Taſchentuch, und trocknete zärtlich ihre holden Augen. O! wie tief ſeufzte Agnes in dieſem Augenblick! Sie ſah in dieſer Scene die Erfüllung jenes Omens, und weinte bei dem Gedanken, wie ſie die ſchönſten Jahre ihres Lebens getrübt, und mit ihrer und ihres Geliebten Glück geſpielt hatte. Ach! ſchreckliche Täuſchung! rief ſie in der Bitterkeit ihres Herzens, was haſt du mir genommen!"

„Nach Verfluß der Trauerzeit gab ſie Walter die Hand, nnd indem ſie ſeine Tage erheiterte, ſuchte ſie das verlorne Glück zu vergeſſen."

„Aber ſie haben ſich doch bekommen, Großmutter!" ſagte die ſchöne Lilias lachend — „was wollten ſie mehr?" „Jugend, nnd ihre Liebe und ihre Hoffnung, und all ihre ſchönen, herrlichen Gefühle, ſie waren alle mit der Zeit entflohen," ſagte die ehrwürdige Gräfin, „und Agnes und ihrem Walter blieb nichts, als die Erinnerung, die ihr Loos nur verbitterte. Er war bei ihrer Hochzeit ſchon über die erſten Jahre des Mannesalters hinaus: ſie war nicht mehr jung, und wiewohl nicht elend, waren ſie doch nicht glücklich; bloß von ihren Nachkommen erwarteten ſie ihr Glück. Agnes hat es gefunden, aber Walter —"

„Großmutter!" rief Lilias, „deine Thränen ſagen mir, du erzählſt deine und des Großvaters Geſchichte! Ich will warten, bis mir der Himmel einen Mann ſchickt, und mich in dieſen Zauberkünſten nie mehr verſuchen. Laß mich dich küſſen, edle Großmutter: deine Lilias wird dieſe heilige Abend-Geſchichte nie vergeſſen."

Das liebe Mädchen ſchlang die Arme um ihre ehrwürdige Ahnfrau, und in dieſem Augenblick wäre ſchwer zu entſcheiden

Digitized by Google

geweſen, was ſich ſchöner ausnahm, das Mädchen in dem Glanze ihrer ſtrahlenden Jugend, oder die Gräfin in der Ruhe ihres ehrwürdigen Alters. F . . . .

Reiſe-Bilder aus England.

III. Die Adelaide-Gallerie in London. (Schluß.)

Ein eben ſo intereſſantes als unterhaltendes Experiment iſt das mit der Maus in der Taucherglocke. Der Nutzen der Taucherglocke iſt allgemein anerkannt, ſie leiſtet die wichtigſten Dienſte bei Werken unter der Oberfläche des Waſſers, z. B. bei Brücken- und Leuchtthürmenbau und bei Auffindung verſunkener Güter auf der See. Die Maus befindet ſich unter der gläſernen Glocke in einer Art ſich leicht beweglichen Käfigs, ähnlich denen der eingeſperrten Eichhörnchen, und pumpt, indem ſie ſich bewegt und dieſen Käfig in umdrehende Bewegung ſetzt, Luft in die Glocke; allein in die wirkliche Taucherglocke, unter der ſich Menſchen befinden, wird die Luft vermittelſt lederner Schläuche von der Oberfläche des Waſſers gepumpt. — Dr. Arnott's hydroſtatiſches Bett. Ein Waſſerbaſſin, in Geſtalt einer Bettſtätte, iſt mit einem waſſerdichten, leichtbeweglichen, elaſtiſchen, ſehr befeſtigten Ueberzuge bedeckt, auf welchem das Bett ruht, den Kranken vor Aufliegen ſichert, und demſelben noch andere Vortheile gewährt. — Owen Griffith's bewegliches Bett, welches ſich nach jeder Poſitur des Kranken richtet. — John Cow's luftdichte Bandage, welche durch immer gleichen Druck auf gebrochene Glieder, allen äußern Reiz abhält, und die größte Gemächlichkeit verſchafft. — Dr. Georg Weatherhead's Lager für Perſonen, die am Rückgrat leiden; der Grad der Ausdehnung kann mit mathematiſcher Genauigkeit eingehalten und nach Belieben augenblicklich modifizirt werden. — Eine Sammlung von Inſtrumenten, welche ſchwaches Gehör unterſtützen; künſtliche Augen ꝛc. ꝛc. — Magenſpritzen oder Magenpumpen von Read für Menſchen und Thiere; die Pumpe für letztere hat noch ein Stilet, um harte Körper im Magen zu zerſchneiden oder zu zermalmen. — Eine Menge Modelle von verbeſſerten Schießgewehren und Kugeln. — Dann eine Anzahl von Modellen verbeſſerter Ackergeräthe. — Modelle verbeſſerter Webſtühle. — Eine höchſt intereſſante lithographiſche Preſſe von Baker, die faſt beſtändig in Thätigkeit, außerordentlich einfach und bequem iſt. — Modelle trefflicher Buchdruckerpreſſen. — Globuſſe, (z. B. von Addiſon, 3 Fuß Durchmeſſer mit den neueſten Entdeckungen), mathematiſche Inſtrumente. Apparat für Experimente mit polariſirtem Lichte, die ſo unterhaltend als intereſſant und überraſchend ſind. Beſonders Dr. Seebeck's Stück eines nicht ausgeglühten Glaſes, mit einem Kreuze und andern Figuren mit den Complementarfarben, wenn es durch einen Turmalin mit reflectirtem Lichte geſehen wird; dann David Brewſter's gothiſches Fenſter von ſchwefelſaurem Kalke verſchiedener Dicke, welches transparent und farbelos erſcheint, allein durch einen Turmalin geſehen die Complementarfarben in größter Pracht zeigt. — Mikroſcope, Kalindaſcope, verſchiedene Spiegel, Teleſcope, worunter eines dunkle Körper wie durchſichtig erſcheinen läßt; Darker's Polariſcope, um das Syſtem der Ringe um die Axen verſchiedener Kryſtalle zu zeigen; Darker's Inſtrument, die verſchiedenen Farben zu zeigen, welche hervorgebracht werden, wenn dünne Selenitlamellen in verſchiedenen kryſtalliniſchen Lagen aufeinanderliegen. — Glaskugeln und Röhren, zu zeigen, daß Flüſſigkeiten ſehr ſchnell im leeren Raume ſieden. — De Lur's trockne voltaiſche Säule. — Electriſirmaſchinen ꝛc. ꝛc. — Dent's Taſchenthermometer. Wird wie eine Taſchenuhr getragen. Der Zeiger bewegt ſich vermittelſt eines Arms, der aus zwei Metallen, Stahl und Meſſing beſteht, die in gleichen Temperaturen verſchiedene Expanſibilität haben; dieß Inſtrument zeigt vor allen die Temperatur eines Vacuums und dient vorzüglich, um die Temperatur der Bergwerke beſſer als ein anderes Thermometer zu zeigen, da demſelben nicht leicht etwas zuſtoßen kann. Verſchiedene Modelle von Spar- und andern Oefen. — Modell eines chemiſchen Tiſches von John Ham aus Briſtol. Deſtillation, Decoction, Digeſtion und Evaporation und alle chemiſchen Präparate können in beweglichen Geſchirren oder Gefäßen durch Dampf oder bloßes heißes Waſſer gemacht werden. Der Apparat iſt in Küchen und Zuckerbäckereien gleich gut anzuwenden. — Perkin's verbeſſerte Methode, Häuſer, Amtsſtuben, Conſervatorien ꝛc. ꝛc. zu heitzen. Ein patentiſirter Apparat, beſtehend aus einer continuirlichen Röhre, welche von einem Spiralröhrſiedkeſſel aus- und auf denſelben wieder zurückgeht, mit einer Expanſionsröhre von Dimenſionen, welche die Vermehrung des Volumens der Flüſſigkeit durch die Hitzeabſorption in ſolchem Verhältniſſe zulaſſen, daß die Vermehrung oder Expanſion durch unrichtigen Druck keinen Nachtheil erleidet. Während der Aktivität des Apparates iſt das Ganze hermetiſch geſchloſſen und ein außerordentlich erhitzter Waſſerſtrahl wird in beſtändiger Circulation erhalten, indem er vom obern nach dem untern Theile des Keſſels geht. Das Prinzip dieſer Wirkung iſt die relative ſpezifiſche Schwere der zwei Waſſerſäulen, wovon eine die aufſteigende (ascending), die andere die niederſteigende (descending) heißt. Dieſe Verſchiedenheit der ſpezifiſchen Schwere iſt hinreichend, eine äußerſt ſchnelle Cirrulation des heißen Waſſers durch die ganze Länge der Röhre, ſo viele Krümmungen und Bewegungen ſie auch haben mag, zu bewirken. Die Hauptzimmer der Gallerie werden durch dieſen Apparat geheizt. — Mehre treffliche Filtrirapparate. Bekanntlich muß das meiſte Trinkwaſſer in London filtrirt werden. — Ein höchſt merkwürdiges cylinderförmiges Stück Eiſen, kalt gebogen und in einandergewunden, wie gewöhnliche Bandſchleifen oder Knoten. Es wird gebraucht zur Manufaktur der Kettentaue, von Harfords, Davis u. Co. zu Briſtol. Nach vor kurzer Zeit würde man eine ſolche Biegung zu Münchhauſens Lügen gerechnet haben! — Mehre treffliche Gaſometer. — Perkins'ſche Ventilatoren. — Ausgezeichnete Barometer, vorzüglich ſolche, die in der Marine gebraucht werden. — Pumpen aller Art. — Mehre Modelle von Schiffen aller Art, alter und neuer Bauart, mit den genaueſten Dimenſionen. — Muſikaliſche Inſtrumente, z. B. eine ſehr ausdrucksvolle Orgel von Flight und Söhnen, mit Pedal, großem Umfange bei geringer Maſſe und mit ausgezeichneter, nach Willkühr und Geſchmack zu leitender Schwellung und Schwebung des Tones. — Ein ſelbſt ſpielendes großes Pianoforte mit Claviatur, mit den neu erfundenen Patent Creſrendo und Minuendo Bewegungen und Apparat zur Tonänderung, von Rolfe und Söhnen in London. Mot's Patent-Soſtenanteian Poforte, welches das einzige Claviaturinſtrument iſt, welches Ausdruck vermittelſt der Finger im vollkommenſten Sinne giebt, durch einen eigenen, mit Füßen zu bewegenden Apparat. Ohne dieſen gewöhnliches Pianoforte. Aehnliches war aber in Deutſchland ſchon vor vielen Jahren bekannt. — Die Bauart der engliſchen Fortepiano iſt ſehr ſolid; doch ſoll die franzöſiſche in manchen Fällen ausgezeichneter ſeyn. Beide ſind ſchwer zu ſpielen, geben aber mehr Ausdruck, feinern Klang und vor allem eine eigenthümliche Schwellung und

Digitized by Google

Schwebung des Tones, was man bei deutſcher Arbeit oermißt. Der Preis letzterer aber iſt gegen erſtere unverhältnißmäßig niedrig, ein gutes engliſches Inſtrument fordert ein ſtarkes Kapital. — Aeuſeeſt ſein ſind die Modelle von Gebäuden in oerſchiedenen Stoffen, in Gyps, Kork, papler maché ꝛc.ꝛc., alter und neuer Zeit; unter letztern ſind viele Phantaſieſtücke, d. i. von Gebäuden, wie ſie ſein ſollen zu den verſchiedenartigſten Zwecken. — Ausgezeichnete Gypsabdrücke. — Perſiſche Seiltänzer mit 3 Muſikanten, ein ſehr ſchöner, in dieſer Art kaum zu übertreffender Mechanismus mit muſikaliſchem Werke. — Ein täglich in Thätigkeit ſtehender Webſtuhl, Strohhüte für Damen zu ſertigen. — Cireulation gefäebtes Alkohols, nm die Circulation des Blutes nachzuweiſen. — Marriot's Patentwage, auf welcher die Beſucher der Gallerie ihr Gewicht beſtimmen können; und ein Größemeſſer nach engliſcher und franzöſiſcher Seala. — Das bis hieher Angeführte aus dem Bereiche der Modelle mag genügen, um zu beweiſen, daß die Gallerie einen wahren Schatz in Dingen dieſer Art beſitze. Von den nicht angeführten, oder eben uur allgemein bezeichneten ſind noch manche, die einzeln genommen, an unſern Anſtalten, wie man zu ſagen pflegt, Furore machen würden. Wollen wir nun eine kleine Angabe von naturhiſtoriſchen Geguſtänden machen, welche, wie geſagt, der Beſucher der Gallerie als einzeln hingeſtellt, ohne ſyſtematiſche Ordnung und mit ſogenannten Kurioſitäten vermiſcht, denken muß. Die größeren Anſtalten ſahen dies auch ein uud ordnen nun wiſſenſchaftlicher: es iſt darum viel intereſſanter, Muſeen, oor allen das britiſche, zu beſuchen. Doch zur Sache! — Eine hübſche Muſchelſammlung nach Linné's Syſtem georduet. — Eine groſe Menge Verſteinerungen; — foſſile Muſcheln. Petrefakten von Van Diemens-Land ꝛc. Ausgeſtopfte Schlangen. — Fiſchgerippe. — Eine ſchöne Sammlung ameeikaniſcher Mineralien. — Eine groſe Menge ausgeſtopfter Vögel, namentlich von Waſſerovögeln. — Kopf und Fuß eines Albatroß, Kopf eines Krokodils, Kopf eines Hammels mit vier Hörnern. — Eine Menge von Thierverſteinerungen. — Eine Menge Erze aus oerſchiedenen Theileu der Erde. — Aeuſſerſt ſchön aneinander gereihte Sandarten von der Alum Bay. — Vögel und Inſekten von Neu Süd-Wallis. — Gigantiſche Ammonshörner. — Einige intereſſante Pflanzenexemplare aus den engliſchen Colonien. —

Nun einige Kurioſitäten. — Indianiſche Waffen. — Ein Stück des äuſeren Bretterwerkes, des Schiffes „Sophie" welches faſt oon Ratten durchgefreſſen war. — Verſchiedene Trinkgeſchirre von den Tafeln der Könige wilder Völker. — Ein Stück des Mantels, in welchem Georg IV. gekrönt wurde (ein ſchönes Muſter engliſcher Sammtmanuſaetur). — Umkleidung oon ägypt. Mumien (Fabrikat von wenigſtens 1000 Jahr v. Chr.). — Robin Hood's lederner Trinkbecher. — Vergiftete Pfeile. — Suppenſchüſſel and Suppenlöffel der südamerikaniſchen Wilden, und ditto Keulen zum Kriegführen. — Indianiſche Bettüberzüge und Kopfkiſſen. — Waffen und Hausgeräthe afrikaniſcher Wilden. — Waffen, welche den Mördern des Capitain Cook abgenommen wurden. — Ein Stock, welcher dem Don Miguel gehörte!!

(To show his scepter's sway?)

Nachdem wir nun ſo oom Vortrefflichſten bis zum Plunder heruntergeſtiegen ſind, wollen wir uns zum Ende nochmals aufſchwingen und etwas ſchildern, weiches dem Ganzen die Krone aufſetzt: dieß iſt das groſe und groſartige, Waſſerſtoff-Sauerſtoffgasmikroſeop (Oxygen-Hydrogenmikeoſeop) welches das Solarmikroſeop bei weitem übertrifft. Letzteres war bekanntlich ſeit Jahren ein Werkzeug groſes Intereſſes für alle jene geweſen, welche die winzigſten Gegenſtände der Natur u. Kunſt dem uubewaffnet, ſchwachen Auge oorzuführen pflegeu. Allein dieſes Mikeoſcop kann nnr daun angewendet werden, wenn ein helles Sonnenlicht günſtig iſt. Es war darum eiue wichtige Aufgabe, ein, die Sonnenſtrahlen erſetzendes, Licht zu gewinnen. Dieſe Aufgabe iſt uun auf die wahrhaft glänzendſte Weiſe von den Herreu Cooper und Cary gelöſt woeden: es wird nemlich ein Strom von Waſſerſtoff- und Sauerſtoffgas, im Zuſtand der Verbrennung, auf eiue Kalkkugel geleitet, wodurch ein ſehr ſchönes, iutenſionshelles Licht erzeugt, und durch die ganze Vorrichtung und Aufſtellung des Inſtrumentes das Solarmikroſeop verdrängt wird, indem jenes bei weitem ſtärker iſt, uud zu allen Zeiten des Jahres, des Tages, und der Nacht angewendet werden kann. Die Mikroſcope dieſer Art, welche dem beſprochenen nachgebildet worden ſind, erreichen bei weitem nicht das Original.

Das dem Inſtitute der Abelaidegallerie gehörige Mikroſeop wurde oon Hrn. Cary (Optiker, Strand, London) errichtet, und iſt das beſte, welches in dieſer Art je gefertigt worden iſt. Es hat drei Parthien Gläſer; die der erſten Kraft vergrößern ſechzehntauſendmal, die der zweiten achtmalhundertt auſendmal, und die der dritten mehr als drei millionenmal.

Die verſchiedenartigſten nnd intereſſanteſten Gegenſtände, in Ausſchnitten oon Holz, Juſektenflügeln, Federn ꝛc. ꝛc., dann Tropfen der verſchiedenartigſten Flüſſigkeiten ſind der Kraft jener Vergrößerungsgläſer von H. Gould ausgeſetzt worden. Beſagte Tropfen ſind es vorzüglich, die nns eine ſo wunderbare uud überraſchende Welt zeigen, daß ſich der Zuſchauer uumöglich des lauten Ausdruckes der Bewunderung enthalten kann. Die ſonderbarſten, gigantiſchſten Formen nnd Geſtalten zeigeu ſich: die raſcheſten Bewegungen gehen vor ſich, oder es eutwickelt ſich ein augenblicklichee Krieg oder die ſchnellſte Regeneration uach Vernichtung: ein Mikrokosmus entwickelt ſich, der dem Intereſſe des Makrokosmus nicht nachſteht! Die Wiſſenſchaft kann nur durch dieſe treffliche Vorrichtung gewinnen!

Das Lokal des Mikroſkops iſt ein groſes finſteres Zimmer; im höchſten Theile des Hanſes, ganz ſchwarz augeſtrichen, mit Ausnahme des Theiles der Mauer, auf welchem ſich die Gegenſtände abſpiegeln, und der eine eiruude, ſchneeweiße, ſehr groſe Fläche bildet. Dieſer Fläche gegenüber ſitzen die Zuſchauer auf Bänken, die ſich teraſſenförmig heben. Ueber den Zuſchauern iſt an der Mauer, der weißen Fläche gegenüber, die Oeffnung für den optiſchen Apparat angebracht: von hier aus geht der Strahl des zu zeigenden Gegenſtandes in gemeſſener Entfernung, und geiſterartig erſcheint das Bild auf der Fläche, welche nicht ſelteu ganz und gar eingeuommen wird. Der optiſche Apparat iſt ſelbſt weſentlich vou dem gewöhnlichen verſchieden: das Auffaugen und Coneentriren der Lichtſtrahlen bedarf keines Spiegels: ſie werden von 2 Gläſern aufgefangen, parallel nach einer dritten Linie geleitet, und von dieſer hinter das Object coucentrirt geführt. Von hier aus wird der Schatten des Objektes in beliebig ſtarken Vergeößerungslinien auf die beſagte Wand geworfen. Die Bilder ſind höchſt deutlich, die Farbe natürlich, — die Umriſſe des allerkleinſten oft bis zum Erſchrecken groß. Ein eigenes Gefühl bemächtigt ſich des Zuſchauers, wenn das Schauſpiel geendet, und der helle Tag durch die Thüre und Fenſter fällt: der Zauber ſchwand; man möchte leicht alles für Täuſchung halten — aber Unglaube iſt unmöglich. Der erſte Trunk Waſſers, den wir thun, erinnert uns an die rieſengroßen Abbildungen der winzigen Geſtalten in dem ſo kleinen Waſſertropfen; wir denken unwillkührlich, daß wir nun vielleicht unzählbare Myriaden ſolcher lebender Weſen verſchiingen: der nächſte

Digitized by Google

Gedanke iſt der an die Möglichkeit des Lebens in noch kleinern Räumen, ja, daß wir mit jedem Athemzuge vielleicht unendlich kleine belebte Weſen in uns aufnehmen: Der nächſte Gedanke iſt dann ein Glaube an die Univerſalität des Lebens — und dieſer Gedanke iſt Todesſtoß für Unglauben und Aberglauben!! —

So weit von den Gegenſtänden in der Gallerie. Es läßt ſich vermuthen, daß dieſelben in wenig Jahren zu ungeheurer Menge und Großartigkeit anwachſen werden: ſchließt der Eifer, Intereſſantes aufzunehmen, auch die Bereitwilligkeit zur Annahme des weniger Intereſſanten, des blos Kurioſen, nicht aus, ſo wird, wie oben ſchon angedeutet, der Werth jenes durch den geringen Werth dieſes, nicht beeinträchtigt werden. England iſt in einer merkwürdigen Kriſe des Erfindungsgeiſtes: haben die neulich in Briſtol, vor einer Verſammlung von Gelehrten und Naturforſchern, vorgezeigten Experimente die höchſte Aufmerkſamkeit erregt, und unter Männern vom Fache einen ſolchen Enthuſiasmus hervorgebracht, daß manche derſelben treffliche Entdeckungen aus Ehrfurcht vor jenen kaum mehr zu nennen wagten, ſo läßt ſich vorausſehen, daß in kurzer Zeit noch Wichtigeres entdeckt, und der Natur faſt jedes Geheimniß abgelauſcht werden wird! —

Was die Explikationen und Vorleſungen im Saale betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß dieſelben um 10 oder 11 Uhr beginnen, und bis ſpät in den Nachmittag hinein fortdauern. Gewöhnlich beginnen die Experimente mit dem Electro-Magnetismus, dann werden die mit dem Dampfſchießgewehr, mit der Stahlverbrennung, mit den Ankern, mit allgemeiner Mechanik, mit dem Mikroſcope, — und wohlgemerkt — manches zweimal vorgenommen: dann folgen die Vorleſungen über Chemie, zu Zeiten auch über Akuſtik und Muſik. Ein Zeichen mit der Glocke verkündet eine neue Abtheilung. Manches beluſtigende Experiment fällt dazwiſchen, und füllt aus.

Der Council, oder Rath der Geſellſchaft, beſteht gegenwärtig aus den Herrn: Peter Harris Abbot, William Shaw Bond, J. Strettel Brickwood, Franzis Giles, James R. Gowen, A. Howe Holdsworth, John Maeneill, Charles Morris, James Morris, Abel Peyton Phelps, Franzis Rivaz, W. M. Williams Wilſon Saunders, John Shaw, John Abel Smith, George Robert Smith. Superintendent iſt Charles Payne, Profeſſor der Chemie Maugham, Sekretair Everth.

Das königliche Hoftheater zu München.

Briefliche Mittheilungen Ende November 1836.

** I. Der Auswärtige, lebe er am Rhein oder an der Elbe, ſtellt ſich vor, daß München unter dem wohlthätig einwirkenden, in ſteigender Entwickelung begriffenen Einfluſſe der Kunſt einer großen in der Geſchichte dereinſt bedeutſamen Periode mit Macht entgegenſchreite. Die Fremden, die Bayerns Königs-Stadt unabläſſig beſuchen, werden mit dieſem Maßſtabe in der Hand, den verbreiteten glänzenden Ruf mehr oder minder bey ihrer Rückkehr in die Heimath, in den Salons, in den traulichen Freundſchafts-Zirkeln, am Kamine, im Kaffeehauſe oder im Dachſtübchen einem Gleichgeſtimmten gegenüber entweder beſtätigen, oder theilweiſe zugeben, aber nie ganz in Abrede ſtellen. Geſchmack, feine, äſthetiſche Bildung, lebhaftes, leichtentzündbares Gefühl, und die kühn auflodernde Flamme ſchaffender Begeiſterung ſind nie das Gemeingut aller Stände geweſen. München hat bei allen politiſchen Phaſen, bei allen literariſchen Stürmen und bei den manichfachen Reformen in der ſchönen Literatur, ſeinen eigentlichen Grundcharakter bis auf den Augenblick bewahrt, wenn wir einzeln hervortretende Erſcheinungen nicht als Ausnahme unſerer beſondern Aufmerkſamkeit werth halten wollten. Die Napoleoniſche Kriſis, um wenigſtens einen beſtimmten Abſchnitt, einen feſten Anhaltungspunkt, für ein haltbares Raiſonement zu gewinnen, konnte nicht geeignet ſeyn, die Kunſt zu pflegen, und durch ſie die Gemüther dem Schönen aufzuſchließen, um es in vollen Zügen in ihre Tiefen aufzunehmen. Das Schwert hatte entſchieden den größten Werth, und eine Schlacht und ein Sieg unter den allmächtigen Adlern des großen Korſen, wirkten wie ein elektriſcher Schlag auf Tauſende: denn Frankreichs Waffenruhm war zugleich jener Bayerns und ſeiner Hauptſtadt!

Kein Atelier zeugte von der Regſamkeit eines ſtrebſamen, genialen Künſtlers, und ich erinnere mich aus dem Jahre 1812 nur eines Schweizers, Namens Chriſt, der damals voll inniger Künſtlerliebe an einer herrlichen Venus Anadyomene meißelte, die für J. M. die Königin Caroline beſtimmt war.

Eine Quelle floß dagegen nicht unergiebig, während das Geräuſch der Waffen München erfüllte: ich meine das königl. Hoftheater, deſſen Leitung ſeit La Motte in kurzen Zwiſchenräumen in mehrere Hände kam. Man möchte ſagen, das ganze intenſive, poetiſche Leben drängte ſich in dem künſtlichen Raume, unter dem zauberiſchen Lampenlichte zuſammen, und der Dichter war allein noch das heilige Orakel, das von den Brettern herab in bedeutungsvoller Rede, mit dem Wohllaut und mit dem Schmucke der Sprache in die Herzen zündete, und die erſterbende Flamme des Göttlichen belebte. Die dramatiſchen Heroen Deutſchlands, beſonders Schiller, übten fortwährend ihre tief ergreifende Macht.

Alle Stände drängten ſich in das Theater, und jede neue, bedeutende Erſcheinung der dramatiſchen Welt wurde mit Wärme aufgenommen. Das Schauſpiel ſtand hier in ſeiner ſchönen, vollen Blüthe. Schätzbare Talente der Darſtellung gewährten dem dramatiſchen Dichter den glänzendſten Erfolg. Bald wurde er der Vertraute der Gebildeten, die ſich nicht mehr begnügten, ihn nur im Munde des Schauſpielers zu hören, und ſeine Charaktergebilde in flüchtiger Stunde nach dem Mimen kennen zu lernen; ſeine Werke wurden im zierlich geglätteten Schranke aufſtellt, und wurde das eine oder das andere Drama angekündigt, ſo befreundete man ſich zuvor mit ſeinem Genius, um ihn ganz, und ſeiner würdig aufzufaſſen. Durch die Hofbühne und ihre trefflichen Künſtler wurden in München die vorzüglichſten Dichter in die Lebens-Kreiſe eingeführt. Die Intendanz benützte dieſe Begeiſterung, ſie fühlte glücklich dem Publikum den Puls, und ſäumte nicht, dieſe Theilnahme nicht nur in ihrer lebendigen Schwingung zu erhalten, ſondern auch mehr zu fördern.

Damals kamen die ächten Künſtler wie aus den Wolken, wie abentheuerliche Fremdlinge aus fernen Regionen, manchmal als Flüchtlinge, welche überdrüſſig der einengenden ſozialen Verhältniſſe und konventionellen Formen ſpießbürgerlicher Kleinkrämerei, von Stürmen ungezügelter Genialität fortgetrieben, auf wandernden und auf ſtabilen Bühnen ihre Aſyle aufſchlugen, und lange mit erborgten Namen als Kunſtbürger nur dem Prieſterdienſte der Melpomene lebten. Als jene Künſtlergeſtalten, wie aus einer terra incognita auftauchten, waren die Kunſt und die Künſtler unabhängig, geehrt, und das Genie ſtreckte nicht die Hand mit bürgerlicher Demuth nach Brod aus, wie in den neueren Zeiten, wo die Bühne eine Nähranſtalt vertreten muß! —

Kleine Bücherſchau.

Unſer nachbarliches Koburg, durch ſeine ſchöne Natur

Digitized by Google

nnd die geſchmackvollen Anlagen eines kunſtſinnigen Fürſten ſo freundlich einladend, iſt auch in literariſchen Hervorbringungen neuerlich recht thätig. Wir haben eine Reihe non Schriften neueſter Zeit aus Koburg vor uns, die wir, jede nach ihrem Inhalte, dem ihr zugehörigen Publikum, recht wohl emfehlen können. Zuerſt nennen wir:

I. Dr. Amthor, Beiträge zu Koburg's nnd Gotha's Annalen. Koburg beim Verfaſſer, 1836. Eine ſehr hübſch ausgeſtattete Beſchreibung gemeinnütziger Anſtalten in beiden Städten, hiſtoriſch treu aus den Quellen, Urkunden und Satzungen mit lebendiger Wärme für das Gemeinwohl dargeſtellt, und dadurch ein ſehr ſchätzbarer Beitrag, ſowohl für den Polizeimann, als für den Menſchenfreund, zur Kenntniß und Einrichtung ſo vieler überall nöthiger und heilſamer Wohlthätigkeits-, Arbeits-, Verſorgungs- und Beſſerungs-Inſtitute, zugleich auch ehrenvolles Zeugniß gebend von dem nachahmungswürdigen, thatkräftigen Wohlthätigkeitsſinne, der in Koburg und Gothn nnter allen Ständen fruchtreich waltet, und für den Statiſtiker ſehr lehrreich.

II. Dr. Amthor, Coburg und ſeine Umgebungen. Kobnrg bei C. Riemann, 1837. Ein nettes Büchelchen, dem Fremden ein guter, überall bewanderter Wegweiſer, der in der Stadt und ihrer reitzenden Umgegend ſehr wohl zurecht weiſt, alles Denkwürdige angiebt, nnd — ein groſer Vorzug ſolcher Schriften — ihm nicht vorſchreibt, wo nnd was der Beſchauer empfinden ſoll, ſondern das ſeinem eigenen Gefühle überläßt. — Will aber der Wanderer ſich recht gut in der franzöſiſchen oder deutſchen Sprache während ſeines Auſenthalts in Koburg, oder unterwe ges üben, ſo findet er dazu

Sanguin's praktiſche franzöſiſche Grammatik in der zwanzigſten Auflage ganz neu. Koburg in der Sinner'ſchen Hofbuchhandlung 1837, nnd zwar ſo durchaus verbeſſert, daß ſie jetzt ſelbſt in Oeſterreich durch die k. k. Hofbuchhändler Rohrmann und Schweigerd unbedingten Eingang ſich erworben hat. Gewiß ein höchſt günſtiges Zeugniß für die Vorzüge dieſer Sprachlehre, zumal bekanntlich von allen deutſchen Städten Wien am meiſten franzöſiſch ſpricht. — Zur Abwechſlung wenden wir uns zu einer Gelegenheitsſchrift, von

III Dr. Pfrenger — eln Beitrag zur gerlchtlichen Arzneiwiſſenſchaft. Koburg, Sinner'ſche Hofbuchhdlg. 1836, und finden hier in dem Verfaſſer nicht nur einen ausgezeichnet tüchgen herzogl. Medizinalrath, ſondern einen ſehr ſcharfſinnigen, tief eindringenden Gerichtsarzt, der zur Feier des 50jährigen Doktorjubiläums des vielbekannten und hochgeehrten geh. Med.-Rathes Sommer in Koburg mit achtungswertheſter Pietät eine des Feſtes würdige Gabe der Wiſſenſchnft dnrgebracht hat. Wir empfehlen ſie den Aerzten nnd Kriminnliſten beſonders, und werfen noch ſchnell, weil denn doch von dieſem der Weg ſchnurgerade zum Tode führt, und wir bei dieſem zumeiſt an Gott und den Heiland denken, einen Blick nuf

IV. Merkels, erſten Hofpredigers zu Koburg, Leitfaden für den Confirmanden-Unterricht: Chrlſtus der Weg, die Wnhrheit und dns Leben. Koburg, Sinner 1836. — Eine Schrift, die aus dem ewig unverſiegbaren Urquell unſerer poſitiven Religion, der Bibel, mit weiſer erfahrener Umſicht die Lehren, welche der angehende Genoſſe der Kirchengemeinde kennen und in ſich aufnehmen ſoll, auf eben ſo eindringliche als gemüthliche Weiſe in kurzen Sätzen hervorhebt. — Daran reiht ſich denn noch ganz würdig die

V. Nachricht von dem Vereine edler Frauen und Jungfranen zu Koburg 1836, woraus wir erſehen, dnß die werthen Frauen und Frauenkandidatinnen zu Koburg ſo brav ſind, wie bei uns, (was wir übrigens auch vorher nicht bezweifelten) und einen Verein gegründet haben zur Unterſtützung der Armen, beſonders der Wittwen und Waiſen, zur Errichtung einer Induſtrieſchule für ſolche, und überhaupt zur Linderung der Noth, und Abſtellung der Armuth vorzüglich durch Arbeitſamkeit, wozu wir denn von Herzen den reichſten Segen wünſchen — Amen.

L.

VI. Thüringiſche Volksſagen von Adolf Bube. Gotha, bei Müller, 1836. 6½ Bogen 4. Preis 36 kr.

Eben ſo poetiſch als vielbewegt war das Volksleben des alten Thüringens; davon gibt Kunde ſein reicher und anmuthiger Sagenſchatz. Rechnet man die alten Chroniken nicht, die zwar oft Unſchätzbares bieten, aber neben einzelnen Goldkörnern eine Menge Spreu enthalten und doch nur Wenigen zugänglich ſind, ſo ſind Thüringens Volksſagen erſt in neueſter Zeit für das größere Publicum bearbeitet worden. Wir nennen Bechſtein, Storch und Welcker. An dieſe mit Recht beliebten Dichter ſchließt ſich auch Bube durch die eben erſchienenen Thüringiſchen Volksſagen ehrenvoll an. Wenn ſchon die Localitäten, auf welche ſich dieſe Gedichte beziehen, ihnen ein beſonderes Intereſſe bei dem vaterländiſchen Publicum verleihen werden, ſo glauben wir doch, daß auch andere Freunde der Volkspoeſie ſie nicht unbefriedigt aus den Händen legen werden. Als beſondens gelungen bezeichnen wir den Inſelsberg, das Wächterglöckchen zu Welmar, das Kind am Falkenſteine, und Eliſabeths Handſchuh. Der Jungfernſprung bei Arnſtadt, ſchon von Neubeck, Ph. Welcker und L. Bechſteln behandelt, zeichnet ſich durch ſein eigenthümliches, dem Gegenſtand angemeſſenes Versmaaß aus. Druck nnd Papier ſind vorzüglich nnd erhöhen den Genuß. Wir wünſchen, daß uns der Verf. bald mit einer Fortſetzung beſchenken möge.

VII. Fabelbuch und Bilder in alphabetiſcher Reihenfolge zum Selbſtilluminiren für Kinder von Fr. Jugendhold. In 10 Lieferungen, deren jede 24 Fabeln enthält. Gotha, Hellfarths Steindruckerei.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß, nächſt Mährchen, Fabeln am meiſten geeignet ſind, das kindliche Gemüth zu ergötzen und zu belehren. Doch gehört ein beſonderes Talent dazu, den für ſolche Schriften paſſenden Ton zu treffen. Einige ſtimmen ihn zu hoch an, andere werden kindiſch; die rechte Mitte iſt kindliche Naivetät und Einfalt. Wir müſſen dem obigen Fabelbuch nachrühmen, daß es vor vielen ſeiner Brüder ſich vortheilhaft auszeichnet. Die Bearbeitung des Textes iſt in gute Hände gekommen. Der pſeudonyme Verfaſſer, der ſeinen Namen nicht zu verſchweigen gebraucht hätte, hat eine glückliche Auswahl in den Fabeln getroffen, und ihnen eine gute Einkleidung gegeben; ſie ſchlieſſen gewöhnlich mit einer nützlichen Tendenz. Die Verſification iſt leicht und flieſſend. Auch die Bilder verdienen ein beſonderes Lob; ſie ſind mit Fleiß und Geſchick gemacht. Wir empfehlen das Buch, welches ſich bald Eingang bei der Kinderwelt verſchaffen wird, Eltern u. Lehrern, und glauben, daß es ſich zu einer nützlichen Weihnachtsgabe vorzüglich eignen wird.

Koreſpondenz.

---

†. Frankfurt 12. Dezember. Am Montage ging wie ich Ihnen bereits meldete, zum Vortheile unſrer Lindner Friedrich Halm's (Graf von Münch-Bellinghauſen) dramatiſches Gedicht: Griſeldis zum erſten Male über die hieſige Bühne. Das Haus war gedrängt voll. Es ſcheint faſt, als wollten ſeit einiger Zeit der dramatiſchen Dichtkunſt wieder günſtigere Sterne leuchten. Höher Stehende, nicht etwa nur an Geburt, ſondern an Intelligenz, nehmen ſich ihrer an, und das iſt ein ſchönes, hoffnungsgebendes Zeichen. Griſeldis iſt, ſo viel bekannt worden, der erſte Verſuch eines noch jungen Mannes, und im erſten Verſuche ſo Meiſterhaftes zu liefern, könnte den Aberglauben faſt

Digitized by Google

erſchrecken. Friedrich Halm (ſein Inkognito ſey ihm gelaſſen) hat zu einem Stoffe ſich die tief erſchütternde Erzählung von den Prüfungen und Leiden Griſeldis, wie ſolche Boccaccio in der letzten Novelle ſeines Dekamerone mittheilt, gemacht. Der alte engliſche Dichter Chaucer, ein Zeitgenoſſe Petrarca's hat in ſeinen Canterbury tales dieſelbe Erzählung nach Petrarcas Lateiniſcher Ueberſetzung, übertragen. Im 16. Jahrhunderte vereinigten ſich die Dichter Hougthon, Chettle und Dekker, um gemeinſchaftlich die „pleasant comedie of patient Grisell“ zu bearbeiten. Schon im 14. Jahrhundert wurde auf dem franzöſiſchen Theater bereits „Le mystère de Griselidis“ aufgeführt, und in Italien bearbeitete ſie (nachdem die Erzählung von mehreren Dichtern als Schauſpiel behandelt worden) in ſpäterer Zeit der berühmte Apoſtolo Zeno, kaiſerlicher Hiſtoriograph am Hofe Karl VI. als Oper, die auch in Deutſchland in Pae's ſchöner Compoſition den Kunſtfreunden bekannt und lieb geworden iſt. Man hat über die hiſtoriſche Wahrheit des Süjets viel hin und her geſtritten; man hält es indeß für ziemlich conſtatirt, daß die Erzählung ihren vollkommenen geſchichtlichen Grund, und die Begebenheit ſich zu Anfange des 11. Jahrhunders zugetragen habe, wo Walther, Marquis von Saluzzo, ſich mit der ſchönen, ſittſamen, aber aus einer unberühmten und armen Familie entſproſſenen Griſeldis vermählte, und dieſe ſeine Gemahlin durch die unerhörteſten Prüfungen zur wahren Martyrin machte, um ihre Geduld und Treue zu erproben. Rühmlichſt beſtand ſie dieſe Proben, und wurde nun von ihrem Peiniger um ſo höher geachtet. Hier haben Sie das Geſchichtliche des Drama's, das bis jetzt noch kein Kritiker der Halm'ſchen Dichtung berührt zu haben ſcheint. — Wir haben gegenwärtig einen ſehr hohen Waſſerſtand. Ein Mann iſt heute mit ſeinen beiden Pferden im Main ertrunken. Der Strom riß ihn fort, als er zwiſchen hier und Offenbach ſeinen Leiterwagen abſchwemmen wollte. — Von dem jetzigen Jahrmarkt in Offenbach leſen wir in den Zeitungen gar nicht viel ſchöne Dinge. Ich kann Ihnen aber ſagen, daß dieſer Jahrmarkt in hohem Grade armſelig iſt.

---

† Artiſtiſches aus Mainz. Eine ſchon mehrere Monate erwartete neue Oper, das „eherne Pferd“, Muſik von Auber, Text von Scribe, iſt endlich über unſere Bretter gegangen, und hat unſere Erwartungen kaum befriedigt. Auf einer Bühne, wo man für eine ſolche Zauberoper, in der alles auf Pracht der Maſchinerie, der Dekorationen und des Koſtüms ankommt, nicht ſolche Summen verwenden kann, wie man ſie in Paris in der Opera comique für dieſes Scribe-Auberſche Werk verwendete, muß der Eindruck immer ein beſchränkter, kleinlicher bleiben, zumal wenn ſogar die Muſik nicht beſticht, wie in dieſer Oper. Sie iſt charakterlos, wenn auch gefällig und tändelnd, man wird am Ende des Gedudels überdrüſſig, und fragt ſich: Iſt es möglich für einen ſo nichtsſagenden Text und für dieſe leichte Muſik Mühe, Zeit und ſchweres Geld zu verwenden? Die Quinteſſenz der Handlung iſt etwa die: In der Nähe eines Pachthofes in China läßt ſich aus den Lüften auf einen Felſen ein ehernes Pferd nieder, das die Qualität hat, jeden, der es beſteigt, auf den Planeten Venus zu bringen zur verzauberten Prinzeſſin Stella, Tochter des Grosmoguls, welche ihrer Befreiung harret, jedoch den Befreier ſchweren Verſuchungen ausſetzt, namentlich der Dämpfung jeder heißen Liebesgluth für ſie, die außerordentliche Schönheit. Wer ohne dieſen Verſuchungen widerſtanden zu haben, zur Erde zurückkehrt, und hier nur das Mindeſte ausplaudert, was er im Fernreich geſehen und gehört, wird zur Pagode. Dieſes Schickſal wiederfährt dreien Perſonen vor unſern Augen, und, man muß geſtehen, dieſe Verſteinerung bei lebendigem Leibe, ſogar inmitten des Geſprächs, bietet manchen komiſchen Moment, und Stoff genug, zum Lachen. Unſere drei Pagoden haben aber nicht Gleiches verſündigt. Yanko, ein junger Bauer, und Tſing-ſing, der Mandarin, die aus verſchiedenen Urſachen das Pferd beſtiegen, werden zu Pagoden, weil ſie nicht reinen Mund hielten; Yang, der kaiſerliche Prinz, wird zur Pagode, weil er zu heiß liebte. Indeſſen hat Peki, des Pächters Tochter, aus den Plaudereien der beiden erſtgenannten ſo viel erfahren, daß ſie hoffte, mit größrem Erfolge den Luſtritt zu thun, und, wo möglich, die Pagoden zu entzaubern. Sie kleidet ſich in männliche Kleidung, kömmt wohlbehalten im Reiche der Stella an, beſiegt ſie, und entzaubert die Pagoden. — Den Werth der Muſik habe ich ſchon oben bezeichnet; man findet in ihr keine Spur von dem Aufflug, den Auber in der „Stummen von Portici“ genommen; aber ſie iſt melodiös, und hat einige ſchöne Stellen, wovon die vorzüglichſten ſind: die Ouvertüre, das Quartett und das Finale des erſten Acts, ein herrliches Duett des zweiten, endlich eine Arie mit darauffolgendem Duett, und ein origineller Chor des dritten Acts. Introduction und Schluß ſind ſehr lärmend, doch paſſend inſtrumentirt. — Was das Artiſtiſche betrifft, ſo haben wir die Oper vortrefflich geſehen. Unſere Sänger, Hoffmann, Neufeld und Kolb (Yang, Mandarin, Yanko) machten ihre ſchönen Stimmen geltend, und nicht weniger gut ſangen Mad. Michaleſi, Dem. Münch und Dem. Haub (Tao-jin, Peki, Stella); das Sceniſche jedoch war mangelhaft, wenn auch das Koſtüm ziemlich paſſend genannt werden mußte. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Oper einige Zeit auf unſerem Repertoir hält. — Zwei ſehr geſchätzte Mitglieder unſres Schauſpiels, Dem. Brenzler und Hr. Ditt, gaben dieſer Tage im Kaſino ein Conzert zu ihrer Vermählungsfeier, ſie haben nemlich ihre Theater-Qualitäten als erſter Liebhaber und erſte Liebhaberin auch außer dem Bereiche der Bühne fortgeſetzt, und ſie werden in wenigen Tagen, mit Bewilligung Vater Apollos, wie unter dem Beiſtande der Grazien und Muſen in Hymens-Tempel ſich eine Freiſtätte gründen. Dieſes Conzert ſollte alſo dem Publikum Gelegenheit geben, ſein Schärflein zur häuslichen Einrichtung des beliebten Paars beizutragen, und es ſäumte nicht, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, denn das große Auditorium war überfüllt. Die Conzertgeber ihrerſeits präſentirten den Kunſtfreunden, ihren Gönnern, einen recht ſtattlich ausgeputzten corbeille de mariage, d. h. ein gehaltreiches Programm, das Folgendes enthielt: 1) Ouvertüre aus der Oper „der Hauſirer“ von Anslav. 2) Deklamation „Männlich und Weiblich“ vorgetragen von den Conzertgebern. 3) Arie von Coſta, geſungen von Mad. Michaleſi. 4) Arie von Kreutzer, geſungen von Dem. Haub. 5) Quartett von Methfeſſel. 6) Polonaiſe aus Spohrs „Jeſſonda, vorgetragen von Hr. Seyler. 7) das Wörtchen „Na!“, ein einſylbiger Roman von Saphir, geſprochen von Dem. Brenzler. 8) Lied von Eichler, „Sehnſucht nach dem Geliebten“, geſungen von Hr. Neufeld. 9) Lied von Zedlitz, geſungen von Dem. Münch. 10) Quartett von Methfeſſel, „Krieg und Friede mit Amor.“ — Der Genuß war ein bedeutender, und niemand verließ den Conzertſaal unbefriedigt. Namentlich wurden die beiden herrlichen Quartetten von Methfeſſel kräftig, lebendig und ergreifend vorgetragen, ſo wie die Inſtrumentalſtücke mit ſeltner Präciſion executirt wurden. Die erwähnten Mitglieder unſrer Oper ſangen ſämmtlich ſchön, einzelnes ſogar wurde unübertrefflich geſungen, wie die beiden herzlichen Lieder. Die Declamations-Piegen erhielten die Anweſenden bei Humor und Laune; Dem. Brenzler, die Braut zeigte hier ihre ungewöhnliche Kraft im Vortrage des Heitern. Möge ihr dieſe Kraft bleiben, und das ſchöne Talent nicht durch die Plackereien des häuslichen Lebens getrübt werden!

---

†* Berlin, 11. Dez.* Es iſt die gewöhnliche Anſicht, daß immer Seeſtädte Centralpunkte für Berichte aus fernen Ländern abgeben. Zur Widerlegung mögen hier Stellen aus hier eingegangenen Briefen aus Sierra-Leone, Grönland und Perſien Platz finden. Aus Sierra-Leone wird gemeldet, daß die dortigen Neger anfangen, für die Beſtrebungen der Europäer, ſie zur Geſittung und Religion zu führen, empfänglicher zu werden, und daß der dortige Gouverneur dieſer Dispoſition mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln entgegenkommt. — Aus dem Briefe aus Grönland entlehnen wir folgende Stelle: „Einem Europäer iſt es faſt unglaublich, wie lange die Grönländer ohne Speiſe ausdauern können, ohne deshalb vom Hunger ſonderlich gepeinigt zu werden, oder eine weſentliche Entkräftung zu verſpüren. Sie pflegen ſich darüber ſo auszudrücken: wenn wir drei Tage nichts gegeſſen haben, ſo fühlen wir noch keinen eigentlichen Hunger; am vierten Tage geht es auch noch an, am fünften aber werden wir die Leere unſeres Magens inne, und es wird uns ſo zu Muthe, als wenn uns die Gegend der Herzgrube zuſammengezogen würde, und das nennen wir Hunger. Eben ſo unbegreiflich iſt aber auch für einen an regelmäßige Lebensart gewöhnten Europäer die Sorgloſigkeit, mit welcher viele Grönländer der ihnen drohenden Noth entgegen gehen, ohne die Mittel, welche ſie dawider ſchützen könnten, zu beachten. Haben ſie nur erſt wieder etliche Wochen in Ueberfluß gelebt, ſo iſt alle frühere Noth vergeſſen, und die Zeit, die ſie auf das Einſammeln von Wintervorräthen verwenden ſollen, dünkt ihnen ungleich beſchwerlicher, als Hungersnoth. — Der Brief aus Perſien giebt eine Beſchreibung der jetzt ſo vielfach in den Zeitungen erwähnten Kurden.“ Wir beſuchten 3 verſchiedene Kurdenſtämme, die ſich 8 Meilen nordweſtlich von Urmia befinden, und den Perſern unterworfen ſind: Sie ſind die Schekak-, Sumaili- und Beraduſti-Stämme. Der erſtere dieſer Stämme beſteht aus Nomaden, und wohnt unter Zelten, die mit kohlſchwarzen Decken von Ziegenhaaren bedeckt, von ferne kein einladendes Ausſehen haben. Die Zelten, deren Decken von Rauch ſo ſchwarz ſind, umſchließen, wenn es kalt iſt, Menſchen und Vieh zugleich; jedoch hat das Vieh ſeine beſondere Abtheilung darin; überhaupt ſind die Kurden reinlicher, als in der Regel die tartariſchen Nomaden. Die beiden andern Stämme ſind meiſt anſäßig, und treiben neben der Viehzucht etwas Ackerbau. Wir verſuchten zuweilen, mit ihnen in ihrer Sprache zu reden, was ihnen namentlich, wenn es etwas verkehrt herauskam, vielen Spaß machte, und uns freute es, ſie dadurch zutraulicher werden und nicht ſelten bemüht zu ſehen, uns die umher befindlichen Gegenſtände in ihrer Sprache zu nennen. Der Häuptling des Sumaili-Stammes iſt ein verſtändiger Mann, und ſpricht ein gutes Perſiſch; von ihm erfuhren wir, daß für Civiliſationsverſuche unter ſeinem Volke bis jetzt noch wenig zu hoffen iſt. Daß die Kurden ein wildes, raub- und mordluſtiges Volk ſind, lieſt man häufig auf ihren Geſichtern. Indeſſen entdeckt man unter den Zügen der Wildheit auch Züge der Biederkeit; ihr Charakter iſt im Allgemeinen, obwohl weit roher, doch unverſchmitzter als der der Perſer. Die Sprache iſt in faſt eben ſo viele Mundarten zerſplittert, als es Stämme giebt, und ſolcher iſt eine große Zahl. Dieſe Mundarten ſind aber ſo verſchieden von einander, daß Kurden von dem einen Stamme die Sprache des andern Stammes theils gar nicht, theils nur ſchwer verſtehen, ob ſie gleich von einer Wurzel, wahrſcheinlich der altperſiſchen ausgegangen ſind. Das Volk iſt durchaus ungeneigt, leſen und ſchreiben zu lernen; der Kurde übt ſich lieber in den Waffen, und zieht auf

Digitized by Google

Raub und Mord aus. Wenn auch je einer einmal etwas zu lernen wünſcht, ſo geſchieht es in der perſiſchen oder arabiſchen Sprache.“

Es wäre gar zu ſeltſam, wenn dieſe Mittheilung aus Berlin aus allen Welttheilen was mitzutheilen hätte, nur nicht aus der preußiſchen Hauptſtadt, daher zum Schluß eine kleine Anekdote von unſerm thätigen Königsſtädtiſchen Theater-Director Cerf. In einer Conferenz, wo berathen wurde, was an den nächſten Abenden gegeben werden ſolle, ſchlug er für den nächſtfolgenden Abend „der Bauer als Millionär“ vor. Sogleich erhoben ſich eine Menge von Einwendungen. „Aber beſter Herr Direktor, das iſt ja rein unmöglich! Herr N. iſt krank; die und die Maſchine ſind auch erſt in Ordnung zu bringen; auch iſt das Stück ja erſt vorgeſtern gegeben worden.“ So ging das eine Zeitlang fort, Herr Cerf hörte alle Einwendungen ruhig an, ergriff dann Stock und Hut und ſagte: alſo meine Herren, es bleibt dabei, morgen Abend der Bauer als Millionär“ — der Bauer als Millionär ward gegeben. So pflegte auch Napoleon — um Großes mit Kleinem zu vergleichen — ſeine Kriegsplane durchzuſetzen, und Hr. Cerf thut gar nicht übel daran, ihn darin zum Muſter zu nehmen, wenn er dem Richtig Erkannten nicht anders Geltung verſchaffen kann. Vielleicht ein guter Wink für andere Theater-Direktoren.

Δ Mailand im Novbr. Die kaiſerl. kön. Akademie der Brera dahier hat auch für das Jahr 1837 mehrere Preißaufgaben geſtellt, bei welchen ſowohl in- als ausländiſche Künſtler concurriren können, und zur Mitwerbung ausdrücklich eingeladen ſind. Dieſe rühmliche Liberalität, die auch in dem Werthe der Preiſe ſelbſt ſich ebenmäßig bekundet, verdient die volle Anerkennung des Auslandes, und es wird daher doppelt von Intereſſe ſeyn, die näheren Beſtimmungen der Akademie für dieſe Preißbewerbung mitzutheilen. — Die zu behandelnden Aufgaben ſind folgende:

I. Architectur: Großartiges, in einer bedeutenden Stadt zu errichtendes, als Fiſch- Obſt- und Gemüſemarkt verwendbares Gebäude. Dabei ſoll der Schutz vor Regen und Sonnenſchein berückſichtiget werden, nicht minder das Vorhandenſeyn nöthigen Waſſers mit Becken und Fontainen, und die Erleichterung für Ueberwachung der Verkaufer. Die Zeichnungen ſollen auf Großfolio entworfen, und darauf der Grundriß, nebſt den äußern und inneren Erhöhungen des Gebaudes angebracht ſeyn. — Preis: Goldmedaille im Gehalte von 60 Ducaten. II. Malerei: Adam und Eva, welche über dem Leichname Abels weinen. Der Stoff ſoll nach dem Buche der Geneſis behandelt werden. Das Gemälde auf Leinwand ſoll fünf Pariſerſchuh Höhe und ſieben in der Breite haben. — Preis: Goldmedaille im Gehalte von 120 Ducaten. III. Sculptur: Alexander, wie er ſeinen Bucephalus bändigt. Die Gruppe ſoll iſolirt, in Thon oder Gips entworfen, und von der Höhe von drei Pariſerſchuh (die Unterlage eingerechnet) ſeyn. — Preis: Goldmedaille im Gehalte von 40 Ducaten. IV. Kupferſtich: Der Kupferſtich kann was immer für ein Werk eines guten Künſtlers zum Grunde haben, wenn er nur nicht früher ſchon lobenswerth ausgeführt worden iſt. Im Umfange ſoll das Werk wenigſtens 60 Pariſer Quadratzoll meſſen. Der Bewerber ſoll davon 6 Muſter einſenden, nebſt dem legalen Zeugniſſe, daß ſeine Arbeit weder vor dem Concurſe veröffentlichet, noch gleichzeitig wohin anders eines Concurſes wegen eingeſendet worden ſei. — Preis: Goldmedaille, 30 Ducaten im Gehalte. V. Figurenzeichnung: Der Moment, in welchem Caſtruccio degl' Interminelli, aus dem Kerker in Lucca befreit, von Ugoccione dem Volke mit noch gebundenen Händen übergeben, und allgemein als Herr von Lucca ausgerufen wird. Ueber den geſchichtlichen Stoff diene Caſtruccio's Biographie von Machiavelli, oder Giorgio Donati, oder Villani's Geſchichte, wo das Factum ausführlich erzählt wird. Die Höhe der Zeichnung ſoll 2 1/2 Par. Schuh ſeyn. — Preis: Goldmedaille im Gehalte von 30 Ducaten. VI. Ornamentenzeichnung: Ein ſehr reicher Candelaber für die Oſternfackel, auf einer verzierten Baſis ruhend. Die Größe der Zeichnung ſoll 2 1/2 Par. Sch. betragen. — Preis: Goldmedaille im Gehalte von 20 Ducaten. Die Formalitäten der Bewerbung beſtehen darin, daß der ganze Monat Junius 1837 zur Einſendung der concurrirenden Arbeiten offen iſt; durch Nichteinhaltung dieſes Termins, oder wenn der concurrirende Künſtler ſein Werk nicht dem Secretär oder Cuſtos und Oeconomen der Akademie, und zwar durch einen Bevollmächtigten übergibt, geht das Recht zur Preißbewerbung verloren. Das Secretariat der Akademie befaßt ſich durchaus nicht mit Empfangnahme der an dasſelbe gerichteten Werke bei dem Poſtamte oder bei Mauthämtern. Der Namen, und ſonſtige Qualification des Bewerbers ſoll in einem, mit dem Werke zugleich eingeſendeten verſiegelten Billete kund gegeben werden, worauf von Auſſen, das dem Werke beigefügte Epigraph wiederholt wird. Ueberdieß ſoll eine Beſchreibung der zum Grunde liegenden Idee des Künſtlers eingereicht werden, damit über ihr Verhältniß zur Ausführung geurtheilt werden könne. Dieſe Beſchreibung wird den Kunſtrichtern mitgetheilt, die verſiegelten Billete aber ſollen vom Secretär gewiſſenhaft aufbewahrt und nicht eröffnet werden, auſſer im Falle, daß dem Werke die Ehre des Preiſes zugeſprochen worden wäre. Gleich nach Zuerkennung der Preiſe und ſtatt gehabter öffentlicher Ausſtellung, wird jedes eingelaufene Stück dem betreffenden Beſtellten ausgefolgt. Bei Uebergabe und Zurückſtellung werden genaue Empfangſcheine ausgegeben und gefordert. Auch verbürgt die Akademie keineswegs die Erhaltung der, mit keinem Preiſe betheilten und von den Eigenthümern binnen Jahresfriſt nicht zurückgenommenen Werke. Alle zur Preißbewerbung eingeſandten Werke werden in Gegenwart der beſtellten Ueberbringer von einer Spezialcommiſſion unterſucht, um deren Zuſtand bei der Uebergabe zu beſcheinigen, ſogar mittelſt öffentlicher Urkunde, wenn wegen gänzlicher Beſchädigung die Ausſchließung vom Concurſe erfolgen müßte. Der Ausſpruch über Preiswürdigkeit wird außerordentlichen Kommiſſionen anvertraut, wobei man mit ſtrengſter Vorſicht, mit berathender und durch Namensunterſchrift beſtätigter Stimmengebung zu Werke geht. Vor und nach der Preiſezuerkennung findet eine öffentliche Ausſtellung aller zum Concurſe eingelaufenen, und ſonſt auch zu öffentlicher Beſichtigung in jedem Fache ſchöner Künſte abgegebener Werke ſtatt. Die mit dem Preiſe betheilten, Eigenthum der Akademie werdenden Werke, ſollen vor andern durch einen Lorbeerkranz und eine Inſchrift mit dem Namen und Vaterland des Künſtlers kennbar gemacht werden.

Anekdoten.

Der treffende Text. Pitt, der in ſeiner Jugend mit ungemeiner Auszeichnung in Cambridge ſtudiert hatte, wurde, als er in einem Alter, wo Andere ſich durch die kleinſte Bedienſtung beglückt gefühlt hätten, Premier-Miniſter geworden war, von der Univerſität zu Cambridge als deren Repräſentant im Parlament gewählt. Als er das erſtemal nach ſeiner Wahl in Cambridge eintraf, drängte ſich die ganze Schaar von Geiſtlichen an ihn, um bei vorfallender Gelegenheit ein Biſthum oder ſonſt eine Verſorgung, deren er nun eben etliche zu vergeben hatte, zu erhalten. Nach altem Herkommen mußte er auch in Begleitung der ganzen Univerſität dem öffentlichen Gottesdienſte beiwohnen. Der zu dieſer Gelegenheit erwählte Prediger, Dr. H***, einer der gelehrteſten Männer der Hochſchule, übrigens zue Satyre beſonders geneigt, wählte zu ſeinem Text den Vers 9 aus dem 6ten Capitel Johannis: „Es iſt ein Knabe hier, der hat fünf Gerſtenbrode und zwei Fiſche, abee was iſt das unter ſo Viele?“

Ein Artilleriſt, der in Gegenwart ſeiner bisherigen Lehrer von einem hohen Stabsoffizier examinirt wurde, wußte die an ihn gerichtete Frage: wie weit ſeine Kanone trüge, nicht zu beantworten. Der Lehree glaubte, ſein Schülee ſey befangen, und bat um die Erlaubniß, ſelbſt die Frage ſtellen zu dürfen. Er ſagte nun zum Artilleriſten: Hör' einmal, wenn du mit einem Infanteriſten in Streit kämeſt, der behauptete ſeine Flinte trüge weiter, als deine Kanone, ſo würdeſt du ihn auslachen; nicht wahr? — Ja. — Wenn er dich nun fragt, wie weit nun deine Kanone trüge, was würdeſt du ihm antworten? — Ich wüede zu ihm ſagen, erwiderte raſch der Artilleriſt, du biſt ein dummer Kerl, dannach haſt du nichts zu fragen.

Ein würtembergiſcher Soldat traf in dee Kriegsgefangenſchaft in einem franzöſiſchen Städtchen mit zwei preußiſchen Huſaren zuſammen, deren Kopfbedeckung ſich durch einen als Schild darauf befindlichen Todtenkopf auszeichnete, und die im Uebermuthe ihres Dünkels des biedern ſchlichten Schwaben und Leidensgefährten nicht achten wollten. Darob beleidigt, die Helden aber durchſchauend, näherte er ſich ihnen mit dee Frage, was wohl ihr Schild auf dem Tſchako zu bedeuten habe? „Wie ſind von das Corps der Rache!“ entgegnete einer derſelben im barſchen Tone. — „Wir jeben und nehmen keen Pardon.“ Der Schwabe ſchüttelte verwunderungsvoll den Kopf, und brummte vor ſich hin: „Hm! wie möge alſo die Kerle wohl in die Gefangenſchaft gekomme ſeyn?“

Dreiſylbige Charade.

Weil die Erſten ſchnell entrinnen,
Such' von ihnen zu gewinnen;
Bei des Liedes muntern Weiſen
Laß die Dritte luſtig kreiſen;
Wenn er kommt und bringt das Ganze,
Schlägt der Tod dich in die Schanze.

Alois Rauch

Digitized by Google

Die Biene

Bamberger Sonntagsblatt.

1836. Nr. 26.

Der 26. Oktober 1836.

Es herrſcht ein tiefes, ernſtes Schweigen
Im Hain und auf der öden Flur,
Der Sturm ſpielt mit entlaubten Zweigen,
Zur Ruhe bettet ſich Natur.

Des Waldes Sänger ſind entflogen,
Des Todes Hauch durchweht die Luft,
Gott Mahadera*) kömmt gezogen,
Die Erde gähnt als Todesgruft.

Er naht mit tödtendem Geſchütze
Dem lieben Bayerlande ſich,
Er naht dem königlichen Sitze,
Aus welchem Luſt und Jubel wich.

Doch wo des Königs Blicke weilen,
Entſproſſet Segen und Vertrau'n.
Man mühet ſich, — wo nicht zu heilen,
Doch ſtets dem Uebel vorzubau'n.

Da wandelte mit zartem Kinde
Ein Mägdlein durch den ſtillen Hain,
Und lagert ſich — die Geiſtesblinde! —
In's feuchte Gras, das Kind ſchläft ein.

Der kleine Engel ſchläft, ſich wiegend
In ſüßen Himmelsträumerei'n,
Ein Städter ſieht das Mägdlein liegend
Im feuchten Gras im Abendſchein.

„Wie wagſt Du, hier im Gras zu liegen,
„Das Kind und Dich dem Tod zu weih'n?
„Soll Mahadera Euch beſiegen
Und Euch an ſeine Opfer reih'n?"

„„Ach Herr! ſeht nur das kleine Leben,
„„Es ſchläft ſo ſanft, es ſchläft ſo ſüß:
„„Würd' ich vom Raſen mich erheben,
„„O, ſo erwacht das Kind gewiß!"" —

Der Städter faßt den zarten Kleinen,
Die Maid erhebt ſich. — Sanft und weich
Legt er das Kind, wie ein's der Seinen
Ihr in den Arm: „Gott hüte Euch!"

Und als das Mägdlein durch's Gehege
Mit ſeinem Engel weiter flieht,
Steh'n alle Wandrer ſtill am Wege
Und jeder tief die Mütze zieht.

Das Mägdlein ſtaunt: „Wer iſt der Städter,
„Was beugt ſich rings des Volkes Schaar?"
Da hört ſie bebend, daß ihr Retter
Der Bayern König Ludwig war.

Wie Er das Kind im Arm gehegt,
So hält Sein Volk Er an der Bruſt,
So hat Sein Bayern er gepfleget,
Der Vaterſtelle ſich bewußt.

O ſieh' des treuen Volkes Schaaren,
Sie fleh'n mit Herz, mit Hand und Blick:
„Gott möge Ludwig uns bewahren
„Zu Seines Volkes Heil und Glück!

Kemnath den 18. November 1836.

Dr. Heinrich Hölzl.

*) Bei den Indianern wird die Cholera als eine Gottheit unter dem Namen Mahadera verehrt.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

II. Ankunft in Algier.

Die Stadt bietet einen ſonderbaren Anblick dar. Man glaubt anfangs einen groſſen Steinhaufen vor ſich zu ſehen. Dieſe Häuſer ſind faſt alle in Geſtalt eines Würfels gebaut und mit glatten Dächern verſehen. Bedenkt man nun, daß dieſe viereckigen Maſſen weiß angeſtrichen ſind, und daß die Einwohner darauf halten, dieſen Anſtrich jährlich zu erneuern und in einer möglichſt blendenden Weiße zu erhalten, ferner daß die Fenſter nach Außen zu, ſehr klein und die Straßen ſehr enge ſind, ſo wird man leicht einſehen, daß der Totaleindruck wohl kein anderer, als der erwähnte ſein konnte. Uebrigens iſt die Anſicht der Stadt gefällig und impoſant. Die Häuſer erheben ſich an dem Abhang eines Berges, und geben, da ſie unten am Fuße deſſelben ſich ausbreiten, und nach und nach der Geſtalt des Berges folgend, einen immer ſchmälern Raum einnehmen, der Stadt das Anſehen eines Kegels.

Den höchſten Punkt nimmt die Kaſſuba, der Sitz des letzten Dei's, ein. Auf den benachbarten Anhöhen ſind eine Menge Gärten teraſſenförmig angelegt. Vergeblich ſucht man aber von Weitem die orientaliſche Färbung der Landſchaft in der Vegetation; man ſieht nur einzelne hohe Palmen und Platanen; die meiſten großen Bäume ſind vor und nach der Einnahme von Algier durch die Franzoſen gefällt worden. Auch in der Nähe bot ſich ein einförmiger, ich möchte ſagen trauriger Anblick dar. Die alles verſengende Glut der Sonnenſtrahlen hatte in der gegenwärtigen Jahreszeit alles Grüne faſt verbrannt; kein Regen hatte ſeit Monaten die Fluren erquickt.

Der Hafen war mit Schiffen aller Nationen angefüllt. Gar maleriſch präſentirten ſich die Fahrzeuge, alle mit verſchiedenfarbigen Wimpeln geſchmückt. Es drängten ſich Kriegsſchiffe und Kauffahrteiſchiffe, Dampfboote und Barken mit europäiſcher und orientaliſcher Beſatzung im bunten Gewühle durcheinander. Doch ſolch' einen freudigen Anblick gewährt der Hafen nur bei günſtiger Witterung. Denn er iſt ſeicht, und größere Schiffe können nicht gut Anker werfen. Wenn daher ein Sturm ausbricht, ſo ſind die Schiffe, die nicht bei Zeiten die hohe See

Digitized by Google

erreichen, der größten Gefahr ausgeſetzt. Ein ſolcher Fall ereignete ſich zu Anfang des vorigen Jahres. Es erhob ſich plötzlich ein Sturm, wie ihn wenige Menſchen ſelbſt in Algier erlebten. Das vom Wind gepeitſchte Meer ſtürzte ſich in ungeheuren Wogenmaſſen gegen den Molo, riß ganze Stücke ein, wand die Schiffe von den Ankern los, und trieb ſie mit leichtem Spiel gegeneinander. Es ſoll ein erhaben-fürchterliches Schauſpiel geweſen ſein. Viele Schiffe ſcheiterten, eine Menge Menſchen kamen um, der Schaden betrug mehrere Millionen. Nur den angeſtrengteſten Bemühungen der europäiſchen Bevölkerung gelang es, der fernern Zerſtörung Einhalt zu thun; durch das Beiſpiel der Europäer, die aus allen Ständen zur Hülfe herbeieilten, wurden ſelbſt die trägen Mauren zur thätigen Mitwirkung angefeuert. Unter denen, die mit Verachtung aller Gefahr zur Rettung manches Menſchenlebens beſonders beitrugen, wird ein junger Schweizer Albert Holzhalb aus Zürich rühmlich erwähnt.

Eine Menge Kähne mit Menſchen, deren ſchwarze oder dunkelbraune Geſichtsfarbe ihre orientaliſche Abkunft leicht verrieth, umgab unſer Schiff. Bald kamen ſie auch ſogar auf das Verdeck, was der commandirende Lieutenant ſich gefallen ließ, und boten zudringlich ihre Dienſte an. Es vermehrte ſich die Anzahl derſelben, als wir ans Land geſtiegen waren, unglaublich. Ohne daß wir viel gefragt wurden, oder daß wir es hätten hindern können, bemächtigten ſich ganz zerlumpte Leute, die, wie wir nachher erfuhren, im Dienſte der verſchiedenen Gaſthofbeſitzer ſtehen, unſeres Gepäckes. Einer ſuchte dem andern ſeine Beute abzujagen. Unter fortwährendem Kampfe ſchleppten die Sieger, indem wir kaum ſo ſchnell nachfolgen konnten, Koffer und dergleichen auf die Douane, von der wir weniger beläſtigt wurden. Wir gingen faſt nur durch, auch unſer Gepäcke blieb undurchſucht, ſondern man begnügte ſich, einen Stempel, der mit einer in Algier häufig vorkommenden rothen Thonerde gefärbt war, auf den Koffer zu drücken. Von da gelangten wir durch das Hafenthor in eine Straße, die man durch das Niederreißen mehrerer Häuſer, die größtentheils noch in Ruinen lagen, erweitert hatte; in der Mitte der Straße lag unſer Gaſthof. Es verdient bemerkt zu werden, daß die uns ganz unbekannten und abgeriſſenen Mauren mit der größten Ehrlichkeit mit unſerem Gepäcke in dem bezeichneten Gaſthofe, dem Hôtel du Nord, ſich wieder einfanden, und für eine mäßige Vergütung beſondere Dankbarkeit zeigten. Es iſt dieß ein rühmlicher Charakter der ärmern Klaſſen der hieſigen Einwohner, daß ſie mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit alles ihnen anvertraute Gut wahren; Veruntreuung iſt hier faſt unbekannt.

Unſer Hôtel *) iſt ein noch ziemlich unverändertes mauriſches Haus, aus deſſen Beſchreibung man die Bauart der übrigen abnehmen mag, da faſt alle in gleichem Stile gebaut ſind. Das Aeußere iſt düſter und abſchreckend. Die Fenſter nach der Straße ſind ſo klein, daß ſie die Zimmer faſt dunkel laſſen. Sobald man aber in das Innere eintritt, gewahrt man alsbald einen freundlichen Hofraum mit Arcaden rings umgeben, die auf ſchönen gewundenen Marmorſäulen ruhen. Dieſer Raum iſt, um vor der Sonnenhitze Schutz zu gewähren, mit einem Dache verſehen, welches im Sommer aus Zelttuch, in der Regenzeit aus Brettern beſteht. Rund um die Hallen befinden ſich im obern und untern Stockwerke nach allen Seiten längliche Zimmer, deren Ausgänge nach dem Hofraume zu gehen. Die Zimmer, den Zellen unſerer Klöſter vergleichbar, werden nur als Schlafſtellen betrachtet; dem eigentlichen Familienleben ſowohl der mauriſchen als der jüdiſchen Bevölkerung iſt der Hofraum gewidmet. In dieſem werden alle häuslichen Arbeiten verrichtet, die Mahlzeiten gehalten, Beſuche angenommen und die Familienfeſte gefeiert. Da wir uns in einem Gaſthofe befanden, erblickten wir in deſſen Hofraum eine Menge kleinere und größere runde Tiſche mit ſpeiſenden Gäſten beſetzt. Aus den Zimmern des zweiten Stocks gelangt man auf die Teraſſe, dem gewöhnlichen Aufenthalte der mauriſchen Weiber zur Abendzeit. —

Unſer Wirth iſt aus Paris gebürtig, ſeine Frau aber eine Straßburgerin. Es freute mich nicht wenig, daß ſowohl dieſe, als der Kellner und das Stubenmädchen, welche Deutſche ſind, in meiner Mutterſprache mich begrüßten. Außerdem gehörten zur Bedienung noch ein Maure, Namens Muſtapha, und ein mauriſcher Knabe Ali.

Glücklicherweiſe wurde mir ein Zimmer im untern Stocke im Seitengebäude angewieſen, welches ſo dunkel war, daß ich nur mit Mühe ſchreiben konnte; indeſſen war es, was dieſe Unbequemlichkeit bei weitem überwog, ziemlich kühl. Nach der gewöhnlichen Bauart in Algier iſt das gegenüberſtehende Haus ſo nahe angerückt, daß ich mit meiner Hand aus dem Fenſter meines Zimmers die Wand des Nachbarhauſes erreichen und, was ich oft zum Zeitvertreib that, die Moskito's todt ſchlagen konnte. Dieſe Enge in den Straßen fällt gewaltig auf; ſie iſt ſo groß, daß ein Fuhrwerk nicht durch paſſiren kann; gewöhnlich reicht der Raum nur für ein Laſtthier oder Pferd und einen Menſchen aus. Die Einwohner haben jedoch ganz verſtändig nach den Verhältniſſen ihres Clima's gebaut. Nur dadurch nämlich, daß die Häuſer ſo nahe ſtehen, wird den Sonnenſtrahlen der Zutritt in die Straßen und Häuſer verwehrt und der Aufenthalt im Innern der letztern erträglich gemacht. Der Fußboden meines Zimmers war von Porcellain getäfelt; in minder eleganten Wohnungen thun Backſteine dieſelben Dienſte. Gegen das Ungeziefer waren mancherlei Vorkehrungen getroffen, gegen die Wanzen ſchützte eine eiſerne Bettſtelle, gegen die Moskito's Vorhänge von Gaze, die, wenn auch nur entfernt, an ein deutſches Himmelbett erinnern.

Hinſichtlich der übrigen Einrichtung bemerke ich Folgendes. In den franzöſiſchen Gaſthäuſern zu Algier wird des Tags zweimal geſpeiſt. Das Frühſtück wird nach 10 Uhr, das Mittagseſſen zwiſchen 5 und 6 Uhr eingenommen: jenes koſtete in meinem Hotel 2 1/2, dieſes 3 Franken: bei beiden werden beinahe gleich viele warme Schüſſeln gegeben, und das Mittagseſſen unterſcheidet ſich von dem Frühſtücke nur durch die Suppe und eine oder die andere hinzukommende Fleiſch- oder Mehlſpeiſe. In dem Preis für das Couvert iſt guter rother Wein, ſo viel man trinken mag, mit einbegriffen. Die Gäſte ſetzen ſich an die kleinen, im Hofraume herumſtehenden Tiſche, welche für 2, 4 und 6 Perſonen gedeckt ſind. Das Eſſen iſt im Allgemeinen recht ſchmackhaft, ganz nach der Art zubereitet, die wir mit dem Namen der franzöſiſchen Küche bezeichnen. Vielleicht mundete mir heute alles um ſo mehr, als ich, wie es allen Seereiſenden zu ergehen pflegt, einen beſondern Appetit vom Schiffe mitgebracht hatte. Ausgezeichnet ſchön ſind die Früchte; herrliche Melonen, Trauben, Datteln, Oliven. Das Obſt iſt in Algier minder gut, was wohl dem Mangel an richtiger Cultur zuzuſchreiben iſt; das beſſere Tafel-Obſt wird aus Spanien bezogen. Auch die Apfelſinen von Algier ſind nicht ſo gut, als die ſpaniſchen, die häufig hierher gebracht werden. Uebrigens muß man ſich vor dem unvorſichtigen Genuſſe der Früchte, namentlich der Melonen, ſehr in Acht nehmen. Die Europäer ziehen

*) Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß dieß derſelbe Gaſthof iſt, in welchem auch Semilaſſo bei ſeinem Aufenthalte im Jahre 1835 hier gewohnt hat. Wenn manche der folgenden Angaben von denen Semilaſſo's abweichen, ſo möge der geneigte Leſer dieß nicht einem Mangel an genauer Beobachtung von unſerer Seite zuſchreiben; ſtimmen wir aber mit ihm überein, ſo möge man berückſichtigen, daß unſer Tagebuch geſchrieben war, als wir den Bericht des fürſtlichen Reiſenden zu Geſicht bekamen.

Digitized by Google

ſich dadurch gewöhnlich bösartige Fieber zu, die jährlich viele Opfer verlangen. Das Waſſer iſt ſchlecht, immer lau, und ohne Wein faſt nicht zu trinken. Das beſte Getränke zur Kühlung und zum Löſchen des Durſtes iſt eine Miſchung von rothem Wein, etwas Rum, Waſſer und Zucker.

Gleich nach Tiſche ging ich mit meinen Reiſegefährten aus, um die Stadt einigermaßen in Augenſchein zu nehmen. Zunächſt fiel es uns auf, daß Algier nicht gepflaſtert iſt. Dieß hat zur Folge, daß im Sommer bei ſich erhebendem Wind entſetzliche Staubwolken den Geſichtskreis förmlich verdunkeln; zur Regenzeit aber entſteht ein ſo abſcheulicher Schmutz, daß man nur mit hohen Stiefeln durchzuwaden im Stande iſt. Für das geſellige Leben haben die Franzoſen genug geſorgt. Auf dem Marktplatze drängen ſich franzöſiſche Kaffeehäuſer und Galanteriehandlungen, Reſtaurationen und Billard's, ja damit nichts fehlt, findet man auch deutſche Bierbrauereien. Doch das Bier verdient den Namen nicht. Einem Deutſchen, namentlich einem Bayer, würde es nicht behagen. Es iſt es etwas ſüßlich, muſſirt ſtark, und bekömmt nicht zum Beſten; mir zum wenigſten verurſachte es in der Regel Kopfweh.

Am meiſten ergötzte mich das bunte Gewühl der Menſchen aus allen Nationen und Ländern. Ich ſah nach einander auf der Straße braune Mauren, Beduinen in weißen Talaren, Juden und Jüdinnen mit langen ſpitzigen Mützen, Neger und Negerinnen, Türken und Franzoſen, Civiliſten und Militairs, Spanier, endlich Schaaren von Matroſen, von denen ein Theil, die vielleicht eben das Land wieder betreten hatten, einen argen Lärm verführten. Heute da ich zum erſten Male ein ſolches Treiben und ein ſolche Menge ſo verſchiedener Nationaltrachten vereint ſah, war ich nicht wenig überraſcht; indeſſen gewöhnte ſich mein Auge im Verlaufe einiger Wochen an einen ſolchen Anblick. Ja es war mir zuletzt, als wenn es gar nicht anders ſein könnte. Doch heute war ich durch die Menge der neuen Gegenſtände, die ich geſehen und erfahren, ſo abgeſpannt, daß ich mich zur Ruhe ſehnte.

(Fortſetzung folgt.)

Das königliche Hoftheater zu München.

Briefliche Mittheilungen Ende November 1836.

** II. Ich ſprang von meinem Gegenſtande abſichtlich ein wenig ab, da ich Sie in meinen Mittheilungen über die Theaterzuſtände in unſerer prangenden Königsſtadt in eine beſtimmte und zugleich in eine myſtiſch-traditionelle Vor-Periode gern zurückgeführt hätte. Ich muß auf meinen Lieblings-Gegenſtand, auf die plaſtiſche Kunſt, wie ſie ſich allmählich unter dem ſchöpferiſchen Einfluſſe des Königs Ludwig ſeit mehr als einem Decennium in der reichſten Blüthe entfaltet, verzichten, da ich mir ſelbſt die Aufgabe geſtellt hatte, unſere Theater-Zuſtände zu beleuchten. Seit meinem Aufenthalte in der Reſidenzſtadt, der leider periodiſch unterbrochen wurde, könnte ich Ihnen einzelne Perioden, und zwar eine La Motte'ſche eine Stichiſche, eine Weichsiſche und eine Poyßliſche bezeichnen. Jede derſelben hat ihre Annalen, jede trägt ihre Eigenthümlichkeiten an ſich, und Hofrath Käſtner bildet bereits einen neuen Zeitabſchnitt in der Geſchichte der Bühnen-Wirkſamkeit. Alle ſeine Vorgänger waren durch das Glück begünſtigt, da ſie ſowohl für das Schauſpiel, als für die Oper über vorzügliche Talente disponiren konnten. Wenn ich auch weit entfernt bin, die noch wenigen, bedeutenden Talente nicht anzuerkennen, ſo muß ich doch darauf die Aufmerkſamkeit lenken, daß die Zahl derſelben im Vergleiche zur Bühnenleitung unter Freiherrn von Poyßl zuſammenſchmolz, und dem gegenwärtigen Intendanten dadurch die Aufgabe erſchwert iſt, in jenem Umfange zu wirken, und den Anforderungen eines großen und ſtrengen Publikums zu entſprechen.

Wer bedauert es nicht, daß das Iſarthor-Theater einging? Man konnte es als eine Pflanzſchule trefflicher Talente betrachten, die, ſobald ſie eine künſtleriſche Höhe erreicht hätten, in die Räume des ernſtern Kunſttempels mit Erfolg übergetreten wären. Als der Staberl durch den überſchwenglich launichten Karl ſein Paraplue aufſpannte, und der derbe Humor alle übrigen Idole und Ideale damit in den Hintergrund zu übermüthig zurück drängte, hätte man dieſer tranſitoriſchen Richtung des Geſchmackes nicht mit einem Schlage Einhalt thun ſollen. Der moderne Comus hätte füglich die Maske mit der ernſten Muſe tauſchen können, ohne deßwegen die edle Beſtimmung einer Kunſtſchule und einer öffentlichen Bildungs-Anſtalt, wie ſie der Staat auffaſſen muß, zu beeinträchtigen. Staberl faltete ſein Paraplue zuſammen; das Theater wurde geſchloſſen, und jetzt fabriziren Knaben in dieſem Gebäude — Papparbeiten.

III. Das iſt der fortlaufende Strom der Zeit, der unaufhaltſam von einem Extreme zum andern, in der Politik wie in der Kunſt, die Geſchlechter fortdrängt. Staberl ſchlummerte nur den Scheintod. Er träumte ein ſeliges Erwachen in den liebgewonnenen Räumen des niedlich konſtruirten Iſarthortheaters, zu welchem im April 1812 der Grundſtein gelegt wurde, um am Oktober deſſelben Jahres den gütigen, edlen König Max in „Salomons Urtheil" als erſten Gaſt bei der erſten Darſtellung im ganz vollendeten, prächtig ausgeſchmückten, neuen Schauſpielhauſe mit Jubel zu empfangen. Anderes war über den Sternen beſchloſſen. Lumpaci-Vagabundus durfte von Staberl ein Arrangement für ſeinen draſtiſchen Wirkungskreis in dieſem, zum „Volkstheater" potenzirten Hauſe erwarten, da der majeſtätiſche Kunſttempel eines Architekten Fiſcher nur für die Tragödie, für das feine Luſtſpiel, für die Opera aeria, für Ifflands Thränenſtücke und für Shakespeare's Sommernachtstraum auserwählt ſeyn konnte. Staberl war maustodt, und Neſtroy zog im Jahre 1834 mit „dem obern Stocke und zu ebener Erde", und mit ſeinem Lumpacius in die geweihten Hallen, wo Wallenſtein, Thekla, Egmont, Taſſo, Maria Stuart, Konradin, Otto von Wittelsbach und Nathan der Weiſe, mit Makbeth und Göthe's Fauſt neben den muſikaliſchen Schöpfungen eines Mozart, Roſſini, Beethoven u. ſ. w. auf den höchſten Gipfel der Menſchenwürde mit den Myſterien der Kunſt uns empor tragen!

Ich bitte, erlaubenSie mir wieder einige reflektirende Rückſchritte. Ich arte in einen unwillkürlichen Tadel aus, der in dieſen kurzen Briefen ebenſowenig meine Abſicht iſt, als wie in einer hiſtoriſchen Darſtellung über Münchens Bühnenweſen, wenn ich je den Beruf hätte, in geſchichtlicher Form eine preiswürdige Anſtalt, von ihrem erſten Entſtehen bis zum gegenwärtigen Augenblicke der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Die Bühne mußte München viele Jahre Alles ſeyn; ſie umſchloß das ganze, blüthenreiche Gebiet der Kunſt, und ſammelte alle Strahlen der Poeſie in Einen Punkt, bis König Ludwig den Thron beſtieg, und die entzückende Pracht der plaſtiſchen Künſte in ihrer bezaubernden Herrlichkeit auseinander faltete, und dem Künſtler ſeine erhabene Stelle anwies.

Der Strahl der dramatiſchen Poeſie ſpaltete ſich in Töne, Farben, in großartige Architekturen, in joniſche Säulen, in Tempel und Paläſte, und in die Maiblüthe des Liedes, das ſeiner Königsbruſt entſtrömte.

Korreſpondenz.

Königlich ſächſiſches Hoftheater. Dresden, im November 1836. Die Schweizerfamilie von Weigel. Man hört

Digitized by Google

oft von „deutſcher Opernmuſik“ ſprechen, und jedenfalls will man mit dieſem Ausdrucke Folgendes ſagen: Es giebt eine Anzahl von Opern, welche rückſichtlich des Geiſtes, der in ihnen weht, ſo ganz eigenthümlich, ſo ganz aus dem poetiſchen Leben der deutſchen Nation hervorgegangen ſind, daß ſie ſich von allen übrigen ihrer Gattung lebhaft unterſcheiden, und daher ein eigenes muſikaliſches Genre bilden, welches man am paſſendſten mit dem Namen: „deutſche Opernmuſik“ bezeichnet. Kann man das aber mit Recht ſagen? Wo ſind denn dieſe Opern? Ich kenne ſie nicht, ich weiß vielmehr, daß unſere beſten Componiſten ihr höchſtes Verdienſt darin ſuchten, das Vorzüglichſte der Franzoſen und Italiener ſich anzueignen, und mit deutſcher Eigenthümlichkeit geziert, wieder auszuſtrahlen. Wie wir nirgends vollkommenes Original ſind, ſo auch nicht in der Muſik. Außerordentliches, Ungeheures werden wir niemals vor die erſtaunten Augen der Welt hinſtellen; aber das Gegebene ausbilden, mit rührender Emſigkeit zur höchſten Vollkommenheit ſteigern — das iſt unſere Sache, darin ſind wir groß.— Eine deutſche Opernmuſik in dem angedeuteten Sinne alſo haben wir nicht, aber wohl eine Oper — die Schweizerfamilie. Die iſt deutſch durch und durch, keine fremde Ader darin, und hätten wir ſie nicht, wir wüßten ſchwerlich, was eine ächt deutſche Oper ſey. Hier, in der Schweizerfamilie, iſt das ganze blondgelockte Deutſchland mit all ſeiner räthſelhaften Wehmuth und geheimnißvollen Innigkeit wie in keiner andern Muſik geſchildert, ja leibhaftig zu ſchauen. Deshalb wird auch in keiner Oper ſo viel geweint, wie hier; ich habe mich geſchaffene Menſchen in Thränen zerfließen ſehen, denn nichts rührt uns ſo ſehr, als wenn wir Leid und Schmerzen in jener einfach-herzlichen Weiſe ſchildern hören, die ſich nicht beſchreiben läßt, weil ſie eben aus dem tiefinnerſten Gemüthe hervorgeht, gleichwie man durchaus nicht ſagen kann, warum die drei Noten des Kuhreigens unſerer ſchweizeriſchen Stammgenoſſen bis auf den Tod verwunden können. Ludwig XIV. von Frankreich wußte es auch nicht, aber er bezahlte den Muſikanten, der ſeinen Schweizer-Regimentern einen ſolchen Reigen aufſpielte, mit vollwichtiger bleierner Münze. — Ja unſre Rührung, wenn wir die Schweizerfamilie hören, iſt ein unverwerflicher Zeuge, daß man mit einer durch und durch verſtändlichen Sprache zu unſerm Herzen geſprochen hat. Weigel hat dieſe Sprache erfunden, aber noch keiner hat ſie ihm abgelernt, denn ſie mag ſehr ſchwer ſeyn. Madame Schröder-Devrient hat ſie genau verſtanden, und uns in Geberden und Tönen wunderbar überſetzt als Emmeline. Welch einen tiefen Blick muß dieſe ſeltene Frau in die Natur gethan haben, um uns durch dieſes Aufjauchzen in Thränen, durch dieſes Weinen in Lachen ſo zu erſchüttern. Durch einen Blick, durch eine Bewegung wußte ſie einen Abgrund der Empfindung zu erſchließen, durch jene gewaltigen Naturlaute, die nur dem Genie zu Gebote ſtehen, das Heer der Gefühle in unſrer Bruſt aus ſeinem Schlummer aufzuſpannen, daß es in wildem Getümmel dahin brauſte, bis er die Zauberei durch ſtarke Beſchwörungen wieder zur Ruhe bannte. Und ihr Geſang! — Herr Riſſe, Richard Boll, erfreute uns durch die Lebendigkeit ſeines Spiels. Er lernt immer mehr aus ſich herausgehn, ſo daß er dießmal ein wirkliches Charakterbild hinſtellte, und durch die Correktheit ſeines Geſanges hat er uns kein geringes Wohlbehagen erweckt. — Herr Wächter, Graf Wallſtein, ſtellte mehr den edeln als den vornehmen Mann hin, im Geſang wie im Spiel, und ich ſah das lieber, als ich das Gegentheil geſehen hätte. Vornehme Leute ſehen wir oft, edle ſelten, — denen das volle überſtrömende Herz aus den Augen bricht und vor der Stirne leuchtet.

H. F. Mannſtein.

Δ. Bologna.— Die Akademie der ſchönen Künſte in Bologna hat mehrere Preisaufgaben aufgeſtellt, wozu Künſtler aller Nationen concurriren dürfen. Zur Einſendung der um den Preis werbenden Kunſtwerke iſt der 30. Juni des künftigen Jahres 1837 feſtgeſetzt. Die in Bezug der Abgabe, der Unpartheilichkeit bei Zuerkennung der Preiſe, der Bezeichnung der Werke zu befolgenden Vorſchriften, ſind die nemlichen, wie bei der Akademie der ſchönen Künſte in Mailand. Die Preisaufgaben ſind folgende: 1) Architectur. — Großartiges Amphitheater für eine Reſidenzſtadt, mit allen nöthigen Rückſichten, daß die Scenerie möglich größten Effekt hervorbringe. Die Zeichnungen ſollen auf Groſſfolio entworfen, und nebſt dem Grundriſſe und den innern und äuſſern Raumausdehnungen des Gebäudes noch auf einem oder mehreren Blättern die einzelnen Hauptbeſtandtheile in größerem Maßſtabe ausgeführt ſeyn. Auch muß der Künſtler mit Klarheit auf jene Theorie aufmerkſam machen, nach welcher er ſeinen Entwurf ausgeführt hat. — Preis: Goldmedaille im Gehalte von 60 Zechinen. 2) Hiſtoriſche Malerei. — Der Macedonier Poliſtratos, wie er Darius den letzten Trank darreicht. (Quint. Curtius, Vita Alex. L. V. c. 13. — Rollin, alte Geſchichte VII. T. I.). Oelgemälde 7 röm. Palmen hoch, 10 breit — Preis: Goldmedaille von 100 Zechinen im Gehalte. 3) Figurenzeichnung. Der heil. Teich Betheſda. — Ohne den Rand, 3 Palmen hoch, 4 breit. — Preis: Goldmedaille von 25 Zechinen, 4) Plaſtiſches Ornat. Großartiges Pallium für einen Altar einer Cathedralkirche, das in Metall ausgeführt werden könne. Das Modell ſoll 6 Palmen für 2. 6 meſſen. Preis: Goldmedaille von 25 Zechinen. 5) Kupferſtich. Dazu darf jedes Werk eines guten Künſtlers benützt werden, nur darf der nemliche Kupferſtich nicht früher lobenswerth ausgeführt worden ſeyn. Dabei ſoll eine ganze Figur, oder mehrere halbe Figuren vorkommen. Der Bewerber ſoll ſeinem Kupferſtiche ein legales Zeugniß beifügen, womit beſtätigt wird, ſeine Arbeit ſei weder gleichzeitig noch vor dem Concurſe veröffentlicht oder zu einer andern Preiswerbung eingeſendet worden. Der mit dem Preiſe Betheilte ſoll 15 Copien der Academie überlaſſen. Preis: Goldmedaille, 60 Zechinen im Werthe.

† Mailand. — Die Zahl der Aktionäre für das Monument der Malibran nimmt raſch zu; wir hoffen über hundert derſelben auch in England zu gewinnen. Auch aus andern Ländern melden ſich bereits viele. Die Unternehmung des hieſigen Hoftheaters hat den Ertrag einer Vorſtellung dafür angeboten, welche eigens als Todenfeier der berühmten Sängerin von fünf ausgezeichneten Compoſiteurs verfaßt werden ſoll.

Buntes aus Berlin.

□ In einer Preußiſchen Oſtſeeſtadt las man noch vor wenigen Jahren vor einem Hauſe: „Niederlage der privilegirten Lohnbedienten.“ Was den armen Leuten den Untergang bereitet hatte, iſt unbekannt.

Unter den zahlloſen Rettungsmitteln in Feuersgefahr ſchlägt ein hieſiger Referendair Namens Gützlaff (Verwandter eines berühmten Sinologen und Miſſionärs) vor, Pulver in eigends in den Treppen- und Thürbekleidungen angebrachten Bohrlöchern zu thun; falle ein Schuß im Hauſe, ſo ſei dies eine Anzeige daß Feuer ausgebrochen iſt, und da könne denn jeder Hausbewohner ohne weiteres zum Löſchen ſich anſchicken. Hr. Gützlaff iſt, wie es ſcheint, ein Homöopath, indem er Feuer auf Feuer gehen läßt, nach dem Hahnemannſchen Prinzip similia similibus curantur.

In dem Bücherverzeichniß der Vatikaniſchen Bibliothek, das nach dem Namen der Verfaſſer geordnet iſt, findet ſich unter dem Buchſtaben H. ein Werk „Herausgegeben.“ Ein deutſcher Gelehrter ſuchte in dieſer Bibliothek lange ein Werk von Mahlert herausgegeben, im gedachten Verzeichniſſe vergebens, bis er unter dem Namen „Herausgegeben“ fand, Monſignore Maj, und lachte nicht wenig über dieſes Quid proquo, als ihm die Bedeutung von „Herausgegeben“ erklärt wurde.

S. k. H. der Kronprinz iſt Beſitzer der berühmten Huſſitenpredigt von Leſſing. Es iſt dieſes bis jetzt das einzige Gemälde der Berliner Kunſtausſtellung, von dem ein Kupferſtich erſcheinen wird; Lithographien erſchienen von mehreren andern.

Unſer Herr von Raumer wird von einem Theil der engliſchen Preſſe ſtark mitgenommen; in bella weekly mercury wird er ein perfect prig (ein großer Naſeweiß) betitelt. Dagegen ſcheinen wieder bei ihm einige engliſche worthies nicht hoch in Credit zu ſtehen, z. B. Lord Brougham, der ihm nicht ſonderlich viel Aufmerkſamkeit erzeigt haben ſoll; aber Robert Peel um deſto mehr.

Anekdote aus dem Leben.

General T—g, von Natur äuſſerſt barſch und auffahrend, befahl ſeinem Adjutanten, ſchnell einen Rapport an den Kriegsminiſter zu ſchreiben. Der Adjutant überreichte ihn dem General zur Unterſchrift, dieſer las haſtig, und rief dem Adjutanten zu: „Aber Ihr Geſchreib da kann ja keine Sau leſen!“ — „„Ich hab es auch nicht für eine Sau geſchrieben, Exc. Herr General,““ erwiederte ganz trocken der Adjutant, und der Rapport ging ab.

Auflöſung der Charade in Nr. 25: Stundenglas.

Digitized by Google

Digitized by Google
Rob. Ketterer
Buchbinderei